Das

Walten der Fürsehung Gottes

in den

Schicksalen der Menschen

Das Geheimniß eines Königs verbergen ist gut;
Die Werke Gottes aber offenbaren und loben ist ehrenwerth.
Tob. XII. 7.

Bearbeitet
von
J. G. B. Menden,
Religionslehrer der höheren Bürgerschule zu Köln.

Erster Band.

Mit Genehmigung der geistlichen Oberbehörde.

Köln, 1854.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Das Schöne zum Guten!

Plato im zweiten Alkibiades.

Seinem Oheim,

Herrn Gottfried Strauß,

Domcapitular und General-Vicariatsrath

zu Köln,

in

Dankbarkeit und Liebe gewidmet.

I.

Zufällig — wie die Einen — durch die Vorsehung geleitet — wie die Anderen sagen mögen, traf es sich, daß ich im Alter noch veranlaßt wurde, mit vorliegendem Buche aus meiner Einsamkeit hinauszutreten. Zur Ausführung dieses Entschlusses kann ich nicht umhin, vorab von mir selbst und von meinen Verhältnissen zu reden. Wer Du auch seiest, geehrter Leser, Du wollest mir dieses Beginnen nicht übel aufnehmen. Du wollest ferner gütige Nachsicht üben, wenn ich, wie ohne eiteln Stolz, so auch ohne mißverstandene Demuth mich auszusprechen strebe. Ich bin verpflichtet, mich zu geben, wie ich bin, falls der Zweck dessen, was ich beabsichtige, erreicht werden soll. Gleichwohl kann ich in manchen Beziehungen Dich nur einen halben Blick in die kleine Welt der Gedanken und Gefühle thun lassen, die mein Innerstes oft stürmisch bewegen und meine Seele in endlose Melancholie versenken würden, stände mein Glaube an eine höhere Weltordnung nicht so fest, wie der Felsen, auf dem meine Burg liegt. Die Mauern nämlich, worin meine Wiege und das

Todesbett so vieler meiner Vorfahren gestanden, worin ich mein stilles Leben zubringe und zu enden gedenke, werden auf dem Rücken einer Anhöhe getragen, die aus einer waldigen, sanft anschwellenden Gebirgskette schroff und kühn hervorspringt. Von der Stunde an, wo ich mit Thränen das Licht zuerst erblickte, bis zu dem Tage, wo ich diese Zeilen schreibe, sind fast achtundsechszig Jahre verflossen. Meine Frau ist ungefähr in demselben Alter. Kinderlos, bin ich zugleich der Letzte meines Stammes. Mein Hab und Gut, ein bescheidener Ueberrest größeren, aber verlornen Familienglückes schützt noch einstweilen das alternde Stammhaus und bewahrt es vor dem drohenden Ruine, dem es nach mir unabwendbar verfallen wird. Ein altehrwürdiges Zimmer im grauen Thurme ist mein liebster Aufenthalt. In ihm starb der beste meiner Ahnen an einer Wunde, die er im Kampfe für sein Vaterland erhalten hatte. In ihm übergab er sterbend das Schwert, womit er selbst gefochten hatte, seinem Erstgebornen, um dem Andrange der Feinde im offenen Felde zu begegnen. In ihm hangen noch die Zeichen der Siege, die jener tapfere Vater und dieser Sohn davon trugen. Stolz und Wehmuth überfallen hier oft mein Herz, in dem nicht selten die widersprechendsten Stimmungen kämpfen. Der Freude im Uebermaß zugänglich, sinke ich leicht in die tiefste Traurigkeit. Trübsinnige Ahnungen kommen mir mitunter vor, als wären sie wahre Ergötzungen. Die Zukunft malt mir eine erregbare Phantasie so lebendig, als sähe ich mit leibhaftigen Augen in der Gegenwart, was erst zukünftig sein wird, als sähe ich, wie Sturm und Regen das Dach durchwühlt, welches über meinem greisen Haupte schon mo-

dert; als hörte ich, im Grabe liegend, wie Stein nach Stein von den geborstenen Wänden herabbröckelt, um dem Wanderer deutlich genug zu sagen, daß alle hinfälligen Herrlichkeiten dieser Erde doch nichts sind, als Eitelkeit über Eitelkeit.

Es gibt einen Dichter, der vor allen das Gemälde meiner heimatlichen Behausung entworfen hat, wie sie — in der That zwar erst nach geraumer Zeit — in meiner ahnenden Vorstellung schon jetzt dasteht. Für mich wenigstens rollt er die Geschichte ihrer Vergangenheit halbwegs auf und setzt ihre Zukunft prophetisch gleichsam in ein Helldunkel, so oft ich das Klagelied dieses Sängers ansehe. Verschmähe es nicht, geneigter Leser, dasselbe durchzugehen, um Dich mit meinen Gefühlen so viel vertraut zu machen, wie ich es wünsche. Es ist Matthisson's Elegie, geschrieben in den Ruinen eines alten Bergschlosses, wie folgt:

Schweigend, in der Abenddämm'rung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Herden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh'
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier, auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät,
Auf des Berges Felsenstirn erhöht.

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
  Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
  Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
  Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
  Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

Zeuch in Frieden, sprach der greise Krieger,
  Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert,
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
  Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte,
  Gleich dem aufgeblühten Rosenhain,
  In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
  Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
  Beugte sich vor ihm des Feindes Macht.
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felsenschlosses Hallen,
  Zu des Vaters Freudenthränenblick,
  In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
  Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glühn im Abendgolde,
  Rosse fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend,
Steht sie da erröthend und erbleichend;
  Aber was ihr sanftes Auge spricht,
  Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

Fröhlich hallte der Pocale Läuten
 Dort, wo wildverschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
 Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwererkämpfter Siege,
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege,
 Weckten in der rauhen Helden Brust
 Die Erinn'rung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Grau'n und Nacht umdüstern
 Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit.
Schwermuthvolle Abendwinde flüstern,
 Wo die Starken sich des Mahls gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
 Wann der Kriegsdrommete Ruf erklang
 Und aufs Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
 Tief im dunkeln Erdenschooße nun!
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
 Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn;
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank, wie ihre Grüfte;
 Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
 Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
 So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
 Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
 Urnen, der Erinnerung geweiht,
 Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier am Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen:
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Liebe! deines Tempels Rosenauen
Gränzen an bedornte Wüstenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab.

An dem Abende eines trüben Herbsttages saß ich in der Fensternische des Thurmes und erwartete die Rückkehr meiner Frau, welche eine volle Woche abwesend war und der Absprache gemäß schon am Morgen eintreffen sollte. Sie war mit dem Sohne ihrer Schwester zu dessen Eltern gefahren, welcher die Ferien bei uns zugebracht hatte und nun zur Fortsetzung seiner Studien auf das Gymnasium zurückreisen mußte. Die Dämmerung umschleierte schon allmählich das Thal und hinderte mich selbst auf der Höhe, die ich bewohne, diesmal auffallend früh, das Lesen fortzusetzen, womit ich mich stundenlang beschäftiget hatte. So unwillkommen mir auf den ersten Augenblick diese Unterbrechung meiner interessanten und lehrreichen Beschäftigung war, so erfreute mich doch bald das angenehme Gefühl der Ruhe, zu der mich die Dunkelheit wenigstens für eine Weile einlud. Während ich diese aufgedrungene und

dennoch liebgewordene Wohlthat beim Auf- und Abgehen genoß, verloren sich meine Gedanken nach und nach aus den Betrachtungen, die durch die Lectüre in meinem Geiste angeregt und dadurch noch keineswegs abgebrochen worden waren, daß das Buch bei Seite gelegt wurde. Die Arme kreuzweise übereinandergeschlagen, lehnte ich mich auf die Brüstung des geöffneten Fensters und gedachte vergangener Tage. Ich las gleichsam die Memoiren meines Lebens, wie sie, Anderen unbekannt, in meinem Gedächtnisse aufgezeichnet sind. Obgleich es gerade keine unglücklichen Ereignisse meiner Vergangenheit waren, die mich beschäftigten, so versenkte sich doch meine Seele, ich weiß nicht, in welch eine dunkle, trübe Stimmung. Ich wurde niedergeschlagen fast bis zu Thränen. Melancholie umlagerte mein Herz mit solcher Gewalt, daß sie es gefangen hielt, obwohl das Bewußtsein nicht selten erwachte und mich fragte: warum doch so traurig?

So oft die Vernunft über meine Schwärmerei die Oberhand zu gewinnen suchte, eben so oft fiel ich in meine Träumereien zurück. Wider Willen, kann ich sagen, wollte ich mich quälen; denn ich hatte ein unerklärbares Vergnügen an meiner Betrübniß.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde kündete der Glockenschlag der Thurmuhr die eilende Zeit an; aber ich hörte es nur selten und beachtete es nie. Ein kühler Regenschauer rauschte mittlerweile im nahen Walde. Ich hatte gesehen, wie er aus dem Gebirge heranzog; ich sah auch, wie er sich wieder verlor. Mein Auge schweifte bald oben an den Sternen umher, bald stierte es tief unten auf den Felsen hin, von dem sich der Gießbach brausend hinabstürzt. Der Mond trat

jetzt aus den Wolken hervor, jetzt verbarg er sich wieder hinter denselben und warf so durch sein blasses Licht über Berg und Thal einen raschen Wechsel. Aber alle Veränderungen in der Natur änderten den Trübsinn in meinem Gemüthe nicht, bis mich unerwartet eine Hand beim Arme faßt, und eine gedehnte Stimme zu mir spricht: „Herr Baron!“ Ich schrecke auf, sehe um, trete einige Schritte bei Seite und frage: Wer ist da? — Ob der beklommene Zustand meines Innern oder der magische Mondschein von außen oder Beides zugleich es verursachte, genug — ich glaubte eine übergroße Menschengestalt vor mir zu erblicken, welche auf mich fast den Eindruck einer Geistererscheinung machte. Ich suchte mich zu fassen, und als nicht gleich eine Antwort erfolgte, fragte ich abermals: Wer ist da? Fast gleichzeitig aber erwiederte eine gebrochene Stimme: „Ein Unglücklicher . . . .“ Wie! was! fiel ich unterbrechend ein, indem ich mich dem Schellenzuge näherte. Das Herz klopfte mir in der Brust. — „Ich bin Ihr Wilhelm, Herr Baron! Sie werden entschuldigen, daß ich so spät hier eintreffe,“ fuhr der Ungekannte fort.

Mein Gott! entgegnete ich verlegen, bist Du das, Wilhelm? Ich bitte, nimm Platz. Ich will Licht kommen lassen. Du überraschtest mich beim ersten Augenblick, da ich dich weder hereinkommen gesehen noch gehört hatte. „Ich bedaure sehr,“ entgegnete mein Gast, „Sie in etwa erschreckt zu haben. Der Diener öffnete mir die Zimmerthür, meldete mich an und hieß mich zur gleichen Zeit eintreten. Ich grüßte einige Mal, hatte aber, wie Ihr Bedienter, das Loos, nicht bemerkt zu werden, weil Sie Sich zum Fenster hinausgelehnt

hielten. Da der Diener mit den Worten: „„Ich sehe, der Herr hat noch kein Licht,““ eilig zurückgegangen war, so nahm ich mir die Freiheit, auf Sie zuzugehen. — Doch mehr, als wegen dieses Schreckens, den ich Ihnen nur unbedachtsamer Weise verursachte, muß ich um Vergebung bitten, daß ich nach so vielen Jahren jetzt Ihr Haus betrete, ohne vorher um Erlaubniß gebeten zu haben.“ Sei mir willkommen, Wilhelm! beruhigte ich ihn und setzte die Frage hinzu, ob er sich nicht umkleiden wolle. Ich sehe, bemerkte ich, daß Du vom Regen durchnäßt bist. Folge mir in das Schlafzimmer, das ich Dir anweisen will. Man wird Dir Wäsche, und was zur Bequemlichkeit dient, besorgen. Inzwischen soll uns das Abendessen bereitet werden, wobei wir uns unterhalten können, wenn Du es nicht vielleicht vorziehen solltest, Dich gleich nachher zur Ruhe zu begeben. „Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an“, sprach er und schritt mir bis zu dem Zimmer voran, das ihm von früher her wohl bekannt war, während ich mit einem der beiden herbeigebrachten Lichter nachfolgte. Da er auffallend lange in demselben zurückblieb, so suchte ich ihn selbst auf und fand ihn zum Fenster hinausgelehnt, ganz wie er mich vorhin antraf. Er unterhielt sich hier mit mir einige Minuten lang über das Wetter, das sich bis dahin vollends aufgeklärt hatte. Nachdem wir uns in mein Wohnzimmer wieder zurückbegeben, erzählte er, wie er von der Landstraße ab den nächsten Weg über das Gebirge eingeschlagen, aber, in trübe Gedanken vertieft, an den drei Eichen den Fußpfad verfehlt habe. So sei er wohl zwei Stunden lang im Walde umhergeirrt. Von oben durch anhaltenden Re-

gen durchnäßt, von unten durch großes Haidekraut beläſtiget, habe er ſich mit Mühe zwiſchen den Geſträuchen durcharbeiten müſſen, bis das alte Jägerhaus erreicht wurde, von wo er einen ſichern Ausweg finden konnte. Während er nun zum Fenſter hinaus in die Mondſchein-Landſchaft blickte, ſprach er ſeufzend: „Hier ſtehe ich denn wieder, wo ich in den glücklichen Jahren meiner Jugend frohe Stunden, ſelige Tage durchlebte. Hier iſt es, wo ich in troſtloſer Lage mit vollem Vertrauen noch einmal anklopfen darf, nicht wahr, Herr Baron?" — Er drückte mir bei dieſen Worten krampfhaft die Hand. Ich hielt die ſeinige feſt und führte ihn von dort weg. Du weißt, entgegnete ich, daß ich mich freue, Dich hier zu ſehen. Das Eſſen iſt aufgetragen; wir wollen nicht zögern. Laß uns gehen. Du bedarfſt nach Deiner Reiſe der Erquickung.

Bei Tiſche blieb er auffallend ſtill; er aß und trank wenig und ſchien ſich nach dem Augenblicke zu ſehnen, wo er mir ungeſtört ſein Herz öffnen könnte. Ich ahnte, er wolle mir noch Manches mittheilen, was ihn drücke und ihn veranlaßt habe, nach langer Trennung mich wieder aufzuſuchen. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Denn kaum fanden wir uns allein, wo kein Diener mehr ſtörte, ſo ſprach er gerührt: „Sie werden hoffentlich meinen Undank verzeihen. Nachdem ich im Sturme jugendlicher Leidenſchaft Sie einmal verletzt hatte, geſellte ſich unglücklicher Weiſe zu meiner Blindheit noch der Stolz, der ſich nicht beugen will . . ." Ich bitte, fiel ich beruhigend Wilhelm in ſeine Selbſtanklage ein, laſſen wir Vergangenes vergangen ſein. „Ach ja," fuhr er fort, „ich kenne Ihre Güte, die durch Wohlthaten Dank zu verdienen und durch Groß-

muth Undank zu vergeben versteht. Der Adel Ihrer Gesinnung stößt vor Allem keinen Unglücklichen zurück, sobald er in Reue bekennt, daß er Ihr Wohlwollen mißachtet hat. Herr Baron, das Elend lastet schwer auf mir. Es treibt mich fort von Haus und Kindern. Ich irre seit vierzehn Tagen umher und finde nicht Rast noch Ruhe. Bei einigen meiner Freunde suchte ich schon Trost und Frieden, aber trotz aller freundlichen Aufnahme bin und bleibe ich wie verlassen und verstoßen." — Beruhige Dich, mein Lieber, sagte ich zu ihm, und suche Dich auch im Unglücke zu fassen. Du weißt, daß Dir mein Haus offen steht, und was meine Persönlichkeit betrifft, so sei versichert, daß es mir eine Freude sein wird, wenn ich Dir helfend zur Seite stehen kann. Die Anzeige von dem Tode Deiner guten Frau hat mich überrascht. Seitdem habe ich noch täglich an dieselbe gedacht. Ich drücke Dir mein Beileid aus, das ich empfinde. Du hast Vieles verloren. Doch die Schickung des Himmels muß der Sterbliche in Geduld ertragen. Sterben ist unser aller Loos.

Hier hielt ich mit meinen Worten inne, weil sie durch den Anblick der Thränen zurück gehalten wurden, die dem rüstigen Manne aus den Augen fielen und an dem rauhen Barte herab träufelten. Als dieses peinliche Stillschweigen nur durch Schluchzen unterbrochen wurde, stand er auf und ging hinaus. Nachdem er zurück gekommen war, schritten wir von einer Seite des Zimmers zur anderen hin und her, während er die Umstände aus einander setzte, unter denen der Tod seiner Frau erfolgte.

„Seit einem Jahre", so erzählte er, „zeigten sich Symptome der Auszehrung. Meine Geistesrichtung und

Lebensweise mögen Vieles dazu beigetragen haben, daß sich in ihrem Herzen ein stiller Kummer festsetzte, den sie so viel wie möglich zu verbergen suchte. Ich klage mich hierüber an, obgleich ich ihr im Uebrigen Beweise meiner Liebe nicht vorenthalten habe.“

Der Stempel der Wahrheit, der sich seiner Erzählung von selbst aufdrückte, das aufrichtige Eingeständniß seiner Schuld, die Offenheit, womit er mich, den er so lange gemieden hatte, bis in die innersten Falten seines Herzens blicken ließ — söhnte mich mit Wilhelm vollends aus. Dieser Offenherzigkeit suchte ich, so viel an mir war, mit warmer Theilnahme entgegen zu kommen, ohne in jene Zudringlichkeit zu verfallen, die in ähnlichen Verhältnissen einsichtsvollen Männern gegenüber ihren Zweck meistens verfehlt.

Wenn ich in diesen Angaben, mein lieber Leser, mich selbst als einen Mann darstelle, der durch Gastfreundschaft Böses mit Gutem zu vergelten kein Bedenken trug, so geschieht es, wie schon angedeutet, um durch Weglassung wesentlicher Momente die Erzählung nicht zu verstümmeln, und um keine übel angebrachte Demuth auf Kosten der Wahrheit vorwalten zu lassen. Ich beseitige hoffentlich den Schein gesuchten Selbstlobes ganz und gar, wenn ich die Versicherung gebe, daß nach meiner Ansicht auch der gefühlloseste Mensch sich des Mitleids nicht würde erwehrt haben können, falls er, wie ich, Augen- und Ohrenzeuge von dem Schmerze gewesen wäre, der in dem Angesichte und in den Worten des Unglücklichen lag, als er einerseits den Kummer eines Mutterherzens, und andererseits die fromme Ergebung einer gottesfürchtigen Christin mit lebendigen Farben anschaulich machte, welche seine

kranke Gattin bei dem Tode ihres neu geborenen Söhnchens empfunden und bewiesen habe. Auch der roheste Feind würde dem Schwergeprüften sein Erbarmen nicht entzogen haben, wenn er gehört hätte, wie dieser Gatte, welcher seit geraumer Zeit den Wahrheiten und jetzt noch den Tröstungen der Religion sein Herz verschloß, das Schicksal anklagte, das sich gegen ihn verschworen und ganz Unerträgliches über ihn unabwendbar verhängt habe.

„Ich fand mich", sprach er, „in den frühen Tod meines Kindes mit Gelassenheit, obgleich, oder weil ich es schon erfahren hatte, was es heißt, das zu verlieren, was einem Vater so theuer ist. Der Anblick der Leiche dieses meines Sohnes traf mich nicht so hart, als vor acht Jahren der Verlust des ersten, welcher, wie Sie wissen, Zwilling war von meiner Marie, die nun allmählich heranwächs't und seit den letzten Wochen die schönste Hoffnung für die Zukunft ist. Doch auch diese Hoffnung kämpft mit der bangen Furcht, sie ebenfalls zu Grabe tragen zu müssen. Dann stände ich mit meinen übrigen vier, noch so gar kleinen Kindern allein. Mehr als dieses, Herr Baron! Ich ergab mich mit Resignation sogar in die tagtäglich wachsende Gefahr der Krankheit meiner Frau, welche ich immerhin, wenn auch leider nicht von ganzem Herzen, dennoch wahrhaft liebte. Nach der ersten Bestürzung wurde ich bald mit dem vertraut, was das ärztliche Urtheil meiner Collegen sowohl wie das meinige als mir bevorstehend deutlich genug ankündigte. Als die Leidende aber Spuren der Geistesabwesenheit zeigte, nein! — da übermannte mich eine völlige Trostlosigkeit. Zwar täuschte ich mich noch Anfangs durch

die eitle Hoffnung, welche Alles glaubt, weil sie Alles wünscht, es sei diese Wendung der Krankheit nichts weiter als das gewöhnliche Phantasiren, welches vielfach der Vorbote des herannahenden Endes, bei Fiebern sogar eine vorübergehende Erscheinung ist. Seitdem ich mich aber der Ueberzeugung nicht mehr entschlagen konnte, daß ein völliger Wahnsinn eingetreten sei — nein, nein! — es läßt sich nicht aussprechen, es läßt sich nur fühlen, was der Mensch leiden kann!

„Zwanzig lange Tage und noch längere Nächte anhaltender Qual ließen fast keinen Schlaf mehr auf meine Augen kommen. Zu Hause wurde mir Alles zu eng, und draußen Alles zu weit, wüst und leer. Die Theilnahme befreundeter Personen ward mir ein unabweisbares Bedürfniß, und doch fiel mir ihr Zuspruch lästig. Der Anblick des armen Weibes trieb mich weg von ihrem Bette, und entfernt von ihr konnte ich es nicht aushalten. Wenn ich sie verworrene Gebete herstammeln hörte, dann zürnte ich nicht selten über ihre Andacht, die ich ihr vordem ungestört gegönnt hatte. So oft sie mit ihren Kindern tändelte, schnitt ihr verzerrtes Lachen mir tief in die wunde Seele ein, und so oft sie dieselben mit Heftigkeit zurückwies, wollte mir fast das Blut in den Adern stocken. Mein Herzenleid brachte mich bis an die Gränzen der Verzweiflung, wenn sie mich — den Mund geöffnet, die Augen stier, den Kopf unbeweglich — anblickte und stumm blieb auf alle meine Anreden.. Es war mir, als wenn sie es in der unschuldigen Bewußtlosigkeit darauf anlege, mir den furchtbaren Wettkampf anzubieten, ob meine mitleidige Freundlichkeit oder ihre unbezwingbare Gefühllosigkeit es länger aushalte. Ihre Verwandtinnen

und besten Freundinnen theilten mit mir das traurige Schicksal, nie gekannt zu werden. Aber meine Frau fragte doch häufig nach der Einen oder nach der Anderen; sie redete auch wohl Jeden an, der ihr nahe trat; sie unterhielt sich selbst mit ihren verstorbenen Kindern, als ständen dieselben lebendig vor ihr; sie sprach von Allen, nie — niemals von mir. Den Namen ihres Mannes hat sie nicht ein einziges Mal über ihre Lippen gebracht, ihn mit der größten Gleichgültigkeit angehört, wenn Andere von mir in ihrer Gegenwart Meldung thaten."

Hier, wie noch an anderen Stellen der Erzählung, unterbrach ich meinen Gast in seinen Worten, um ihn durch meine Theilnahme zu trösten oder doch wenigstens zu beruhigen. Ihn verhindern, das auszusprechen, wovon sein Herz so voll war, konnte und wollte ich nicht; denn mitgetheilter Schmerz, dachte ich, ist nur halber Schmerz, wie getheilte Freude doppelte Freude ist.

„Wenn es überhaupt einen gibt," fuhr er fort, „den sie mit Bestimmtheit stets erkannte, so war es ganz allein der Arzt, welcher sie neben mir von Anfang an behandelte. Ihn grüßte sie meistens mit der gewöhnlichen Anrede: „„Herr Doctor"", und Anfangs wenigstens weigerte sie sich selten, seine Anordnungen zu befolgen. So Vieles vermochte derselbe über sie, daß sogar alle Vorsichtsmaßregeln überflüssig erschienen, die ohne mein Vorwissen verabredet und in meiner Abwesenheit schon zum Theil getroffen worden waren, als am vierzehnten Tage ihres traurigen Zustandes das Entsetzliche eintrat, was mich jedesmal schaudern macht, so oft ich daran zurück denke. Man hatte mich aus ihrem Zimmer unter allerhand Vorwänden ent-

fernt zu halten gesucht, um sie, denken Sie Sich, Herr Baron, in Fesseln zu legen. Solchen Grad hatte der Wahnsinn erreicht. Ich verlangte, zu ihr zu kommen, ohne jedoch von dem zu wissen, was geschehen. Man vertröstete mich, noch eine Viertelstunde zu warten, bis man ihre Lagerstätte, wie es täglich geschah, gewechselt habe. Nun forderte ich Einlaß. Man hält mich zurück unter dem Vorgeben, die Wartefrau müsse noch eine Weile zu ihrer Verpflegung allein sein. Ich erzwinge mir, Schlimmes ahnend, den Zutritt. An der Zimmerthür angekommen, sucht der Arzt mich auf die Nothwendigkeit seiner Anordnung vorzubereiten; ich hörte seine Worte und hörte sie doch nicht — ich sehe meine Gattin an den Händen gebunden und in eine Zwangsjacke gelegt. O entsetzlicher Anblick! Da liegt sie, meine gutmüthige Elise, o, verzeihen Sie die Worte, das sanftmüthigste Geschöpf der Welt — wie ein Verbrecher, wie ein Thier geschlossen —, sie, die keinen anderen Zorn kannte, als höchstens ein zürnendes Wort bei der gerechtesten Sache noch mit der größten Gelassenheit gesprochen; sie, die keine andere Gewaltthätigkeit übte als durch Thränen, sie liegt da — sieht mich mit einem Blicke an, der Steine erweichen müßte, als wollte sie mit einer stummen Sprache Hülfe rufen, um sie doch aus der Hand grausamer Menschen zu befreien. Sie sieht mich fort und fort an... Da sank ich auf einen Stuhl nieder, weinte aber nicht. Weinen konnte ich nicht, denn das Uebermaß des Schmerzes setzte sich fest in meiner Brust und drängte mein beklommenes Herz, als wollte es zerspringen. Mit Ungestüm stieß ich einige Worte aus und begann, sie von ihren Banden zu lösen. Man hält mich zurück;

ich winde mich los; man faßt mich wieder und spricht mir halb verstandene Worte zu. Mein Auge trifft das ihrige; es verräth nichts als — Gleichgültigkeit und Wahnsinn! Ich stürzte hinaus, lehnte mich an die Gartenmauer und weinte und stöhnte, bis der gefühllose Sand am Boden mehr Thränen kannte, als das ausgetrocknete Auge eines mitleidenden Menschen. Nachdem ich so mich recht satt geweint hatte, wurde es mir leichter. Ich folgte dem Arzte in seine Wohnung. Dort ging ich ein und aus, meistens in Gesellschaft mit Anderen, im Ganzen gelassen und ruhig. Bald arbeitete ich im Garten, bald nahm ich mir ein Buch, las ganze Seiten, verstand aber oft keine einzige Zeile. Wenn man mich durch eine Unterhaltung zu zerstreuen oder aufzumuntern suchte, so fühlte ich mich durchgehends unglücklicher, als wenn ich an einem Orte allein saß und stundenlang gedankenlos in den umwölkten Himmel sah, oder planlos mit einem Stocke in den Sand schlug. Ich kann mir jetzt meinen Zustand nicht anders erklären, als daß ich damals in Vielem einem Menschen nicht mehr glich.

„Am folgenden Tage nahm die gewaltsame Aufregung meiner Elise, nach der Versicherung des Arztes, in dem Maße ab, als die ursprüngliche Krankheit zunahm. Am Morgen des vierten Tages nach jener Trennung ging ich in seiner Begleitung wieder in mein Haus, nicht ohne Zweifel an der Wahrheit der Nachrichten, die mir zugekommen waren, sah aber — bei all meiner Betrübniß mit Freuden — die Bestätigung der Kunde, daß sie frei von Fesseln ruhig im Bette liege. Sie athmete oft tief, als ob sie aus einem schweren Traume erwachte. Vernunft lag zwar nicht

in ihren sparsamen Wörtern, jedoch verriethen ihre Antworten bisweilen, daß sie die Fragen verstanden habe, welche man an sie stellte. Die Besserung einerseits und die Verschlimmerung andererseits hielten fortwährend ihren gleichmäßigen Verlauf.

„Am Morgen des Tages vor ihrem Tode erwachte sie aus einem langen und ruhigen Schlafe; sie blickte mehrmals um, fragte nach ihren Kindern und — nach mir. Man benachrichtigte mich davon, als ich noch — freilich schlaflos — im Bette lag. Dieses Wort war Balsam in meine tödliche Seelenwunde. Sie redete seitdem noch Vieles freundlich und besorgt mit mir und mit unserm Töchterchen, von Zeit zu Zeit sich in langen Pausen unterbrechend, da ihre Schwäche ein anhaltendes Reden nicht gestattete, aber ohne die geringste Spur des Irrsinnes. Ihre Worte werden mir unvergeßlich bleiben; sie alle anzuführen, bringt an diesem Abende zu weit; denn ich muß, Herr Baron, Ihre Geduld und Theilnahme für eine andere Mittheilung in Anspruch nehmen. Doch ich darf noch Eines nicht unerwähnt lassen, was, wie damals auf mich, so auch jetzt auf Sie einen tiefen Eindruck zu machen nicht verfehlen wird. Mit Vorliebe sprach sie von ihrem bevorstehenden Dahinscheiden, und zwar mit einer Ruhe und Entschlossenheit, wie wenn Jemand in seinen gesunden Tagen die christliche Lehre vom Tode vorträgt. Sie, die der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns war, sie eben war diejenige, die Andere zu trösten sich bestrebte. Manches ordnete sie für die Zeit an, wo sie selbst nicht mehr unter den Lebenden sein werde. Während ich sie nun einmal verlassen hatte, beauftragte sie die Marie, den Pfarrer zu ihr zu bit-

ten. Dieser war schon zu wiederholten Malen bei ihr gewesen, als sie noch in dem bewußtlosen Zustande war. Das Kind, das, erst dreizehn Jahre alt, die größte Aufopferung und den bewunderungswürdigsten Muth bei der Pflege seiner Mutter Tag und Nacht bewiesen hatte, stand gerade im Begriffe, den erhaltenen Auftrag rasch zu vollführen, als es mir im Hofe begegnete und seine Absicht mittheilte. Ich hieß es aber umkehren und der Mutter sagen, daß ich selbst dem Pfarrer ihre Bitte vortragen werde. Dies geschah. Dann eilte ich demselben voraus, um ihr seine Ankunft zu melden. Sie drückte mir krampfhaft die Hand, und während eine helle Thräne in ihr großes Auge trat, sprach sie mit Rührung und langsam: Ich danke Dir, Wilhelm! ich danke Dir tausendmal! Sie begann darauf leise zu beten; unterdessen bereitete die Krankenwärterin Alles nach Brauch und Sitte vor. Der Priester trat bald nachher ein, blieb eine Weile bei ihr allein, sprach dann seine Gebete und ertheilte ihr die Sacramente. Ein himmlischer Friede — das sagen Alle — lag auf ihrem hageren Angesichte, und ihre Andacht erbaute Jeden, der zugegen war. Während der Pfarrer die Schlußgebete hielt und wenige, aber salbungsvolle Worte geistigen Trostes ihr zusprach, sah sie ihn mit unverwandten Blicken an. Von da ab öffnete sie die Augen nur selten, ließ die Marie noch einige Mal aus dem Buche vorlesen, das Sie ihr an dem Tage unserer Vermählung zum Geschenk gemacht haben, Herr v. N., und verschied gegen zwei Uhr folgenden Morgens sanft und ruhig."

Bei diesen Worten ließ mein unglücklicher Gast den Thränen vollen Lauf, die er während der ganzen Er-

zählung oft mit Gewalt, doch mitunter vergebens zurückzuhalten gesucht hatte. Mehrmals seufzte er in tiefen Athemzügen. Wie diese Schmerzenslaute von seinem Herzen kamen, so drangen sie zu dem meinigen; denn sie ließen mich ahnen, was er fühlte. Er erhob sich und ging eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, stumm und mit gesenktem Haupte. Ich selbst hatte große Mühe, mich zu fassen, suchte ihn jedoch mit wenigen Worten zu trösten, und lud ihn endlich ein, sich zur Ruhe zu begeben. „Nein," fiel er hastig ein, „ehe ich Ihre Wohnung zu betreten den Entschluß faßte, schwur ich bei mir selbst, mir keinen Schlaf zu gönnen, bis ich Ihnen ein Geheimniß entdeckt hätte, das mir als ein trauriges Erbe von meinem Vater in den letzten Stunden seines Lebens überkommen ist. Ich weiß, er war Ihnen und Sie ihm ein vertrauter Freund von der Studirzeit her. Der Eine eröffnete dem Anderen alle Gedanken, Wünsche und Sorgen ohne Scheu und Rückhalt; aber seine Brust verbarg sorgfältig Ihrer Kenntnißnahme eine Herzens-Angelegenheit, die nun auf meiner Seele allein lastet und die ich unter Umständen Ihnen und nur Ihnen mitzutheilen befugt bin."

Mein Lieber, entgegnete ich, halte für heute inne. Du bist, gewiß nicht ohne Grund, in gar betrübter Stimmung; diese läßt Dir aber hinwiederum Alles zu trübe, zu düster erscheinen. Du ängstigest Dich sicher mit einer Furcht, die Du Dir selbst herauf beschworen hast. „Nein, o nein, Theuerster!" antwortete er: „Sie kennen meinen Charakter, meine Ansichten; Sie wissen, so gut wie ich selbst, daß ich weder ein Phantast, noch ein Schwärmer oder Hypochonder bin. Schenken Sie

mir noch eine Viertelstunde Gehör. Zu unzähligen Wohlthaten, die Sie mir erwiesen haben, fügen Sie die der Geduld hinzu, welche ich noch beanspruche. Ich fordere viel, aber Ihre Hochherzigkeit, davon bin ich überzeugt, ist größer, als meine Zumuthung."

Nachdem ich ihm die Versicherung meiner lebendigsten Theilnahme an seinem Geschicke wiederholt hatte, fuhr er fort: „So vollkommen ich auf Ihre Discretion baue, so kann ich dennoch ohne ausdrückliche Zusage Ihrer unbedingten Verschwiegenheit meinen Mund nicht öffnen." — Unter der Bedingung, sagte ich, daß dieses mein Stillschweigen niemals mit einer meiner Pflichten in Widerspruch gerathen wird, verspreche ich, ohne Deine eigene Erlaubniß keinem Menschen jemals von dem Mittheilung zu machen, was Du mir zu verkünden im Begriffe stehst.

„Wir sind ja allein und von Niemandem bemerkt?" fragte er mit leiser Stimme, indem er verlegen um sich herblickte. . . . .

Hier muß ich die Erzählung abbrechen, da dem Versprechen gemäß meine Zunge das Siegel eines Geheimnisses nicht brechen darf, welches ich so gern vor den Augen meiner Leser aufdecken möchte, weil es vor Allem geeignet ist, einen Blick werfen zu lassen in die trostlose Lage eines vom Unglück schwer Betroffenen. Nur das Eine sei noch bemerkt, daß aus der Viertelstunde eine geraume Zeit wurde, die gleichwohl schnell enteilte. Die Stunde der Mitternacht war schon gekommen, als ich beim Scheiden ihm eine angenehme Ruhe wünschte, obgleich ich befürchten mußte, daß er sie nicht finden werde. Er schloß sich in sein Zimmer ab, aber mein Herz und Sinn blieb bei ihm. Ich

stellte mich, in Gedanken versunken, an das Fenster, declamirte halblaut mehr als einmal in die lange Nacht hinein:

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land.
Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schooß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.
Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.
Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.
Das arme Herz, hienieden
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Es schlug eben ein Uhr, als ich zu Bette ging. Schlafen konnte ich jedoch noch lange nicht; denn es stand nicht in meiner Macht, den Geist eben so ungehindert zur Ruhe zu bringen, wie den Körper.

II.

Nachdem Wilhelm bei mir einen Tag, im Ganzen ruhig, bisweilen sogar wohlgemuth, zugebracht hatte, trat er am zweiten, Morgens 7 Uhr, zwar düster, aber doch gelassen und ergeben, in mein Wohnzimmer ein. Wehmuth warf seine sonst offene Stirn in Falten, auf der sich jetzt eine Traurigkeit abspiegelte, welche dem beängstigenden Mißmuthe des ersten Abends nicht mehr glich. Sei es, daß sich diese Gemüthsstimmung wirklich in seinem Angesichte ausgeprägt hatte, sei es, daß meine Gedanken sie hineinlegten — genug, ich las sie in seinen Mienen. Auf meine Frage, wie er geruht habe, antwortete er: „Wenig, aber erquickend, denn ich fühle mich von meiner Reise gar nicht mehr ermüdet. Zwar zögerte ich gleich Anfangs noch längere Zeit, ehe ich mich niederlegte, da ich kein Bedürfniß zum Schlafen fühlte. Ich las deßhalb in einer Flugschrift, die ich zufällig in dem Wandkorbe fand, doch mit vieler Unaufmerksamkeit." Auf einzelne kleine Gegenbemerkungen äußerte er halb lächelnd: „Wissen Sie, Herr Baron, ich war bange, wie vor Gespenstern." Ei, warum das? fragte ich. „Da seit meiner letzten Anwesenheit hierselbst", antwortete er, „die grünen Gardinen vor dem großen Glasfenster weggenommen sind,

so blickte ich von meinem Stuhle aus durch dasselbe in die großen Büchergestelle Ihrer Bibliothek hinein, und das machte auf mich, ich muß es gestehen, einen ganz beängstigenden Eindruck. Ich mußte mich entschließen, mit dem Lichte in der Hand durch die Räume zu wandeln, dann erst konnte ich mich beruhigen. Später habe ich aber gut geschlafen.“ Hiernach ging er trübsinnig und schweigend im Zimmer auf und ab.

Ich bespöttelte Anfangs seine kindische Furcht, suchte jedoch bald seinen Geist auf Fremdartiges hinzulenken, als ich bemerkte, daß er das Gespräch wieder auf die Mittheilungen zurückbringen wollte, die er mir am ersten Abende gemacht hatte. Eine Zerstreuung schien mir für ihn wohlthätig und für mich weniger empfindlich, als wenn ich mit ihm immer wie mit einem nicht schuldlosen Unglücklichen fort und fort reden sollte. Der Morgen versprach für den neuen Tag ein besseres Wetter, als der vorangegangene gebracht hatte. Ich benutzte das viel besprochene Thema der Unterhaltung über die Witterung, um mich in der drückenden Alternative eines vielsagenden Schweigens oder einer nichtssagenden Unterredung, so gut es ging, zurecht zu finden. Mittlerweile riefen vom Fuße des Berges her die Glocken zur Kirche und boten mir Erlösung von meiner empfindlichen Verlegenheit. Wer nie in einer ähnlichen Lage gewesen ist, der kann es unmöglich beurtheilen, wie peinlich es sein muß, wenn man nicht schweigen darf und doch auch nicht sprechen kann. So will ich denn, sagte ich, zum Gottesdienste gehen, und stand eben im Begriffe, mein Buch zu nehmen, als er mir folgte und mit den Worten einfiel: „Erlauben Sie, daß ich Sie begleite.“ Schön, erwiderte ich,

während er, wie mir schien, nach dem ersten, besten der dort aufgestellten Erbauungs-Bücher griff und mir nachfolgte. In freier Luft wurde unser Gedanken-Austausch ungezwungener, und so gelangten wir nach etwa fünfzehn Minuten wohlgemuth in dem dunkeln Kirchlein an, in welchem sich bald eine gute Anzahl der Bewohner des Dorfes versammelte. Wir begaben uns in meinen Familienstuhl, der vor dem Fenster des einen und einzigen, dazu gar niedrigen Seitenschiffes angebracht ist. Während ich hinkniete, blieb Wilhelm mit über einander geschlagenen Armen stehen. Ich bemerkte, daß das Buch, welches er vor sich niedergelegt hatte, Thomas von Kempis Nachfolge Christi war. Erst als der Priester am Altare das Evangelium gelesen hatte, öffnete er es, indem er, auf seinen Arm gestützt, sich vornüberlehnte. Die in dieser Ausgabe zugefügten Meßgebete schlug er nicht auf, sondern hielt sein Auge stets auf das Blatt geheftet, welches sich ihm zuerst dargeboten hatte. Mir fiel bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung ein, die ich in meiner Jugend einmal vernommen hatte und welche dahin lautet, daß man den Thomas von Kempis aufschlagen könne, wo man wolle, man werde jedesmal das Capitel treffen, das für die Bedürfnisse des Lesenden berechnet sei.

Ich konnte nicht umhin, einen Seitenblick nach dem andern in meines Nachbars Buch zu werfen und ihn selbst unabläßig zu beobachten.

Es war um meine Andacht vollends geschehen, als ich, von ihm selbst ungesehen, deutlich erkannte, daß er langsam und bedächtig folgende Stelle las:

„Vielen kommt diese Rede schwer vor: Verläugne dich selbst, nimm dein Kreuz auf dich, und folge mir

nach. Luc. 9, 23. Aber viel schwerer wird es sein, jenes letzte Wort zu hören: Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer! Matth. 25, 41. Denn welche jetzt das Wort des Kreuzes gern hören, und ihm nachfolgen, diese werden sich alsdann nicht zu fürchten haben, das Urtheil der ewigen Verdammniß anhören zu müssen. Dieses Zeichen des Kreuzes wird an dem Himmel sein, wann der Herr zu richten kommen wird. Matth. 24, 30. Alsdann werden alle Diener des Kreuzes, die sich dem Gekreuzigten im Leben gleichförmig gemacht haben, zu Christo dem Richter mit großem Vertrauen hinzutreten.

„Was fürchtest du dich also, das Kreuz auf dich zu nehmen, durch welches man in das Himmelreich geht? In dem Kreuz ist Heil; in dem Kreuz ist Leben; in dem Kreuz ist Schutz vor den Feinden; in dem Kreuz ist die Eingießung der himmlischen Süßigkeiten; in dem Kreuz ist die Stärke der Seele; in dem Kreuz ist die Freude des Geistes; in dem Kreuz ist die Wesenheit der Tugend; in dem Kreuz ist die Vollkommenheit der Heiligkeit. Es gibt kein Heil der Seele, noch eine Hoffnung des ewigen Lebens, außer in dem Kreuz. Nimm also dein Kreuz auf dich und folge Jesu nach, und du wirst eingehen in das ewige Leben. Er ist vorausgegangen, und hat sein Kreuz getragen und ist für dich am Kreuze gestorben, damit auch du dein Kreuz tragest und an dem Kreuze zu sterben verlangest. Denn wenn du mit ihm stirbst, wirst du auch mit ihm gleicher Maßen leben. Röm. 6. Und wenn du ein Genosse der Leiden gewesen, so wirst du auch ein Genosse der Herrlichkeit sein."

Bei diesem Verse etwa wendete er den Kopf nach

meiner Seite hin, aber nicht, um sich nach mir umzusehen, sondern um unbewußt, in Gedanken vertieft stier auf den Boden hinzublicken. Nach einiger Zeit fuhr er fort:

„Sieh, in dem Kreuz besteht Alles, und am Sterben liegt Alles; und es ist kein anderer Weg zu dem Leben, und zu dem wahren innerlichen Frieden, als der Weg des heiligen Kreuzes und der täglichen Abtödtung. Geh, wohin du willst, suche, was immer du willst, und du wirst oben keinen höheren Weg finden, noch unten einen Weg, der sicherer wäre, als der Weg des heiligen Kreuzes. Richte und ordne Alles nach deinem Willen und deiner Absicht, und du wirst finden, daß man allzeit etwas leiden müsse, entweder freiwillig oder wider Willen, und also wirst du allzeit ein Kreuz finden. Denn entweder wirst du in dem Leibe Schmerzen empfinden, oder in der Seele Trübsal des Geistes leiden.

„Bisweilen wirst du von Gott verlassen, zuweilen von dem Nächsten geplagt, und, was mehr ist, du wirst oft dir selbst beschwerlich sein. Und dennoch wirst du durch kein Mittel davon befreit, oder dasselbe dir erleichtert werden können, sondern so lange Gott will, mußt du es leiden. Denn Gott will, daß du Trübsal ohne Trost leiden lernest, und daß du ihm dich gänzlich unterwerfest und durch die Trübsale demüthiger werdest. Niemandem geht das Leiden Christi so zu Herzen, wie dem, welchem Aehnliches zu leiden widerfahren ist. Das Kreuz ist also immer bereit und erwartet dich überall. Du kannst ihm nicht entfliehen, wo du immer hinläufst; denn wo du immer hinkommst, trägst du dich selbst mit dir und wirst allzeit dich selbst fin-

den. Kehre dich hinauf, kehre dich herab, kehre dich hinaus oder herein, und in allen diesen Wendungen wirst du ein Kreuz finden; und überall mußt du Geduld tragen, wenn du den innerlichen Frieden haben und die immerwährende Krone verdienen willst.

„Wenn du das Kreuz gern trägst, so wird es dich tragen und zu dem verlangten Ziele führen, wo nämlich ein Ende des Leidens sein wird, obwohl dieses hier auf Erden nicht kommt. Wenn du es wider Willen trägst, bürdest du dir eine neue Last auf und beschwerst dich selbst mehr, und dennoch mußt du es leiden. Wenn du ein Kreuz abwirfst, wirst du ohne Zweifel ein anderes finden, und vielleicht ein schwereres."

Täusche ich mich nicht, so las er dieses eben so wenig, als er es betete; er meditirte es vielmehr. — Als der Meßdiener das Zeichen gab, daß die heilige Wandlung beginne, kniete er neben mir nieder, die Hände über dem Buche in einander gefaltet. Ein Greis, der sich uns gegenüber befand, zog bald nachher seine Aufmerksamkeit auf sich, der durch seine Andacht nicht weniger, als durch seine hehre, edle Gestalt mehr als einmal die Bewunderung von Fremden, ohne es zu wissen und zu wollen, erregt hatte. Derselbe verlor in einer Schlacht die Hälfte des linken Armes, erblindete dazu vor längerer Zeit fast gänzlich, und kniet jedesmal beinahe bewegungslos an derselben Stelle in der Kirche, die beiden Arme so auf die Brustbank gestützt, daß er seine rechte Hand an das Ende des verstümmelten Gliedes anschließt und seine Brust, die er ehedem für das Vaterland den feindlichen Kugeln muthig ausgesetzt hat, nun dem Altare darbietet. Un-

terdeß sang die Gemeinde aus Bone's Cantate — so heißt das Gesangbuch, welches bei uns eingeführt ist —, ich weiß nicht genau, wie viele Strophen von folgendem Liede:

O mein Christ, laß Gott nur walten,
Bete seine Vorsicht an!
Liebreich wird er dich erhalten,
Da er nichts als lieben kann.
Wer auf ihn sich ganz verläßt,
Dessen Glück steht felsenfest.

Gott weiß Alles wohl zu lenken,
Von ihm kommt der beste Rath;
Welcher Mensch wollt' sich noch kränken,
Da er Gott zum Vater hat!
Er ist Vater, der uns liebt,
Wann er nimmt und wann er gibt.

Führt er dich durch rauhe Wege,
Schicket er dir Leiden zu,
Treffen dich gleich harte Schläge:
Deine Seele bleib' in Ruh'!
Dulde still, und denk daran:
Was Gott thut, ist wohlgethan.

Laß du nur den Vater sorgen,
Trau auf ihn, verzage nicht!
Wie das Sonnenlicht am Morgen
Auch durch trübe Wolken bricht,
So, und nicht von ungefähr,
Kommt von Gott die Hülfe her.

Alle Thränen und Beschwerden,
Alle Leiden dieser Zeit,
Wenn sie Gott gewidmet werden,
Bringen Frucht der Seligkeit.
Nimm das Kreuz geduldig an,
Folge, Jesus geht voran!

Gott weiß alles, was dir fehlet,
Weiß, was dich zum Besten führt,
Er, der deine Haare zählet
Und des Feldes Blumen ziert.
Drum befiehl in Gottes Plan
Deine ganze Lebensbahn.

Bitte nur um seinen Segen,
Thu das Deine nur getreu,
So wird dir auf allen Wegen,
Seine weise Führung neu.
Gott ist Vater, Gott ist gut,
Gut ist alles, was er thut!

Anerkannter Maßen übt der Gesang überhaupt eine mystische, auch den rohen Sinn besänftigende Gewalt; dem religiösen muß man noch die Eigenthümlichkeit zuerkennen, daß er eine geheimnißvoll überzeugende Kraft in sich schließt und in empfänglichen Herzen bekundet. So war es bei mir und, wie mir schien, auch bei Wilhelm der Fall. Er horchte auf alle Worte, die ich, nicht ohne Rücksicht auf ihn, scharf und deutlich zu articuliren mich bemühte.

Auf dem Rückwege aus der Kirche stellte er die Frage: „Wo ist der Geistliche geblieben, der ehedem hier angestellt war und dem ich als Knabe so oft beim Altare diente?“ — Er ist todt, war meine Antwort.

Wilhelm. Wie! war er doch noch nicht alt, und erfreute er sich ja stets einer guten Gesundheit!

v. N. Allerdings, er ist ein Opfer seines Amtes geworden.

W. Schon lange? Auf welche Weise?

v. N. Es herrschte vor etwa fünf Jahren das Nervenfieber hier und in der ganzen Umgegend. Damals besuchte

er denn unter Andern auch eine todkranke Frau zu wiederholten Malen, an deren Bette er von derselben Krankheit ergriffen wurde. Sie genas, und er starb.

W. Das wird gewiß eine allgemeine Trauer verursacht haben, denn er schien ein würdiger Priester zu sein.

v. N. Die Theilnahme bei seinem Begräbnisse war das sicherste Zeichen, wie er von allen Dorfbewohnern im Leben geschätzt und im Tode betrauert wurde, aber von Keinem vielleicht mehr, als von mir, denn er war mein Seelsorger und Freund. Der Himmel hat diesen treuen Hirten genommen und somit die Herde geschlagen, jedoch mit seinem würdigen Nachfolger die Wunde wieder geheilt.

W. Das freut mich. Es ist immerhin ein Segen für die Gemeinde, wenn sie pflichtgetreue Vorsteher hat.

v. N. Und wenn Gott ein Volk strafen will, sagt ein wahres Sprüchwort, dann schickt er ihm schlechte.

W. Aber der jetzige Rector Ihrer Kirche hustete am Altare von Zeit zu Zeit. War das nur zufällig, oder ist er beständig leidend?

v. N. Leider ist Letzteres zu sehr der Fall. Du kannst es ihm auch auf den ersten Blick ansehen.

W. Ich vermochte es von meiner Stelle aus nicht zu beurtheilen.

v. N. Ach ja, die kleinen bemalten Fenster des Chors lassen wenig Licht durchdringen. — Wenn man ihn husten hört und seine hagere Körpergestalt betrachtet, dann kann man sich einer bangen Furcht nicht erwehren; blickt man ihm dagegen in sein feuriges Auge, dann läßt seine Lebenskraft Alles hoffen, zumal wenn man

weiß, daß sein körperliches Befinden sich seit Jahren keineswegs verschlimmerte.

W. Kennen Sie, Herr Baron, denselben persönlich näher?

v. N. Es vergeht wohl keine Woche, wo wir uns nicht gegenseitig besuchen. Meine Frau und ich weilen gern stundenlang in seiner friedlichen Wohnung; wir haben oft das Vergnügen, ihn ganze Abende bei uns zu sehen. In seiner Gesellschaft eilet die Zeit, ich weiß nicht, wie.

W. Hat er wissenschaftliche Bildung?

v. N. Mit guten Talenten verbindet er große Vorliebe für alle theologischen Wissenschaften.

W. Ja so — ich meine, ob er sich im Ganzen mit Leichtigkeit und frei bewegen kann.

v. N. Das nicht allein, Wilhelm, sondern er besitzt auch neben den geistlichen bedeutende philologische Kenntnisse. Bücher sind noch sein Leben. In letzter Zeit beschäftigt er sich angelegentlich mit der deutschen Dichter-Literatur. Er sammelt, ich weiß nicht genau, zu welchem Zwecke, eine Menge der besten poetischen Erzeugnisse und unterhält sich mit großer Vorliebe über dieselben. Er war früher Lehrer an einer höheren Lehr-Anstalt, legte aber diese Stelle provisorisch nieder, um seinem geschwächten Körper Ruhe zu gönnen. Er zog sich deßhalb auf das Land zu seiner Mutter zurück, welche jetzt bei ihm ihre letzten Tage in Freude und Frieden verlebt.

W. Und da hat er sich entschlossen, geistlich zu werden, nicht wahr, Herr Baron?

v. N. So ist es. Nachdem seine Gesundheit wieder ziemlich hergestellt war, begann er die theologischen

Studien, und führte seinen Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, aus. Er hat seinen Beruf nicht verfehlt. Mit Leib und Seele lebt er für sein Amt; obwohl er bei Predigten und öffentlichen Christenlehren sich ganz kurz faßt, wie ihm das sein Arzt streng anempfiehlt.

W. Und die Leute hangen ihm an?

v. N. Alle ohne Ausnahme. Er ist ein Vater, besonders der Armen. Der Pachtzins eines Ackergütchens, das zwar einstweilen noch seiner Mutter gehört, ermöglicht ihm, bei seinem spärlichen Einkommen, welches er als Geistlicher dieses Dörfchens genießt, verhältnißmäßig bedeutende Wohlthaten zu spenden. Wenn es beliebt, dann wollen wir umkehren und ihn grüßen. Wir werden ihn jetzt am sichersten in seinem Hause treffen, wann er aus der Kirche kommt.

W. Recht angenehm. Er zeichnet sich also vor unserm Pfarrer rühmlichst aus, der, wie man sagt, bei sonstigen lobenswerthen Eigenschaften, die Armen nicht selten mit harten Worten von seiner Thür abweis't.

v. N. Das wäre zu bedauern, wenn es aus Hartherzigkeit geschähe.

W. Ich habe wohl vor einigen Monaten in einer Gesellschaft gehört, daß er eine Familie doch wenigstens anhaltend unterstützt und bei der Erziehung der Kinder in vielen Dingen die Stelle des verstorbenen Vaters einnimmt. Auch soll er, wie Jemand wissen wollte, einem Fuhrmanne, dem sein Pferd verunglückte, die Summe zum Ankauf eines neuen zinsenfrei dargeliehen haben.

v. N. Das ist schön.

W. Uebrigens spricht man doch zu allgemein von seiner Geldgier; Capitalien besitzt er viele, das weiß ich.

v. N. Vielleicht ist er von Haus aus vermögend?

W. Kann sein. Er hat die jetzige Pfarrei noch nicht lange inne. Sein einziger Bruder ist Bauer und Eigenthümer.

v. N. Wenn du bemerktest, daß er die Armen von der Thür wegweiset, so befolgt er wahrscheinlich dieselben Grundsätze, wie auch unser Herr Rector, von dem wir sprechen; zu ihm steht immer der Zutritt für alle Nohtleidenden offen, er kennt die Seinigen und ihre Noth, und die Seinigen kennen ihn; aber öffentlich bettelt hier Niemand. Rühmenswerth ist auch noch, daß seit seiner Anwesenheit hierselbst kein Rechtsstreit vor die Gerichte gekommen ist. Er entscheidet wie ein geborner Friedensrichter selbst, und die Landleute begnügen sich freiwillig bei seinem Urtheile.

W. Friedensrichter und Dorfpfarrer, das harmonirt. Möchte es allenthalben auf dem Lande so sein! Ich bin überzeugt, die weltliche Behörde würde gegen ein solches, frei eingegangenes Verhältniß nichts einzuwenden haben.

v. N. Nicht allein nichts einzuwenden haben, — vor einem halben Jahre hat dieselbe sogar eine belobende Anerkennung ihm deßhalb zukommen lassen. Es kann der Behörde auch nur wünschenswerth erscheinen, zumal das Proceßmachen auf dem Lande vielfach zu einer traurigen Berühmtheit gekommen ist, und die Gerichte trotz aller aushelfenden Kräfte wie durch eine Sündfluth von Händeln überschwemmt sind und bleiben.

W. Der Fortschritt der Zeit erfordert nur, daß der

betreffende Geistliche die nöthigen juristischen Kenntnisse besitzt, damit nicht ....

v. N. Allerdings — das würde aber auch zu erzielen sein, ohne gerade drei Jahre auf der Universität Institutionen und Pandekten gehört zu haben ....

W. Dem stimme ich vollends bei. Es kommt viel darauf an, daß der geistliche Friedensrichter guten Willen, gesundes Urtheil und Lebenstact besitzt.

v. N. Dazu kommt ja auch, daß in zweifelhaften Fällen eine höhere, ordentliche Instanz zur endgültigen Entscheidung stets offen steht, falls die Parteien nicht, wie es hier meist geschieht, von vorn herein sich beiderseits dieses Rechtes begeben wollen. Ueberdies zieht unser Geistlicher in allen irgendwie bedenklichen Vorkommnissen zwei oder mehrere Sachverständige als Consulenten mit hinzu.

W. Der Plan wäre vielerorts der reifen Ueberlegung werth; jedenfalls muß der Versuch, ihn in Anwendung zu bringen, Anerkennung finden. — Auch meine ich ....

v. N. Erlaube, daß ich doch noch einen Zug aus seiner Wirksamkeit mittheile, der zugleich von seinem Einfluß Zeugniß gibt, den er auf die Verhältnisse unseres Dorfes segensvoll übt.

Du weißt, daß unter allen Streitigkeiten wohl wenige so delicat und schwierig zu lösen sind, als Ehezwiste, wenigstens durch einen Dritten. Nun lebt dahier — in dem Hause dort — ein Mann, dessen Frau früher bei mir als Magd diente. Die Eintracht läßt Vieles bei ihnen zu wünschen übrig. Die Schuld dieser Uneinigkeit liegt, wie mir scheint, auf beiden Seiten. Was der Mann, ein Maurer, an Grobheit und an

Faulheit voraus hat, das ersetzt sie durch Eigensinn und bissige Zungengeläufigkeit. Als eines Tages die Spannung, wie bei positiv und negativ elektrisirten Wolken, den höchsten Grad erreicht, ja, das Gewitter schon eingeschlagen hatte, kam unser Pfarrherr just an dem Hause vorbei, vor dem nicht Wenige standen, welche die Störung des inneren Hausfriedens zu einem öffentlichen Straßenscandal machten. Wie man im Ganzen wohl als Resultat ähnlicher Erfahrungen die Bemerkung machen will, daß zu den Contrasten des Stadt- und Landlebens auch der gehört, daß hier besagte Erlebnisse öffentlicher und polternder, dort dagegen andauernder und herzzernagender sind, mag immerhin ein solches unglückliches Ehepaar auf der Promenade und in den Cafés noch so lieblich thun. Kurz, der Herr trat ein, nachdem er die Leute aus einander zu gehen nicht erfolglos aufgefordert hatte. „Was habt ihr denn wieder, um Gottes willen?" redete er die beiden Eheleute an, während zwei Kinder hinter dem Ofen niedergekauert lagen. Vor lauter Antworten hörte er nichts.

W. Ja, wie das bei solchen Leuten gewöhnlich geht.

v. N. „Nun, seid doch 'mal still", unterbrach er endlich, „und laßt mich auch einmal reden." Man schwieg bei seiner sanften Zurechtweisung, doch nur eine Weile, und es war der Wortzank wieder in vollem Lauf. „Nun stellt Euch dahin, Meister N.," zur Rechten zeigend, „und Ihr, Frau N., da," zur Linken hinweisend. „Was habt Ihr denn nun zu klagen, Meister N.," fuhr er fort. Der Mann expectorirte sich einige Minuten lang, als ihm sein Weib schon in die Rede fiel. Ein um das andere Mal zum Stillschweigen

aufgefordert, faßte sie eben so oft und eben so rasch den guten Vorsatz, nur hören und abwarten zu wollen, als sie ihn auch schon wieder brach. Erst auf die Bemerkung des Geistlichen hin, daß er, falls sie nicht schweige, entscheiden würde, ohne sie selbst vernommen zu haben, gelang es dem Meister N., den kurzen Inhalt seiner langen Rede vollends vorzubringen. Da kam denn auch der mit heißer Sehnsucht erwartete Augenblick, wo die Frau ihre Sache, zwar nicht ganz ohne Zwischenreden des Mannes, doch mit Gott zu Ende brachte. Sie würde, da sie fast mit Adam und Eva begann, so bald noch nicht geschwiegen haben, hätte der Friedensrichter nicht mit Weisheit und Geduld ihre endlosen Klagen zu beschwichtigen gewußt. Summa Summarum: der Geistliche recapitulirte bündig, entschied, gab Jedem an, was er zu thun habe, und — damit war die ganze Sache wenigstens für dieses Mal endgültig ausgemacht, denn — so meinten Beide — „der Herr hat es gesagt."

Unterdessen im Garten vor dem Hause des Herrn Rectors angekommen, sahen wir auch schon, wie er selbst in ziemlicher Nähe auf uns zueilte. Nach gegenseitiger Begrüßung stellte ich ihm meinen Gast unter den Worten vor: „Ich bin so frei, Ihnen, Herr Rector, den Herrn F...., Arzt in B...., vorzustellen. Er ist der Sohn meines längst verstorbenen Freundes, des Bürgermeisters in E....., von dem ich Ihnen schon so oft gesprochen habe." Nach gegenseitiger Begrüßung und nach einzelnen allgemeinen Fragen und Antworten mußten wir die freundliche Einladung annehmen, das Frühstück bei ihm zu genießen. Dabei sprach er mit theilnehmender Stimme:

„Ich sehe zu meinem Bedauern, Sie sind in Trauer, Herr Doctor. Es ist Jemand aus Ihrer Familie gestorben, nicht wahr?“

Doctor. Das Unglück hat mich getroffen, meine Frau vor einigen Wochen zu verlieren.

R. Das thut mir leid. Hat sie Ihnen zum Troste Kinder hinterlassen?

Dr. Sie war Mutter von acht Kindern, von denen aber drei schon vor ihr ins Grab sanken.

R. Der ewige und der leibliche Vater haben zugleich ein Anrecht auf das Leben und den Besitz der Kinder. Der liebe Gott hat also eine für Sie günstige Theilung vorgenommen.

Dr. Das darf ich nicht in Abrede stellen; aber selbst der Antheil, der mir blieb, ist für mich eine Sorge, die mein Herz durchdringt. Die Mutter ist ihnen entrissen, wie soll ich sie erziehen, da ich meistens außer dem Hause sein muß?

R. Gott ist Vater der Witwen und Waisen; er wird auch diese Kleinen nicht verlassen.

v. R. Der Anblick derselben muß dir doch ein großer Ersatz für den allerdings noch größeren Verlust sein.

Dr. Dennoch hat er mir in den wenigen Tagen nach dem Tode meiner Frau unnennbaren Kummer bereitet.

v. R. Aber diese Quelle der Bitterkeit ist süß für ein Vaterherz.

R. Das bittere Wasser in der Wüste verwandelte sich in eine süße Quelle, als Moses that, wie ihm der Herr geboten hatte. Hüten wir uns stets, wie damals die Israeliten, gegen die Anordnung des Herrn zu murren; dann lenket er Alles zum Besten.

v. N. Ja, was Gott thut, ist wohl gethan!

Dr. Und doch, wenn man alles Elend ansieht, das so schwer auf den Menschen lastet, dann ist man versucht, an der weisen und gütigen Lenkung der menschlichen Geschicke zu zweifeln.

R. Sie sind, Herr Doctor, jetzt eben in einer sehr traurigen Stimmung, wie ich das ganz natürlich finde; ist dann das Auge einmal trübe, so sieht man nichts mehr klar und heiter.

Dr. Abgesehen davon, ist das Uebel in der Welt doch gränzenlos, Herr Rector!

v. N. Gränzenlos wohl nicht; denn es hat hienieden Alles ein Ende.

Dr. Ich denke gerade nicht an eine Unendlichkeit der Leiden im strengen Sinne des Wortes, sondern vielmehr an die Thatsache, daß man von Uebeln umringt ist, man mag gehen und stehen, wo man will.

R. Wohl nicht, Herr Doctor! Ich finde des Schönen und Guten, der Wohlthaten des Himmels so viel, daß man leicht das wenige Uebel übersehen und vergessen könnte, welches uns dann und wann trifft.

Dr. Ich bedaure, Herr Rector, daß ich nicht mit Ihnen derselben Ansicht sein kann.

v. N. Wir können es gewiß werden, wenn wir uns gegenseitig frei aussprechen; denn es scheint mir eine Einigung in dieser Sache nicht eben so gar unmöglich zu sein.

R. Nicht bloß nicht unmöglich, Herr Baron, sondern sogar nicht einmal unwahrscheinlich. — Welche Ansicht stellen Sie also auf, Herr Doctor?

Dr. Nun ja, daß die Uebel, die das menschliche Leben treffen, zahllos sind, wie der Sand am Meere.

R. Soll diese Klage gegen die göttliche Fürsehung gerecht sein, dann würde man vorab zusehen müssen, was ein Uebel sei, nicht wahr?

Dr. Ich habe eine Antwort bei der Hand — mein Unglück zum Beispiel.

R. Wir wollen uns einstweilen am Allgemeinen halten, dann wird das Einzelne sich wie von selbst lösen. Scheint es nicht so?

v. N. Ganz gewiß. Es würde sonst ein Beweis auch wenig besagen; denn stellte es sich etwa heraus, daß ein vermeintliches Uebel in der That kein Uebel ist, dann würde für ein zweites und drittes noch nichts erwiesen sein.

Dr. Das verschlägt wenig; es gibt der wirklichen Uebel so viele, daß man leicht auf das eine oder andere vermeintliche verzichten kann.

v. N. Wie, wenn es denn aber der vermeintlichen sehr viele gäbe?

R. Und der wirklichen nur wenige?

Dr. Dann allerdings müßte ich von der erhobenen Klage abstehen; sie wäre eine ungerechte.

R. Sie werden es also mit uns zweckdienlich finden, daß wir im Allgemeinen zuerst fragen: Was ist ein Uebel in der Weltregierung? Oder nicht, Herr Doctor?

Dr. Ja, es scheint.

R. Wir dürfen uns mit dem Scheine nicht begnügen. Entweder — oder.

v. N. Du mußt doch wohl eingestehen, daß es nicht bloß Einiges, sondern Vieles gibt, was man für ein Uebel, oder auch umgekehrt für ein Glück, für Gutes hält, und was es doch nicht ist.

Dr. Das eben wird die Frage sein. Es hat immer

sein Bedenkliches, wollte ich sagen, von vorn herein sich mit dem Allgemeinen zu befassen, weil bei den allgemeinen Abstractionen zu leicht ein Sophisma unterläuft, ohne daß man es merkt. Plötzlich sieht man sich am Ende der Schlüsse gefangen, und man kann dann nicht mehr, wenigstens nicht mit Fug und ohne Inconsequenz, zurück. Sicherer scheint mir der Weg, vom Bekannten, Besonderen, Handgreiflichen auszugehen, um so zu dem allgemeinen Resultate zu gelangen. Dann ist man vor Uebereilung und Mißverständnissen bewahrt.

v. N. Nun denn! — Du behauptetest, ein Uebel, und zwar ein großes, sei die Trennung dessen, was Gott mit einander verbunden hat. Der Tod des Gatten oder der Gattin, nicht wahr?

Dr. So ist es.

v. N. Da erinnere ich mich einer Ehefrau, die ganz anderer Meinung ist als du. Dieselbe findet sich bisweilen auf der Burg bei uns ein, auch wohl hier, wo wir uns jetzt befinden. Will meine Frau mir anzeigen, daß diese Person eben da sei, um mich zu sprechen, dann recitirt sie gewöhnlich ein Gedichtchen, welches ich auswendig weiß, ohne es je gelesen zu haben, so oft mußte ich es hören. So:

O, fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen;

Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spaziren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

R. Man möchte daraus entnehmen, daß die bezeichnete Person weit eher auf Seite des Herrn Doctors als auf Ihrer Seite stehe, so glänzend schildert sie ja das Glück, geheirathet zu sein.

v. N. Dennoch würde sie, wäre sie hier, sich dahin aussprechen, daß es noch keineswegs eine ausgemachte Sache sei, ob das Leben oder der Tod eines Gatten ein Uebel oder aber ein Glück sei. Ihren Herzens-Ergießungen gemäß muß man glauben, daß sie das beiderseitige Leben für eine Sclaverei, und den Tod für eine wahre Erlösung hält. Mehr denn zwanzig Mal sprach sie sich bei mir dahin aus, daß unser Herrgott ihren Mann doch einmal zu sich nehmen möchte, und „Daß dich der Teufel hole!" schreit sie ihm selbst, wer weiß wie oft, als Wunsch ins Angesicht.

Dr. Nun, die hat eben keinen Beruf dazu gehabt, und eine Ausnahme stößt die Regel nicht um.

v. N. Ob sie Beruf zu ihrer Heirath gehabt, weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß sie vor derselben zu einer Magd meines Hauses äußerte: „Ich muß einen Mann haben, und wenn ich mir einen von Stroh machen sollte!"

R. Ha, ich vermuthe schon, welche Sie meinen.

Dr. Die Frau des Meisters N., nicht wahr?

v. N. Allerdings, eben sie, von der ich zu dir sprach,

als wir an ihrem Häuschen vorbei kamen. Um auf ihren Beruf zurück zu kommen, so glaube auch ich, daß sie denselben, wenigstens in Rücksicht auf die zu wählende Person, verfehlt hat; denn sie konnte und mußte mit mehr Vernunft zu Werke gehen. Eines Tages kam sie nämlich, als die Heirath für sie schon eine entschiedene Gewißheit war, zu meiner Gattin und sprach herzbeklommen und doch herzvergnügt: „Mafrau! Ich hätte Euch um einen guten Rath zu fragen.“ — „Das wäre?“ entgegnete diese. — „Ich wollte Euch um einen guten Rath fragen,“ antwortete jene und schwieg. — Nach einer bedenklichen Pause kam meine Frau ihr zu Hülfe und sagte: „Du willst gewiß heirathen?“ — „Eh ja,“ war die Antwort. — „Den Hans Peter am Bache, nicht wahr?“ — „Eh ja,“ sprach wortkarg die sonst so beredte Gertrud, vernahm dann zu ihrem Leidwesen die Worte: „Das mußt du thun, dann bekommst du in kurzer Zeit mehr Schläge, als du zu tragen im Stande bist.“ — „O nein, Mafrau, wir haben gut überlegt, wie wir uns einrichten wollen, und dann werden wir vergnügt und friedlich mit einander leben.“ — „Mit all deinem Ueberlegen! Das ganze Dorf kennt den ja. Weißt du denn allein nicht, daß er dem Trunke ergeben ist, von seinem Handwerke nichts versteht und dazu . . . .“ — „Ja,“ fiel sie ein, „er hat mir heilig versprochen, nicht mehr zu trinken. Auch hat seit fünf Wochen kein Mensch auf der ganzen Welt ihn mehr betrunken gesehen.“ — „Du irrst, Gertrud, vor vierzehn Tagen noch sah ihn Johann am Abend auf der Straße baumeln.“ — „Das habe ich ihm auch gesagt, ich könnte ihm einen Zeugen bringen, der ihn an dem Sonntag-Abend trunken gesehen habe. Da

antwortete er mir und versicherte auf seine Seele, daß er zwanzig Zeugen beibringen könnte, die es nicht gesehen hätten, daß er trunken gewesen sei." — „Gertrud, Gertrud," redete meine Frau sie wohlwollend an, „heirathe ihn nicht." — „Aber dann bekäme ich gar keinen Mann!" — „Das weißt du ja nicht; dafür laß den Himmel sorgen. Und solltest du auch keinen Mann heirathen können, stehst du dich sicher hundert Mal besser, als wenn du den nimmst. Wenn du fortfährst, fleißig zu arbeiten, und dir das Widersprechen noch abgewöhnst, dann hast du ja Brod und Obdach bis an das Ende deines Lebens. Du weißt, ich verstoße keinen braven Dienstboten, auch nicht auf seinen alten Tag." Kurz, das Ende von der ganzen Geschichte war und blieb — Gertrud heirathete den Hans Peter.

Du siehst, Wilhelm, das Geheirathetsein läßt unsere Frage noch offen.

Dr. Sie wollen aber auch, Herr Baron, durch Ein Beispiel diesen ganzen Stand zu tief drücken.

v. N. Keineswegs, Wilhelm, ich will nur andeuten, daß das, was du als ein Uebel bezeichnetest, noch als solches in Frage gestellt werden kann.

R. So scheint mir auch, Herr Doctor! Unser Herr v. N. hier will gewiß nicht verwerfen, was Gott angeordnet und die Religion geheiligt hat. Er bezweckte durch seine Erzählung nichts Anderes, als daß Sie zugeständen, es könnte der Fall eintreten, daß die Worte der heiligen Schrift auch in dieser Beziehung Anwendung fänden: „Wer seine Tochter heirathen läßt, der thut wohl; wer sie nicht heirathen läßt, thut besser."

Wie wenig er es für ein Glück ansieht, wenn die Gattin dem Gatten durch den Tod entrissen wird, das

habe ich entnehmen können, als die seinige bei einer Krankheit vor einigen Jahren in Lebensgefahr schwebte. Die Theilnahme ferner, welche er ganz gewiß an Ihrem jetzigen Schicksale nimmt, wird der beste Beweis sein, wie sehr er den Tod einer Gattin und Mutter in der Regel als ein Unglück ansieht.

Dr. Davon bin ich mehr als hinlänglich überzeugt.

v. N. Was ich wollte, ist nichts als dieses: Es kann der Fall sein, daß sogar der Tod des einen der beiden Eheleute kein Uebel ist; oder vielmehr nur das: Es hält der Eine genanntes Ereigniß für ein Uebel, und der Andere nicht. So lange aber diese Unentschiedenheit nicht gelös't dasteht, kann ein fragliches Uebel noch nicht im Allgemeinen und für immer einen Einwurf gegen die Fürsehung Gottes bilden, schon aus diesem Gesichtspuncte allein aufgefaßt.

Dr. Ich muß hier wieder auf das zurück kommen, was ich vorhin aussprach: Ein einzelner Fall, eine einzelne Ausnahme kann die Regel nicht umstoßen. Es bleibt demnach der Tod des Gatten oder der Gattin ein Uebel.

v. N. Ob das von mir aufgestellte Beispiel das einzige der Art, ob es eben eine einzelne Ausnahme ist, das wünsche ich eben so sehr, als ich es bezweifle. Do non concedo — ich will es einstweilen als eine ausgemachte Sache gelten lassen, gelegentlich aber wieder darauf zurück kommen; denn ich habe dafür noch eine entscheidende Antwort in petto.

R. Wir würden also den Todesfall in der Ehe als einen Stein des Anstoßes bei unserer Unterhaltung über die gütige Weltregierung bei Seite legen.

v. N. Aber nicht, mein Lieber, um ihn so liegen zu

lassen, daß sich Jemand daran stoße; wir wollen ihn vielmehr in der Art bei Seite legen, daß wir ihn wieder zur Zeit herbei holen, um zu prüfen, ob man ihn nicht etwa mit allseitiger Erlaubniß gänzlich fortschaffen darf.

R. Vielleicht sogar, ob er nicht selbst zum Bau des Tempels Gottes zweckdienlich gebraucht werden kann.

v. N. Ich merkte gleich, daß mein Gast einen Fall aufstellte, der ihm recht günstig war. Wüßte ich nicht, daß er ihn aus unbewußtem Drange seines Herzens darlegte, so würde ich sagen, er hat ihn mit Geschick gewählt. Während ich mich in Gedanken nach einem anderen umsehe, fällt mir eine Erzählung ein, die ich unlängst in dem Buche las, das ich Ihnen geliehen habe, Herr Rector. Haben Sie es durchgelesen?

R. Welches meinen Sie? Denn ich besitze ja noch mehrere Bücher von Ihnen.

v. N. Das letzte, das von Kotzebue über die Temperamente, das unlängst der Gegenstand unserer Abendunterhaltung war, als Herr v. B. bei mir war.

R. Ach so — ganz recht. — Ich habe es aber noch nicht einmal angesehen, weil meine Zeit noch immer mit der beabsichtigten Zusammenstellung poetischer Erzeugnisse zu sehr in Anspruch genommen ist.

Er ging ab und bat, ihn auf einen Augenblick entschuldigen zu wollen, kam dann aus dem Nebenzimmer mit einem Buche in der Hand wieder zurück, welches er mir überreichte. Nachdem ich hin und her geblättert hatte, las ich, wie folgt:

Herr v. Kuhwackel. Frau v. Rosenhof.

(Der dicke Herr v. Kuhwackel, von zwei Bedienten geführt. Ein anderer trägt ihm einen Sessel nach, auf welchen er

sich sogleich niederläßt. Die Bedienten stehen um ihn her. Einer wedelt ihm die Fliegen ab. Seine Arme hangen schlaff herunter.)

Fr. v. R. Guten Morgen, mein Herr. Sie sind heute sehr früh aufgestanden.

Hr. v. K. Ja wohl früh, gnädige Frau. Die Wachparade zieht vor meinem Fenster vorbei, und da weckt mich das verdammte Trommeln! — Hans, man schiebe mich etwas höher herauf! (Die Bedienten thun es.) Haben Sie mein Billet erhalten?

Fr. v. R. Erhalten und gelesen.

Hr. v. K. Alles, was ich darin melden thue, hab' ich fünfzig Jahre lang wohl überlegt.

Fr. v. R. Eine löbliche Vorsicht!

Hr. v. K. Ganz recht. — Peter, gib mir eine Prise Tabak. (Der Bediente nimmt ihm die Dose aus der Tasche und präsentirt sie ihm offen.) Ich habe die Ehre, Denenselben zu wiederholen, daß bei mir vorzüglich auf Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gesehen wird. Ruhe ist das einzige wahre Glück auf der Welt, und so oft ich zu Hause meinen alten großen Ofen betrachte, kann ich nicht umhin, ihn zu beneiden, weil er schon seit vierzig Jahren so ruhig auf Einer Stelle steht. Ein Stuhl oder ein Tisch möchte ich schon nicht so gern sein als ein Ofen. — Niklas, halt die Hand vor! (Der Bediente hält ihm die Hand vor den Mund, und er gähnt.) Ich will daher kürzlich recapituliren, was Hochdieselben im heiligen Ehestande von mir zu erwarten haben: Des Morgens schlafen wir bis zehn Uhr. — Dann sitzen wir und trinken Chocolade. — Dann sitzen wir und essen. — Dann machen wir noch ein Schläfchen. — Dann sitzen wir und spielen Piquet. — Dann

sitzen wir und trinken Thee. — Dann schlummern wir ein wenig. — Dann sitzen wir und speisen zu Nacht. — Dann liegen wir und schlafen. So habe ich bereits einige und fünfzig Jahre in der Welt gelebt und hoffe, alt dabei zu werden. Sind Sie nun entschlossen, dieses sanfte Hinwallen mit mir zu theilen, so sprechen Sie ein deutliches und langsames Ja!

Fr. v. R. Sie wissen, Herr v. Kuhwackel, daß zu einer glücklichen Ehe vor allen Dingen Liebe erforderlich ist.

Hr. v. K. Nein, meine Gnädigste, das thue ich nicht wissen.

Fr. v. R. Darin bin ich eigensinnig. Zuerst möchte ich erfahren, ob Sie mich wirklich lieben.

Hr. v. K. Ob ich Sie lieben thue? — Hans, halt die Hand vor! (Er gähnt.) Ich bete Sie an. Aber begehren Sie nur nicht, daß ich auf die Kniee fallen soll; das wird mir sauer.

Fr. v. R. Bemühen Sie Sich nicht. Unter uns, Herr v. Kuhwackel, Ihre Lebensart mag recht gut sein, aber sie scheint mir doch ein wenig langweilig.

Hr. v. K. Langweilig? Haben Sie denn nicht gehört, daß ich Piquet spiele?

Fr. v. R. Man kann doch nicht den ganzen Tag Piquet spielen.

Hr. v. K. Warum denn nicht? — Zuweilen mach' ich mir auch wohl eine Motion mit Garnabwinden. Oder wir schlagen mit einander Fliegen todt; das garstige Geschmeiß stört mich ohnehin oft genug im süßen Schlummer.

Fr. v. R. Das wäre freilich eine angenehme Ab-

wechslung. Aber ehe ich mich entschließe, fordere ich eine überzeugende Probe Ihrer Liebe.

Hr. v. K. Thun Sie fordern, gnädige Frau; thun Sie das Stärkste fordern. Soll ich eine Stunde später schlafen gehen? — Ach Gott, auch das!

Fr. v. R. Nein; es ist nur eine Kleinigkeit. Ich liebe das Tanzen sehr und fordere, daß Sie aus Gefälligkeit für mich tanzen lernen.

Hr. v. K. Tanzen? Gott bewahre! Das wäre mein Tod!

Fr. v. R. So kann aus unserer Verbindung nichts werden.

Hr. v. K. Aber, gnädige Frau . . .

Fr. v. R. Aber, gnädiger Herr, was kann ich denn von einem Manne erwarten, der mir zu Liebe nicht einmal die Füße bewegen will? Kurz, entweder Sie tanzen, oder Sie thun Sich nach einer anderen Frau umsehen.

Hr. v. K. Könnten denn nicht meine Leute für mich tanzen?

Fr. v. R. Sind Sie von Sinnen? Soll ich etwa mit einem ihrer Bedienten walzen?

Hr. v. K. Walzen? — Ach Gott!

Fr. v. R. Entschließen Sie Sich.

Hr. v. K. Eine Menuet will ich versuchen.

Fr. v. R. Da kommt eben mein Tanzmeister; Sie können sogleich den Anfang machen.

Hr. v. K. Peter, wisch' mir den Angstschweiß von der Stirn.

Georg, der Bediente der Frau v. Rosenhof, als Tanzmeister.

Die Vorigen.

Fr. v. R. Sie kommen eben recht, mein Herr. Sie

finden hier einen Schüler, der vor Begierde brennt, Ihre Kunst zu erlernen.

Hr. v. K. Schwitzt — wollen Sie sagen.

Georg. Ohne Ruhm zu melden, ich habe diese Distinction verdient. Ich bin Monsieur Monbopon und komme eben aus Paris. Vestris und Gardel haben mich aus Neid vertrieben, weil ich einen Revolutionstanz erfunden, der mir 200,000 Francs eingetragen hat.

Hr. v. K. 200,000 Francs für eine läppische Kunst?

G. Was, mein Herr? Wie, mein Herr? Eine läppische Kunst? Die älteste Kunst in der Welt? Von Königen und Fürsten ausgeübt? König David tanzte schon vor der Bundeslade. Bei Xenophon's Gastmahle wurde getanzt, und Sokrates lernte tanzen von der schönen Aspasia. Ludwig XIV. tanzte ein Ballet. Der Orden vom blauen Hosenbande wurde tanzend gestiftet. Kurz, Alles tanzt! Die Sphären tanzen und musiciren, und selbst die Sonne tanzt am ersten Ostertage.

Hr. v. K. Nun, laß sie tanzen in Gottesnamen! wenn ich nur nicht mittanzen soll.

G. Sie sollen mittanzen, mein Herr; Sie sollen und müssen mittanzen; denn Sie sind ein Cavalier. Das Wort Cavalier bedeutet einen Tänzer und kommt her von Kabal oder Kabala, weil man das Tanzen ehemals für eine Art von Hexerei hielt.

Fr. v. R. (Lachend.) Also lustig, mein Cavalier!

Hr. v. K. Ach, wenn es denn durchaus sein muß! — Hans! Peter! Niklas! helft mir auf die Beine! (Die Bedienten stellen ihn hin.)

G. Mit welchem Tanze befehlen Sie den Anfang zu machen?

Hr. v. K. Mit einer Polonaise. Da geht es noch am vernünftigsten zu.

G. Eh bien! commençons! (Er ergreift Kuhwackel bei der Hand, trällert eine Polonaise und tanzt mit ihm. Kuhwackel watschelt schwerfällig herum und keucht unter der Last seines Fettes.)

Fr. v. R. Das ist ein langweiliger Tanz. Einen Walzer, Msr. Monbopon! Einen raschen Walzer!

G. Zu Ihrem Befehle, Madame. (Er faßt K. um den Leib, singt und walzt mit ihm.)

Hr. v. K. Ai, ai! — ich kann nicht mehr! — Gnade! — Barmherzigkeit! — Ich sterbe! — (Er plumpt athemlos auf seinen Sessel.)

Fr. v. R. Geduld, Herr v. Kuhwackel, es wird schon besser gehen, wenn Sie fein alle Tage solch eine kleine Uebung vornehmen.

Hr. v. K. Alle Tage?

Fr. v. R. Ich denke, wir engagiren den Msr. Monbopon vorläufig auf zwei Monate.

Hr. v. K. Damit ich in der ersten Woche zu Grabe tanze? - Nein, gnädige Frau, ich bin Ihr unterthänigster Diener. Essen, Trinken, Schlafen, Piquet spielen und allenfalls Fliegen todt schlagen: das sind vernünftige Ergötzlichkeiten. Wenn Sie aber tanzen wollen, so heirathen Sie meinetwegen den Tanzmeister. — Ich bin so matt — so echauffirt — ich werde mich zu Bette legen. (Zu den Bedienten, indem er sich mit ihrer Hülfe erhebt.) Und daß sich Keiner unterstehe, mich vor morgen Mittag aufzuwecken! (Er watschelt ab.) Ihr Knecht, Madame! — Adieu, Msr. Teufelsbopon! (Ab.)

Sie lachen; aber ich bitte mit allem Ernste, den Schluß zu ziehen.

R. Ganz recht — ganz recht! Fuß beim Mal gehalten! rufen meine Schulknaben bei ihrem Spiele. Herr Doctor, reißen Sie Sich heraus!

Dr. Wenn der Herr Baron mir eben das Compliment machte, daß ich ein für mich passendes Beispiel gewählt — oder besser — angetroffen habe, so muß ich gestehen, daß ihn hier sein Glück und sein Gedächtniß äußerst begünstigt haben.

R. Sie werden zugeben müssen, daß Herr v. Kuhwackel und Frau v. Rosenhof einerseits, und eine große Menge Menschen andererseits nicht übereinstimmen, wenn es sich darum handelt, anzugeben, was man für ein Uebel oder für sein Gegentheil muß gelten lassen.

v. N. Du stehst also von deinem Widerspruche ab?

Dr. Hoffentlich werden Sie doch aus diesem Scherze, der eine Seite hat, die sich Ihnen im passenden Lichte zeigt, nicht bewiesen haben wollen, daß sich nun gar keine Schattenseite auf dem Erdenrunde vorfände?

v. N. Wie soll ich das verstehen?

Dr. Wenn ich auch gewiß zugestehen muß, daß nicht Alle mit dem Herrn v. Kuhwackel einverstanden sind, so wird daraus doch wohl nicht gefolgert werden sollen, daß es deßhalb kein Uebel in der Welt gäbe?

v. N. Daran denke ich keineswegs. Nur möchte ich bitten, einzugestehen, daß es Menschen gibt, welche die Ruhe des Herrn v. Kuckwackel eben so sehr mißbilligen, wie die Frau v. Rosenhof.

Dr. Leute der Ansicht finden sich gewiß sehr viele. Aber Sie drehen die Sache um; es fragt sich hierbei,

wie mir scheint, ob Jemand mit unserem Helden derselben Lebensansicht sein kann, und das wird wohl wahrhaftig nicht behauptet werden sollen.

v. N. Meinst du?

R. Ich selbst, wenn ich unterbrechen darf, kenne persönlich solche Männer, mein lieber Herr Doctor, die mit Herrn v. Kuhwackel nicht allein dieselbe Gesinnung, sondern auch dieselbe Handlungsweise, oder, wenn ich so sagen könnte, Nichthandlungsweise theilen.

Dr. Menschen, die ihr ganzes Leben total nichts thun?

R. So ist es.

Dr. Ja, Sie denken doch nicht an Kranke u. s. w.?

R. An Kranke eben so wenig wie an alte Leute, worüber sich Chateaubriand sehr schön folgender Weise ausdrückt: „Die Ruhe des Greises ist ein Recht und eine Majestät. An seinem Feuerheerde sitzend, läßt er auf eine sanfte Weise in seinem Gedächtnisse das bescheidene Andenken an das Gute auffunkeln, das er gethan hat, und facht in Anderen die Tugend an durch das Schauspiel des Friedens, der seinen Jahren die Krone aufsetzt."

Dr. Dann wahrhaftig an stupide Menschen, bornirte Köpfe, die für uns gewiß keinen Maßstab bilden können.

R. Auch das nicht; vielmehr an Männer, die sich sogar zu den Gebildeten rechnen. — Exempla sunt odiosa, sonst würde ich gleich Namen nennen. Haben Sie denn noch nie einen Menschen angetroffen, welcher, wie unser Held, regelmäßig bis acht Uhr Morgens im Bette liegt, und, wenn er sich anstrengt, allenfalls um neun Uhr mit Ankleiden und Frühstück

fertig ist, dann im Schlafrocke und Pantoffeln seine Pfeife raucht, und — das ist Alles für die Morgenstunden. Allenfalls macht man noch einen Spazirgang zur Erholung von den Anstrengungen des Lebens; dann darf aber der Wind der Bequemlichkeit nicht hinderlich sein wollen.

v. N. Sie zeichnen ganz richtig.

R. Hiernach wird zu Mittag gespeiset und — bis drei, auch wohl bis vier Uhr geschlafen. Zum Kaffee wird abermals mit wichtiger Miene der Tabak präparirt, der Meerschaumkopf gefüllt, angezündet und geraucht, allenfalls auch wohl über die unerträgliche Faulheit einer Magd geschimpft und gepoltert, wenn dieselbe mit einer schweren Bürde Kraut vom Felde zurück kommt und einige Augenblicke bei einem Mädchen auf der Straße stehen bleibt, bei dem sie sich nach dem Befinden ihrer alten, kranken Mutter erkundigt. — Mittlerweile wird es fünf bis sechs Uhr, die Zeit mit Zeitungslesen todt geschlagen, und — versteht sich — jetzt muß der Herr in Gesellschaft, wo die übrigen Stammgäste schon seiner warten, um — wie Herr v. Kuhwackel — Piquet zu spielen. So geht es Tag für Tag, und Woche nach Woche, und Jahr um Jahr, bis dieses unentbehrliche Glied der menschlichen Gesellschaft endlich im Grabe Ruhe findet. Und wenn dann der liebe Gott ihm nicht noch obendrein die ewige Ruhe im Himmel gönnen wollte, dann würde er höchlich sich wundern, wie ein Schulknabe, dem ich einmal eine Strafe dictirte.

Dr. Was machte der dann?

R. Mit einem martialisch-lamentabeln Gesichte schrie er: „Ich hab' ja nichts gethan!“ Ja, eben deßhalb,

antwortete ich, weil du nichts gethan, nichts gearbeitet hast, sollst du diesen Mittag auch nicht essen.

Dr. Solche Leute haben Geld; sie brauchen nicht zu arbeiten, sie haben doch genug zu leben.

R. Wozu haben sie denn Arme und Beine empfangen? Wie der Vogel zum Fliegen, so ist doch der Mensch zur Arbeit geboren.

v. N. Findet sich nicht auch in jeder Haushaltung für einen Familienvater Arbeit genug, wenn er guten Willens ist? Gesetzt, er fände daselbst gar keine; gibt es nicht Beschäftigung in Ueberfluß für Armen-, Kirchen-, Gemeinde-Angelegenheiten und dergleichen allgemein nützliche Zwecke? Wer ist mehr berufen, als solche Bürger, von denen wir eben gesprochen, Hand an solche Arbeiten zu legen? Soll denn auch diese noch derjenige verrichten müssen, welcher vollauf zu thun hat, um sich ehrlich in der Welt durchzuschlagen und Frau und Kinder zu ernähren?

R. Wir verlieren unser Thema aus den Augen, meine Herren! Keiner von uns wird wohl mit Ernst in Abrede stellen, daß es der Menschen à la v. Kuhwackel gibt; nicht, Herr Doctor?

Dr. Ich bin einverstanden; denn gerade das Gemälde, welches Sie entworfen haben, ist genau so, als wenn Sie einen Herrn in R., wo ich wohne, abconterfeit hätten, nur mit dem Unterschiede, daß dieser nicht einmal die Zeitung, geschweige ein wissenschaftliches Buch lies't, und das ein Mann in seinen besten Jahren.

v. N. Sonach mußt du auch eingestehen, daß es Menschen gibt, die jegliche ernste Beschäftigung als ein Uebel ansehen.

Dr. Auch. Aber — doch nur hier und da Einen.

R. Wenn Sie die Zahl derselben wirklich für ganz gering halten, so muß ich Sie auffordern, bei all den Leuten Umfrage zu halten, die bei vieler Arbeit und wenig Brod unter der Last des Tages keuchen, ob sie nicht das Amt des bekannten Holzhackers mit dem paradiesischen Zustande der Ruhe vertauschen wollten.

Dr. Welchen?

R. Ich habe die naive Erzählung zum Zwecke einer betreffenden Katechismus-Lehre meine Kinder in der Schule auswendig lernen lassen. Hören Sie:

Die neue Eva.

Dr. Ach ja! . . . . ich bitte, fahren Sie doch fort, das Gedichtchen ist artig.

Rector:

„Lieber Gott, man muß sich placken,
Wie ein Lastthier, auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle frommen Christen
Lebten hoch im Paradies,
Wenn sich Eva nicht gelüsten
Den verbotnen Apfel ließ.

„Lieb' ich, wie die Weiber alle,
Wohl auch Obst und Näscherei'n,
Würd' ich doch im gleichen Falle
Nicht so schwach, wie Eva, sein.“ —
Liese sprach, voll Mißbehagen,
Dies zu Walter'n, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört sie klagen,
Und er redet schnell sie an:

„Mutter, prüft euch, eh' ihr schmälet!
Ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad selbst erwählet!
Mutter, das befürcht' ich schier!
Glaubt ihr, solch ein Abenteuer
Ritterlicher zu bestehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer,
Und dann kommt, wir wollen sehn!"

Sie versprach, sich gut zu halten,
Und so froh wie Fisch' im Bach
Trippelten die beiden Alten
Nun dem reichen Manne nach.
Dieser gab das schönste Zimmer
Seines Hauses ihnen ein:
„Leutchen, hier wird nun euch nimmer
Evens Fehltritt merklich sein.

„Ihr sollt täglich aufgetragen
Sieben Schüsseln vor euch sehn.
Sechs genießet mit Behagen,
Aber laßt die letzte stehn!
Man wird sie verdeckt euch bringen;
Zähmt und fesselt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf schnellen Schwingen,
Wenn ihr sie berührt, das Glück!"

In dem neuen Paradiese
War den Leuten trefflich wohl;
Doch am achten Tag sprach Liese:
„Fast werd' ich vor Neugier toll!
Meine Finger glühn und streben,
Von dem siebenten Gericht
Stracks den Deckel aufzuheben.
Lieber Walter, meinst du nicht?"

„Hast du", schmält er, „schon vergessen,
Daß du all dein Glück verlierst,
Wenn du Thörin dieses Essen
Mit dem Finger nur berührst?
Willst du dich denn wieder placken
Wie ein Lastthier auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken,
Daß dein Schweiß zur Erde fällt?"

Aber seine gute Lehre
Fand der Gattin Ohren taub;
Denn sie war schon der Megäre
Neugier rettungsloser Raub.
Neugier spielte hier die Schlange;
Liese hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das schon lange
Darauf harrte, sprang hervor.

Welch Geschrei, welch Händeringen!
Doch dies konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen,
Und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde
Von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieser Stunde
Seine Gäste spottend aus.

Ach! sie schlichen jetzt, voll Reue,
Durch des Paradieses Thor,
Um mit Thränen nun aufs Neue
Holz zu spalten wie zuvor.
Walter rieb sich hintern Ohren
Und schalt Liesen ins Gesicht:
„Tadeln können zwar die Thoren,
Aber klüger handeln nicht!"

v. N. Ganz so erzählte mir Herr v. R. von einem Arbeitsmann in C..., dessen Geschäft es ist, die Häuser auszuweißen, und der vor einigen Jahren in einem Wirthshause veranlaßt wurde, mit Mehreren seines Gleichen einmal ein Viertelloos in der Lotterie zu nehmen. Er gewann 200 Thaler; und was geschah? Mein glücklicher Spieler setzte Eimer und Weißquast bei Seite, schaffte sich lange Pfeife und Schlafrock an, und spielte den Herrn v. Kuhwackel comme il faut, ließ jedoch ehrlich Weib und Kinder mitleben. Seine Frau, weniger phlegmatisch als er, bat und beschwor ihn, vernünftig mit dem Gelde zu hausen. Umsonst. Er spazirte durch die Hausflur und in den Promenaden, trank auch fortan statt Bier seinen Wein. „Was denkst du doch?" sprach seine Ehehälfte oft wohlmeinend. „Nichts," entgegnete er gutmüthig, wie immer. „Aber ist es damit genug?" „Nun ja!" lächelte er ihr zu: „Wir wollen doch auch einmal leben wie die großen Herren." Seine Frau aber drang in ihn: „Wo soll das hinaus? Wenn das so fort geht, dann werden unsere 200 Thaler bald auf sein." „Da laß mich sorgen," war die beständige Antwort. Wirklich, die Herrlichkeit ging zu Ende, und — mein Phlegmaticus schaffte den Schlafrock ab, zog seinen alten Rock mit vieler Weißheit wieder an, und den Eimer in der einen, den Quast in der anderen Hand, suchte er sich und die Seinigen wieder, wie ehedem, mit Arbeit zu ernähren. — Das ist Thatsache, mein Lieber! Da brauchst du nicht zu lachen, denn die Geschichte schlägt dich. In Dingen, die nicht mit deiner besseren Ansicht übereinstimmen, ist die Majorität vielleicht größer, als du zur Stunde denkst.

Dr. Aber wenn ich Ihnen nun gern einräume, daß nicht alle Menschen darin einig sind, ob ein Schlaraffenleben oder Beschäftigung ein Uebel ist, so werden Sie hingegen mir eingestehen müssen, daß nur Thoren gegen uns anderer Meinung sein können.

v. N. Thoren allerdings nach unserer Ueberzeugung; ob auch nach deren eigener Meinung? Wird z. B. dein Heimathsgenosse, von dem du vorhin sprachst, sich für einen Thoren halten, oder sich also nennen lassen?

Dr. Bei Leibe nicht; nichts weniger als das. Er ist der Matador der Stadt, der Gescheidteste von Allen, denn er hat Geld, und seine Meinung ist immer die beste, sie dringt fast überall durch, wo er spricht. Alles stimmt ihm bei, so oft er sein Votum aus den schwülstigen Lippen seines bausbackigen Gesichtes ausströmen läßt. Mögen die meisten der übrigen Bürger vordem noch so sehr anderer Meinung gewesen sein, plötzlich sind sie, sobald er gesprochen hat, von der unfehlbaren Richtigkeit seiner Meinung überzeugt, denn — es kommt ja Martini in jedem Jahre. Ich hab's in den Wahlgeschichten erlebt. Durch Agitation und Vorverhandlungen stand einmal die Sache fest wie eine Mauer, zumal unser Matador gewonnen war. Ueber Nacht kommt einer unserer Gegner zu ihm und weiß ihn eines Anderen zu überreden, und siehe da — früh Morgens — um neun Uhr nämlich — kommt er ins Wahllocal hineingeschnauft. Da brauchte er nicht lange zu haranguiren und zu agitiren. Von ihm kann man mit vollem Rechte sagen, was der Dichter vom Jupiter sagt:

„Adnuit et totum nutu tremefecit Olympum.“ (Er winkte, und auf seinen Wink zitterte der ganze Olymp.) Der ganze geträumte Himmel unseres Wahlsieges fing bald schon an zu wanken, und die Gesinnungstüchtigsten fielen wie menschliche Hoffnungssterne einer nach dem anderen vom Firmamente der Aufklärung herab.

v. N. Ja, ja, es sind nur Sternschnuppen.

R. Das ist just das grundsatzlose Princip vieler Allerweltsleute, die Allen Alles sein wollen und dann Nichts sind; die bei revolutionärem Winde mit den Demokraten segeln, bei starker monarchischer Gewalt den Absolutisten spielen, im Broddienste dieses Herrn Freihändler, bei einem anderen Zöllner sind, bei einem Christen christlich, bei einem Juden mosaisch sprechen, die heute in Gesellschaft eines Mohamedaners mit dem Koran auftreten, morgen bei einem Feueranbeter eben so gesinnungstüchtig vor einer Flamme niederknieen würden, versteht sich, Alles aus echter Ueberzeugung.

v. N. Bist du nun einverstanden, Wilhelm, daß man über eine und dieselbe Sache verschiedener Ansicht sein kann?

Dr. Das habe ich nie bezweifelt.

R. Aber daß man unrecht thut, eine Einrichtung, also auch die Weltregierung, durch Hinweisung auf Uebel zu tadeln, wovon es noch nicht entschieden ist, ob sie wirkliche Uebel sind?

Dr. Es wird, wie Sie früher richtig bemerkten, darauf ankommen, zu bestimmen, wann etwas ein Uebel sei, und wann nicht.

R. Ganz gewiß; aber wer entscheidet bei verschiedener Meinung?

Dr. Nun ja, der Herr v. Kuhwackel einmal nicht.

v. N. Die Frau v. Rosenhof dann?

Dr. Wohl schwerlich.

v. N. Msr. Monbopon doch auch nicht; der Lotteriespieler eben so wenig.

R. Wer dann?

Dr. Wohl am sichersten die Intelligenten.

v. N. Also euer Matador.

Dr. Ei, ich sage ja eben, die Intelligenten, kann also den Geldsack unmöglich meinen, der leider zu viel entscheidet. Geld regiert die Welt mehr, als sein sollte.

v. N. Wer ist bei euch und bei eurer Wahlgeschichte denn der Intelligente gewesen, wenn es der Geldsack nicht war? Du etwa?

Dr. Das möchte ich nicht in Abrede stellen, wenigstens nicht bei der Angelegenheit, um die es sich damals handelte. Der größte Theil der Bürger ist zur Zeit mit mir einverstanden, aber trop tard: der Karren ist jetzt verfahren.

v. N. Wer entscheidet denn über die jedesmalige Vorfrage, wer eben der Intelligente sei?

Dr. Auf die Gefahr hin, daß Sie mich beim Worte nehmen, muß ich sagen: die Mehrheit — und bleibe dabei.

v. N. Du merkst also, daß die Majoritäts-Autorität ein bedenkliches Recht ist. Denn euer Matador kann auf seine Tasche klopfen und mit Ludwig XIV. sagen: L'état c'est moi, die Stadtgemeinde B., das

bin ich, ihr anderen Menschenkinder seid Nullen, die nur eine Bedeutung gewinnen, wenn ich vor sie trete. Du kennst wohl:

Nos numerus sumus et fruges consumere nati.

Wir sind Nullen, sind Bäuche, nur Frucht zu verzehren geboren.

Wie?

Dr. Das trifft hier zum Unglück ein. Wie sollte aber sonst gefunden werden können, was nützt und frommt?

v. N. Durch die Majorität? Schau nur die Franzosen an, denen wir ja doch Alles nachäffen, wie in der pariser Mode die Damen und weibischen Männer, so auch in der Politik unsere Majoritäts-Helden. Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts war für unsere Landesnachbarn die unumschränkte Monarchie das einzige Heil, von der Majorität bis zum Himmel erhoben, wo unser Herrgott auch mit absoluter Gewalt herrscht und den Lucifer sammt seinen Revolutionären in die Hölle stürzte, als diese es wagten, eine Theilung der Gewalt zu versuchen. Im Jahre 1789 war eine National-Versammlung das Losungswort, denn die siegende Majorität sprach's, und sie wurde. NB. Die Majorität war doch nichts weiter, als ein Voltaire, Rousseau, Diderot und dergleichen Schriftsteller. Sie winkten, und der ganze Troß der Gesinnungstüchtigen zitterte oder tobte ihnen, nolens volens, ganz intelligent nach. Was durch unfehlbare Majorität bis dahin das rettende Heil war, wird im October 1791 das unerträglichste Uebel. Die gesetzgebende National-Versammlung übt jetzt Gewalt an ihrem legitimen Könige. Der intelligente Pöbel nämlich bringt zweimal

in die Tuilerieen ein; das geheiligte Hausrecht wird schmachvoll verletzt, der König gefangen und suspendirt, seine treuen Truppen ermordet, die Gefängnisse mit Geistlichen und Adeligen vollgestopft und durch Danton erwürgt. Das alles war recht, denn dieser war ja durch Majorität Justiz-Minister, d. h. Diener der Gerechtigkeit. Im Jahre 1792 wird der National-Convent beliebt. Nun ist das recht, denn die Majorität hat es beschlossen.

Dr. Sie legen auf einen Durchgangspunct das Gewicht, welches nur dem vollen Verlaufe der Weltgeschichte zuerkannt werden darf.

v. N. Ein schöner Punct, der Jahre lang ist! Sollten die Ereignisse eine so geringe geschichtliche Bedeutung haben, wodurch das Haupt des Königs fällt und die Revolution für permanent erklärt wird? Sieh! die fürchterliche Schreckensherrschaft, mit einem Robespierre an der Spitze, besitzt jetzt alle Intelligenz, wie alles Recht, zu entscheiden, was gut und bös ist. Die Königin, so wie der Herzog von Orleans werden hingerichtet. Ein Strom von Blut unschuldiger Menschen düngt Frankreichs Boden; unseren Herrgott sammt seiner Religion setzt man ab, die Guillotine erbt seine Allmacht und Weisheit und die Regierung der Welt. Eine liederliche Dirne wird als Göttin der Vernunft in der schaamlosesten Weise auf den Altar erhoben, das Kreuz unter ihrem Fuße, und wer an ihrer Gottheit und Anbetungswürdigkeit zweifelt, wird im Namen der Freiheit geschlachtet. Wie Satan steht Robespierre über den Flammen der Hölle und schleudert alles hinein, was sich ihm widersetzt — was sage ich widersetzt? — jeden, wovon er nur meint, daß er anders

denke, als er, der Allmächtige. Danton, selbst ein Teufel, schrickt vor der bodenlosen Ruchlosigkeit des Beelzebub, seines Meisters, zurück, und was das Uebermaß des Furchtbaren ist: — zufällig, pflegt man zu sagen, sicherlich doch durch Gottes letzte Gnade, sieht eines Tages Robespierre in den Spiegel seines eigenen Gewissens und bebt vor dem Scheusal zurück, das er erblickt, und das Scheusal ist er selbst. In der höllischen Herzensangst läßt er durch den Convent das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele decretiren, der alte Herrgott bekommt das Regiment wieder durch Robespierre's Gnade. Im Jahre 1795 erhält endlich die Directorial-Gewalt so lange Recht, wie du weißt, bis sie von der eisernen Faust Napoleon's zertrümmert wird, der sich aus ihren Scherben eine starke Kaiserkrone goß, die er sich, wie bekannt, 1804 selbst aufsetzte.

Dr. Bis auch sie in der Gluth Moskau's schmolz, oder vielmehr in der russischen Kälte zersprang.

R. Soll die Mehrheit der Köpfe stets zu bestimmen haben, was gut und was übel ist, dann kommt es unabweislich dahin, daß man mit dem Dichter sagen muß:

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,

Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

v. N. Nein, mein Wilhelm, bleibe nur mit deiner Majorität der Stimmen zu Hause; sie ist nimmermehr die Quelle des Wahren noch des Rechtes.

Dr. Sie entwerfen aber auch ein zu fürchterliches Bild von ihr.

v. N. Welches sich von der Wirklichkeit nur dadurch unterscheidet, daß es weit hinter ihr zurückbleibt, weil das Bild nie die Natur getreu wiedergibt, und Worte überhaupt nicht, am wenigsten die meinigen, den ganzen Gedanken umfassen.

Dr. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, den Schrecken der französischen Schreckensherrschaft mildern zu wollen, sondern woran ich mich bei ihrer Schilderung stoße, ist, daß Sie den gerechten Abscheu vor der Tyrannei der zügellosen Menge auf das Majoritäts-Princip an und für sich übertragen wollen.

v. N. Nichts als dieses ist die Quelle von jener.

R. Dürfte ich Sie bitten, Herr Doctor, die Hefte von dem Spiegeltischchen dazu überreichen? Danke Ihnen. Ich las unlängst in diesen theologischen Blättern zwei schöne Gedichtchen, die ich, wenn Sie erlauben, noch angeben möchte.

Dr. Zu welchem Zwecke?

R. Um Ihnen zu dienen, Herr Doctor! Diese nehmen auf unsere Frage und auf die Bedenklichkeit zugleich Bezug, die Mehrheit der Köpfe bei Entscheidung über Wahres und Gutes als Auctorität gelten zu lassen. Sehen Sie zu, ob diese zwei Stimmen, oder die Masse, die mit ihnen im Widerspruche steht, Recht haben vor Gott und der Vernunft. — Hören Sie:

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

(Von Gleim.)

Der grauen Nachtigall pries sein gekröntes Haupt
Ein schöner Wiedehopf. „Mein Weibchen", sprach er, „glaubt,
Du wärest häßlich gegen mich."
„Das könnte sein!" erwiderte
Die Nachtigall, und flog
Auf einen hohen Baum, und sang.
Die Wandrer alle blieben stehn,
Und sagten: „Wie so schön!
Ach, welch ein Klang!".

Das hört der Wiedehopf, flog neidisch hin und her,
Und Keiner sprach: „Wie schön ist er!"
Denn für die kleine Philomele
War Alles Ohr.

Man zieht doch immer eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Der Wundermann.

(Von Haug, nach Boppo bearbeitet.)

Wenn aller Welt Gewalt ein Mann gewänne,
Wenn er, was nie ein Sinn durchsann, durchsänne,
Die Zahl der Stern' und Meerestropfen wüßte,
Hienieden nichts ihm unverborgen bliebe,
Die Menschheit ob dem Wunder staunen müßte,
Und ihn das Glück bis in den Himmel hübe,

Wenn tausend Riesen seiner Kraft erlägen,
Sein Augenwink Gebirge zu bewegen
Vermöcht', und sein Berühren Felsen sprengte,
Wenn er, als Eigenthum, zusammendrängte,
Was Erde, Wasser, Luft und Feuer hegen
Vom tiefsten Abgrund bis zum Thron der Sonne,
Und könnte, sich zur Glorie, zur Wonne,
Des schönsten Weibes Hand und Herz erstreben,
Und mit der Holden tausend Jahre leben, —
Und hätte Gottes Gnade nicht:
Er wäre doch ein armer Wicht!

Ob wohl die Meisten so edel denken? Gewiß nicht. Nichts desto weniger bleibt das Wahre stets wahr. Sollen wir nicht diese tausendmal aufgeworfene Frage, wer zu entscheiden habe, auf sich beruhen lassen?

Dr. Ich wünsche doch Ihre Ansicht darüber zu kennen.

R. Wollte ich über diese Ihre beiderseitige Meinungsverschiedenheit meine Ansicht aussprechen, so möchte ich, Ihnen gegenüber, Herr Baron, der Majorität allerdings ihr Recht nicht absprechen, NB. Herr Doctor, nicht der Majorität der Köpfe, sondern derjenigen, die das Rechte sagen können und wollen. Ich befürchte jedoch, zwischen Sie beide tretend, Keinen von Ihnen zum Bundesgenossen und den Einen wie den Anderen zum Gegner zu haben. Ich würde vor diesem Kampfe nach beiden Seiten hin nicht zurückschrecken, wenn er zum Abschluß unserer Discussion unumgänglich nöthig wäre. Es ist dieser Umstand aber, daß hier unter uns dreien nicht zwei übereinstimmen, abermals eine Probe von dem Satze, daß Viele über Vieles ganz andere Urtheile haben können, von denen Jeder sich hinlängliche und gleich berechtigte Einsicht zutraut.

Dr. So ist es stets gewesen, und so wird es ohne Zweifel auch immer bleiben.

R. Wenn das nun schon im Familien- und Staatshaushalte der Fall ist, also bei rein irdischen Angelegenheiten, um wie viel mehr wird es Geltung haben müssen in dem größten Haushalte, der existirt, den der h. Augustinus Staat Gottes nennt, und worüber er ein treffliches Werk von nicht weniger als 22 Büchern geschrieben hat! Ich meine die göttliche Weltordnung. So lange die Menschen nicht einmal einig sind, ob diese oder jene menschliche Einrichtung ein Uebel ist, wird man kein Recht haben, aus der göttlichen einen Beweis gegen eine allweise und allgütige Fürsehung des ewigen Wesens zu entnehmen. Meinen Sie nicht, Herr Doctor?

Dr. Gegen solche Fassung der Frage wüßte ich eben jetzt nichts einzuwenden.

R. Sonst könnte füglich unser Herrgott, auf die Thorheit und Klage der Menschen eingehend, es machen, wie ein neugewählter Bürgermeister verfahren sein soll.

v. N. Woran denken Sie, Herr Rector?

R. Zur Zeit, wo die Gemeinden zur Selbstwahl eines Bürgermeisters berechtigt wurden, konnten einmal, wie mir erzählt wurde, die Bauern über die Bezeichnung der Person nicht einig werden. Da einer der angesehensten diese Ehre dem anderen mißgönnte, so wurde es einem Subaltern-Beamten, der in der Umgegend angestellt war, möglich, ja, sogar leicht, als Candidat mit Erfolg aufzutreten. Um seine Wahl sicher zu stellen, betheuerte er den Wahlberechtigten: er könne, wenn er gewählt werde, ihnen vom größten Nutzen

sein. Er würde ihnen nämlich das Wetter machen, wie sie es haben wollten. Das sei für die Herren Landleute doch von größter Wichtigkeit. Der Vorschlag gefiel. Unter der Bedingung, sein Versprechen zu lösen, wird er gewählt. Es kommt der Tag der ersten Probe seiner Wettermacht. Er stellt sich auf die Brustmauer einer Brücke, die Gemeinde-Mitglieder um ihn herum. „Nun, meine lieben Leute," sprach er mit gravitätischem Blicke, „auf welchen Tag wollt ihr das Wetter gemacht haben?" Da fing die Uneinigkeit schon an. Es gab keinen Tag der Woche, der nicht gewählt wurde. Mein Herr Bürgermeister ließ die Streitfrage in aller Weisheit seines Amtes in suspenso und suchte die Streitenden mit der Hauptsache zu beschäftigen, um sie doch in etwa zu beschwichtigen: „Ja, was für Wetter soll es denn sein?" — „Regen, wie zur Zeit der Sündfluth," rief der Herr Schullehrer, ein alter und sonst unbescholtener Mann, angethan mit einem Rocke nach der Mode antediluvianischer Zeit. Er dachte, dann schwämme sein baufälliges Schullocal doch auch einmal mit fort. „Was, dummes Zeug!" rief ein früherer Schöffe, „Hitze über Hitze soll es sein!" und stampfte seinen langen Rohrstock mit dem silbernen Knopfe in Wuth auf die Erde, traf aber den Fuß seines Nachbars, der wüthend über ihn herfiel, weil er ihn doch schon seit lange nicht mehr leiden mochte. Ein Schiffer verlangte dagegen starken Nordwind; er müsse zu Berg fahren, sagte er. Ein Gutsbesitzer flucht über ihn und spricht: Windstille, ich muß Hafer säen. Quot capita tot sensus! Alles schreit und streitet. Unterdessen geht der Erwählte nach Hause, ißt ruhig zu Mittag, will ein Schläfchen halten, als er plötzlich herbeigerufen wird, dem Kampfe

ein Ende zu machen. Beati possidentes, dachte er, machte von seiner Amtsgewalt pflichtmäßig Gebrauch und jagte die Wüthenden mit Policeimacht aus einander. Anderen Tages läßt er bekannt machen, er würde, da gestern keine Einigung zu Stande gekommen sei, seinem Versprechen nachkommen, sobald ein einstimmiger Antrag an ihn schriftlich gerichtet würde. Wenn nicht der Tod oder ein anderer Grund der Amtsentsetzung eingetreten ist, dann wird er sicher noch Bürgermeister sein, und kein Dorfbewohner ist befugt, sein Recht anzutasten.

v. N. Ja, ganz recht, Herr Rector! So könnte Gott im Himmel auch wohl den unzufriedenen Menschen gegenüber treten und vom Regenbogen, wie von einer Brücke des Himmels, herab ihnen ruhig zurufen: Sorget erst, daß ihr einig werdet über die Art und Weise, wie die Welt denn regiert werden soll, wenn mein bisheriges Regiment euch mißfällt; ich verheiße euch, es genau so zu machen, wie euch beliebt; bis dahin aber lasset ab von den eiteln und ungerechten Vorwürfen gegen meine Fürsehung. Mit euren voreiligen Klagen mißhandelt ihr mich mit Unrecht. — Das Verlangen, es jedem Einzelnen recht zu machen, ist Unsinn, da es eine Unmöglichkeit einschließt. Wenn ein alter Herr täglich zu Gott um langes Leben betet, seine muthmaßlichen Erben aber um seinen baldigen Tod, wie soll die Fürsehung beiderseits genügen? Während der eine Schiffer Nord-, will der andere Südwind. Während die armen Leute, die weder Holz noch Geriß haben, einen gelinden Winter von ihm fordern, schreien die Kohlenhändler und Kaufleute, die in Winterstoffen Geschäfte machen, um einen recht harten. Und da sitzt

in der Stadt dort ein Hämmorrhoidarius in seinen besten Jahren des Lebens, so ein Conservativer von echtem Schrot und Korn, der gleichwohl von Conservirung der wahrhaft conservativen Religion nichts wissen wollte — es empört mich noch, so oft ich an ihn denke — als man vor ein paar Jahren die Morgenröthe des einigen, freien und mächtigen Deutschlands ausposaunte, und eine Rotte emancipirter Juden, Schneider- und Schuster-Gesellen eines Tages die Fenster einer Kirche mit Steinen zertrümmerte: da schmunzelte dieser charakterfeste Gesinnungstüchtige herzvergnügt in den Bart hinein; als aber nicht lange danach dieselben Leutchen auch die Fenster seiner Bel-Etage einwarfen, da klagte unser aufgeklärter Mann unter Donnern und Fluchen, daß Gott im Himmel sich wenig um den menschlichen Wirrwarr kümmere. Natürlich, sonst müßte der Allmächtige doch wahrhaftig die Gesetze der Physik aufheben und sorgen, daß die geschleuderten Steine vor des Reichen Fenstern Halt machten und wie behext an den Wänden herabfielen. Während dieser nun seine Glasscheiben, zerbrochenen Spiegel und Vasen mit feuersprühendem Auge ungläubig ansah, stand ein Glaser von fern und sprach in festem Glauben: „Gott verläßt doch die Fenstermacher nicht.“

Bei diesen Worten erhob sich der Herr Rector, und indem er auf seine Uhr sah, sprach er eilig: „Meine Herren, entschuldigen Sie, meine Zeit ist abgelaufen; ich muß zur Schule. Ich bedaure es recht sehr, daß ich so plötzlich unterbreche. Es ist bald Eilf.“

v. N. Pflicht geht über Alles.

Dr. Wie, ist es schon so spät? Das hätte ich nicht vermuthet.

R. Auch ich muß gestehen, daß die Zeit mir unerwartet schnell vorübergegangen ist. Wir werden uns noch sehen. Ich muß fort.

v. N. Wir begleiten Sie, Herr Rector, bis an die Schule.

R. Sehr angenehm . . . . dann wollen wir gehen, meine Herren.

Nachdem wir von dem Geistlichen an dem Schulgebäude Abschied genommen hatten, machten wir beide eine Promenade in den Wald hinein. Wilhelm erkundigte sich unterwegs umständlich nach den Verhältnissen des geistlichen Herrn, dessen Persönlichkeit der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung blieb, bis wir wieder in meiner Wohnung ankamen. Nach dem Mittagsmahle ging ich zu meinen Geschäften, während er Anfangs auf der Terrasse des Gartens hin und her spazirte, und später einen Ausflug machte, von dem er erst in der Dämmerung zurückkehrte. Den Abend brachte er meistens mit Lesen zu, unterdessen ich meiner Gewohnheit gemäß mein Tagebuch führte, zu dem die Erlebnisse und Unterredungen dieses und des vorigen Tages reichhaltigen Stoff lieferten.

III.

In der Mitte des folgenden Morgens beehrte uns der Geistliche mit seinem Gegenbesuche. Nachdem ich ihm auf seine Frage nach der Rückkunft meiner Frau die Mittheilung gemacht hatte, daß dieselbe ihren Aufenthalt zu R.... wegen einer Unpäßlichkeit ihrer Verwandtin zu verlängern wünschte, führte uns eine freundschaftliche Unterhaltung über mancherlei wieder auf das Thema des früheren Gespräches zurück.

Unsere Unterredung am gestrigen Tage, sagte mein Gast, hat uns unvorhergesehener Weise die Gelegenheit dargeboten, sie den Charakter einer belehrenden Discussion annehmen zu lassen.

R. Wie das wohl oft zu kommen pflegt, und nicht selten gerade da, wo man es am wenigsten beabsichtiget.

v. N. Der Mensch denkt — Gott lenkt.

R. Wenn das ist, dann dürfen wir dem höheren Willen nicht widerstreben, und da ich nun die Schuld trage, daß die für mich wenigstens interessante Entwicklung unserer gegenseitigen Ansichten plötzlich abgebrochen und so zu keinem Abschlusse gebracht wurde, so fühle ich mich verpflichtet, Sie zu bitten, diese

wieder aufzunehmen, wenn's Ihnen gefällt, meine Herren.

v. N. Mit dem größten Vergnügen. Nur werde ich mich hüten, wieder in die Begeisterung zu fallen, die man sonst Heftigkeit nennt.

Dr. Ich, für meinen Theil, habe es wahrlich auch nicht an Lebendigkeit fehlen lassen.

R. Das ist unvermeidlich, wenn man die Menschen nimmt, wie sie sind, und ich weiß nicht, ob das stets zu tadeln ist.

Dr. So wollen wir uns denn stets des Horazischen Spruches erinnern: Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

R. Wir werden diese Gränzen nicht überschreiten, dessen bin ich gewiß.

v. N. Ich habe dazu wenigstens den festen Vorsatz; sollte bei meinem Temperamente.... nun — Spruch gegen Spruch: „Der Wille ist zwar gut, aber das Fleisch ist schwach."

R. Um den Faden denn wieder da aufzuheben, wo wir ihn gestern haben fallen lassen, muß ich Ihnen, Herr Doctor, aus dem Buche vorlesen, das ich in der Tasche mitgebracht habe. Beliebt's, zu hören?

Dr. Ich bin ganz Ohr.

R. Das will ich nicht hoffen.

Dr. Ei, warum denn nicht?

R. Wenn Sie ganz Ohr wären, dann würden die Worte bei Ihnen keinen Geist treffen, um die Ueberzeugung beizubringen, die sie bezwecken.

Dr. Ja, so! Ohr und Geist.

v. N. Und auch Herz! das darf beim Menschen eben so wenig fehlen, um Mensch zu sein.

Dr. Ganz recht. So will ich denn sagen: Ich bin ganz Mensch.

R. Schön! (Er lies't:)

Die Welt läßt ihr Tadeln nicht.

Merk' auf, ich bitte dich, wie es dem Alten ging,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fing.
Ein Esel trug ihn fort, sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reisender ihn unterweges an:
„Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihr's laßt neben euch auf schwachen Füßen traben?"
Drum stieg der Vater ab und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
„Ihr könntet ja mit Recht", hört er von andern Leuten,
„Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten."
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dies für übel nahm.
Es schrie der ganze Markt: „Ihr thut dem Thiere Schaden!
Man pflegt nicht so wie ihr sein Thier zu überladen."
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie er's am besten fand,
Und sagte: „Sollt' ich mich in alle Menschen schicken,
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken."

Dr. Ich gestehe, gestern war ich etwas zäh.

v. N. Etwas viel, wie mir scheint.

Dr. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, meine Herren. Das Uebel, worüber die Welt nicht einig ist, ob es ein Uebel sei, kann bei Vernünftigen kein gerechter Grund sein, gegen die Fürsehung zu klagen, oder sie gar zu bezweifeln. Aber, meine Herren, es gibt des allgemein anerkannten Uebels so viel, daß ich nicht einsehe, wie Sie Ihr Dogma von einer allweisen

und allgütigen und gerechten Weltregierung durchzufechten im Stande sein können.

R. Und?

Dr. Ich komme wieder auf meinen alten Einwand zurück: Sehen Sie Sich nur die gränzenlose Unordnung in der Welt an.

R. Ich halte doch auch die Augen offen, wenn ich durch die Welt wandle, kann aber eine gränzenlose Unordnung nicht sehen! Ich treffe allenthalben eine bewunderungswürdige Weltordnung.

Dr. Merkwürdig, daß wir dann von vorn herein in keiner Ansicht übereinstimmen sollen. Sie als Geistlicher kennen das Elend der Welt doch gewiß eben so gut, wie ich als Arzt. Wie Mancher schmachtet in namenlosem Unglücke! Wie kann ich das mit einer gütigen Fürsehung reimen?

v. N. Erlauben Sie, Herr Rector, eine kleine Vorbemerkung, eine leise Frage, Wilhelm: Sollte heute die Einbildung vielleicht dieselbe Rolle spielen wollen, die gestern der Uneinigkeit zufiel, und die eine größere Bedeutung erlangte, als du es im Anfange vermuthetest?

Dr. Einbildung? Darf ich meinen Ohren trauen, oder scherzen Sie?

v. N. Ja, Einbildung!

R. Ich finde mich in dieser Ihrer Andeutung aber auch nicht zurecht, Herr Baron. Wie soll ich Sie verstehen?

v. N. Welche Tragweite meine Frage gewinnen wird, sehe ich selbst vor der Hand zwar noch nicht voraus; sie kommt mir wie über Nacht in den Sinn, und ich

möchte wünschen, daß man ihr Anrecht, gehört zu werden, nicht verkümmere.

R. Im Gegentheil, wir werden dieselbe willkommen heißen.

v. N. „Wie Mancher schmachtet in namenlosem Unglücke!“ seufzte Wilhelm. Gerade diese Worte erinnern mich an folgende Thatsache: Ich kenne eine junge Dame, Tochter einer reichen und allenthalben geehrten Familie, an Geist und Körper von der Mutter Natur, durch die Hand des Schöpfers, nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet und dennoch, ich weiß nicht, ob es heute noch der Fall ist, schmachtete sie in namenlosem Unglück.

R. Und warum?

v. N. Sie, der die halbe Welt, möchte ich sagen, zur Wahl offen steht, fühlt sich unendlich unglücklich, weil die Fürsehung es verhindert, daß sie einen jungen Mann den ihrigen nennen darf, der ihrer wahrhaftig nicht werth ist, obschon derselbe im Aeußern manches Glänzende an sich trägt, was selbst das Auge eines frommen und tugendhaften Mädchens zu blenden im Stande ist. Alle, welche sie und ihre Verhältnisse kennen, stimmen in diesem Urtheile überein. Sie schmachtet wörtlich in einem Unglücke, das namenlos ist, weil man dem, was nicht existirt, auch nicht wohl einen Namen geben kann. Durch ein Hinderniß, das ihr Glück sichert, bildet sie sich ein, unglücklich zu sein, und nun ist sie es in der That.

Dr. Halten Sie denn jenen Zug des Herzens, der im vorliegenden Falle ihr Unglück will, an und für sich für verderblich und für böse?

v. N. Ist ihr Elend, möchte ich fragen, für den

vernünftigen Menschen ein Stein des Anstoßes, woran der Glaube an die Fürsehung scheitert? Jenen Zug des Herzens, den du andeutest, halte ich, mein Wilhelm, für so wenig verkehrt, daß ich denselben vielmehr in der Weltregierung und Welterhaltung in hohem Grade anerkenne und als ein Wunder der Fürsehung darstellen möchte, — einen Zug, der nicht in der Menschheit allein, sondern auch in der Thier- und Pflanzenwelt die Weisheit eines über der Schöpfung stehenden, denkenden Geistes verkündet, weil er eben so wenig ein blinder Zufall, als das Resultat der menschlichen Uebereinkunft sein kann. Das Wohlthätige in dieser Sache fällt der göttlichen Fürsehung, das Unheilvolle der Einbildung der Menschen anheim.

R. Ich lasse Ihrer Antwort alle Gerechtigkeit widerfahren.

Dr. In benanntem und ähnlichen Fällen — mag sein.

v. N. Der ähnlichen Fälle mag es aber viele, sehr viele geben, auf welche gestützt die Betreffenden mit der Fürsehung rechten wollen.

Dr. Sehr viel, das wird doch eine Hyperbel sein.

R. Ich meinerseits möchte doch auch die Zahl der durch reine Einbildung Unglücklichen nicht gar zu gering anschlagen. Meinem Gedächtnisse schweben aus den Bekanntschaften, die ich in meinem früheren Berufe mit Männern von verschiedenen Lebensverhältnissen gemacht habe, eine Menge von solchen Leuten vor, die stets über ihre Lage klagten, obgleich sich keine Ursache der Klage herausstellen würde, wenn man die Majorität nicht bloß der Köpfe — sondern selbst der Sachverständigen und Unparteiischen hören wollte. Unter hundert Menschen würden ganz gewiß neunzig denselben zurufen: Nun,

klagt ihr doch nur um Gottes willen nicht, denn ihr habt wahrlich gar keinen Grund, euch unglücklich zu denken! Der Arzt lamentirt, wenn er den Juristen seine Ferienreise antreten sieht, er klagt bei vielen Kunden, daß er Tag und Nacht keine Ruhe habe, und ist bei wenigen Kranken ihm Ruhe gegönnt, dann klagt er abermals und noch mehr. Der Advocat, in Acten halb begraben, beneidet den Arzt, der in freier Luft umherreitet. Die Schulmänner nun gar sind, wie sie meinen, so elend daran, daß unter fünfzig keine zwei gefunden werden, die ihren studirenden Söhnen zum Schulfache rathen mögen, während der Kaufmann dieselben selig preis't, da sie, wie er meint, bei einem fixen Gehalte täglich nur wenige Stunden zu arbeiten und dazu jährlich zwei Monate gar nichts zu thun brauchen. Die gesammte übrige Welt, etwa mit Ausnahme der Rentner, ist der festen Ansicht, daß jene vier Classen von Erdbewohnern sammt und sonders das Paradies hienieden besitzen, unterdeß sie selbst, elende Kinder Heva's, in diesem Thale der Thränen seufzen und weinen müßten. Das, meine Herren, ist ein Klagelied, welches Sie alle Tage von Neuem hören, obgleich Horaz es schon vor zweitausend Jahren angestimmt hat. Dieser Heide, der die Fürsehung einen blindlings waltenden Zufall nennt, sagt meisterhaft schön, wie ich unlängst noch in der Uebersetzung dort zu lesen begonnen hatte. — (Der Herr Rector nahm ein Buch von der Stellage und las):

Wie doch kommt es, Mäcen, daß Niemand, welchen Beruf ihm
Sinnende Wahl theils gab, theils blindlings waltender Zufall,

Lebt zufrieden darin, und Jeder des Anderen Bahn preis't?
„Glücklicher Kaufmann!" spricht, langjährig im Dienste, der Krieger,
Durch vielfach anstrengende Müh' schon mürb in den Gliedern.
Doch wenn Stürme das Schiff hinschleudern, entgegnet der Kaufmann:
„Besser ist Kriegsdienst doch! Denn warum? Man stürmt auf den Feind an:
Eh' die Stund' abfließt, naht Tod schnell oder des Siegs Lust."
Jener Gesetzes und Rechts Wohlkundige preiset den Landmann,
Wenn beim Hahnengesang rathsuchend ein Frager am Thor pocht.
Dieser, wenn Bürgschaftspflicht ihn zieht vom Lande zur Stadt hin,
Ruft laut: „Keiner ist glücklich fürwahr, als wer in der Stadt lebt!"
Anderes ähnlicher Art — so viel ist's — würde dem Schwätzer
Fabius selbst zur Last. Drum ohne Verzögerung, höre,
Wo ich die Sach' hinführe. Wenn schnell, „hier bin ich," ein Gott sagt,
„Thun will ich, wie ihr wollt. Sei du, noch eben ein Krieger,
Jetzt Kaufmann; du Gelehrter ein Landmann: Gehet nun dahin,
Und ihr dorthin ab mit gewechselten Rollen. Wohlan denn!
Was steht ihr?" Jetzt möchten sie nicht; doch winket ihr Glückstern.
Was ist der Grund, daß Jupiter nicht, wie billig die Backen
Ihnen ergrimmt aufbläs't und spricht, er werde in Zukunft
Niemals mehr sich zeigen so gut und Wünschen das Ohr leihn.
Aber damit ich nicht, gleich Possenerzählenden, lachend
Fortfahr' (doch wer wehrt's, auch lachend zu sagen die Wahrheit?

So wie manchmal auch liebkosende Lehrer den Knaben
Backwerk spenden, daß gern sie das Buchstabiren erlernen);
Laßt uns setzen bei Seite den Scherz und suchen das Ernste.

— — — — — —

So geht's noch Tag für Tag. Wie viele klagen ohne Unterlaß bei mäßiger Arbeit und auskömmlichem Gehalte! Ich wüßte nicht, was sie vom Schicksal noch zu fordern hätten.

Dr. Nun, unser Herrgott müßte jenen Mißvergnügten das Einkommen verdoppeln und die Arbeiten durch zwei oder drei dividiren.

R. Ganz recht, wie es in den Tagen der dämmernden Freiheit vorgekommen ist, daß bei dem allgemeinen Rufe nach Trennung der Schule von der Kirche in C . . . eine Anzahl von Küstern sich in einem Berathungs-Locale versammelte und Einer mit der Forderung auftrat: „Es ist an der Zeit, meine Herren Collegen, daß wir eine Adresse entwerfen, um die Fixirung des Gehalts auf 500 Thaler und die völlige Trennung des Küsterdienstes von der Kirche zu verlangen." Die Thatsache habe ich von einem Theilnehmer selbst erfahren; der Redner, ein Mann von untadelhafter Gesinnung, sprach mit dieser Petition einen Scherz aus, aber einen bitteren. Dieser Küster hatte mehr Verstand als ein andersgesinnter, obgleich hochgelehrter Philologe, den ich in öffentlicher Berathung zu hören Gelegenheit hatte.

v. N. Wenn ich unsere alten Haushaltungsbücher nachschlage, dann finde ich, daß für die Dienstleute der Himmel es schon zur Gewährung des einen Theiles deines unmaßgeblichen Vorschlages gelenkt hat. Denn vor 60—70 Jahren miethete man noch einen

Knecht für etwa 10 und die Magd für 6 Thaler, während jener jetzt seine 40, diese ihre 20—25 Thaler bezieht. Der liebe Gott hat also deinen Wunsch schon zur Hälfte in Erfüllung gebracht und empfängt dafür mehr Vorwürfe und weniger Dank. So steht's.

Dr. Er wird die Besoldung belassen, aber die Arbeit beschränken, mehr Ruhetage schaffen müssen.

R. Also der Sabbathe, der Sonn- und Feiertage mehr einführen müssen? Mit dieser neuen Verordnung würden Sie aber, Herr Doctor, bei der entscheidenden Majorität schlechte Ehre einlegen. Diese hat mit den stark reducirten Feiertagen noch viel zu viele Ruhetage. Sehen Sie Sich dazu nur einmal den Verkehr auf den Flüssen an, so wie das öffentliche Leben in den Städten und das geheime in den Handwerkerstuben!

Dr. In scheinbarem Widerspruche zu meinem eben ausgesprochenen Wunsche kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei der allgemein herrschenden Noth der unteren Classen eine Verminderung der Feiertage höchst nothwendig geworden ist, um den Arbeitern die Möglichkeit zu gewähren, den Tagelohn nicht zu verlieren, der ihnen am Ruhetage verloren geht.

v. R. Du nimmst also den guten Rath zurück, den du eben dem Herrscher der Welt ertheiltest?

Dr. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich scherzte.

R. Sie glauben aber jetzt in Ernst, daß eine Verminderung der Feiertage im Interesse des Volkes läge, oder nicht?

Dr. Wie sollte ich es nicht?

R. Und stimmen also in dieser einen Beziehung aus Ueberzeugung den Volksführern oder auch wohl den Volksverführern bei, die namentlich in den letzten Jahren den armen Leuten die Religion, unter Anderm mit der Predigt, aus dem Herzen gerissen haben, daß sie durch Entheiligung der Sonntage besser daran sein würden? Das sind die, welche die mit dem schmählichen Namen Proletarier Bezeichneten dazu verdammen wollen, nun nicht mehr bloß sechs, sondern sieben Tage der Woche zu arbeiten und sonach ohne Unterlaß im Schweiße des Angesichts ihr Brod zu essen. Soll man dem armen Arbeiter auch nicht einmal mehr einen Tag in der Woche gönnen, um sich auszuruhen? Will man den Tagelöhnern auch noch jenen Tag nehmen, den die Religion ihnen gesichert hat, um wenigstens dann und wann eine Pause zu machen, wo sie einen Nachgeschmack des Paradieses kosten und essen, ohne unter der Last der Arbeit zu keuchen?

Dr. Ihre Darlegung ist richtig unter der Bedingung, daß die Leute bei der Sabbathruhe auch wirklich zu essen haben.

R. Glauben Sie, weniger als jetzt? Die Geschichte zeugt gegen Sie. Die Armuth war früher bei besserer Heiligung der Sonntage und unter weit mehr Feiertagen bei Weitem geringer als jetzt. Der Ausfall des einen Tagelohns in der Woche ist nur Täuschung, womit man dem guten, aber bethörten Volke Sand in die Augen streut, um es zu seinem Zwecke zu gebrauchen, und dieser Zweck ist letztlich kein religiöser oder irreligiöser, sondern ein social-politischer. Das Volk läßt sich dahin nicht treiben, wohin man beabsichtigt, so lange es noch den Sonntag feiert, in die

Kirche geht und an Gott, Ewigkeit, Hölle und Himmel glaubt.

Dr. Aber der Ausfall des Tagelohns, Herr Rector?!

R. Sehen Sie auf England, America, wo der Arbeiter einen drei- bis viermal höheren Lohn gewinnt; ist er damit in pecuniärer Hinsicht besser gestellt? Gleicht sich der Verdienst des Tagelöhners nicht mit den gleichmäßig steigenden Bedürfnissen aus, wie z. B. mit den Preisen der Nahrungsmittel, der Fabricate, Colonial-Waaren rc.? — Lassen Sie die Fabriken unausgesetzt in Thätigkeit sein: der Verdienst fällt nicht dem Arbeiter, sondern dem Fabrikherrn in den Schooß, und seinen Leuten bleibt nichts, als die Last und der Schweiß, bis das Grab ihnen endlich die Ruhe, den Sabbath gönnt, den Blindheit oder Bosheit ihnen unbarmherzig entzogen hat.

„Vorwärts! schreit die Welt geschäftig,
Manchem just zum Schabernack,
Und es treibt das Vorwärts kräftig
Geld und Gut in eignen Sack."

sagt ein Dichter.

v. N. Es ist gut, daß wir zwischen vier Mauern allein sitzen, sonst würde ich Anstand nehmen müssen, ein Wort auszusprechen, das mir auf der Zunge liegt. Ich würde zu befürchten haben, als Réactionnaire par excellence verschrieen zu werden, falls Jemand von den Aufgeklärten es vernähme. Ich bin der Meinung, es würde der Menschheit zu großem Nutzen gereichen, wenn nicht allein der Sabbath, sondern auch das Sabbath- und Jubeljahr eine Wiedereinführung finden könnte, falls die Zeitumstände und die Völkerverhältnisse es

erlaubten. Segensreich würde in Tagen, wo selbst der Mittelstand in brodlose Armuth zu sinken droht, eine Art von Sabbathjahr sein, worin bei den Juden der Acker brach lag und alles, was auf demselben, so wie in Oel- und Weingärten wuchs, den Armen zufiel. Wer sollte ferner wenigstens nicht ein Schattenbild von Jubeljahr wünschen, in welchem von Halbjahrhundert zu Halbjahrhundert die unerschwingbaren Schulden gelös't und alle diejenigen freigegeben wurden, die durch Uebermaß von Schulden in Sclaverei gerathen waren? Ich habe nicht im Sinne, die Erde um drei Jahrtausende zurückzudrehen, bewundere aber die Weisheit einer socialen Bestimmung, die Moses für sein Volk im Namen Gottes getroffen hatte.

R. Ach, meine Herren, hörten wir nur immer einen armen Landmann klagen, der aus seiner verfallenen Hütte einen Schrei gegen die Schickungen des Himmels ausstieße, dann könnten wir sein Murren wohl leichter entschuldigen! Aber nein, es ist durchgehends nicht der Arme, sondern der Wohlhabende, der sein Dasein verwünscht und gegen Gottes Anordnungen murrt. Es muß als eine schöne Rechtfertigung der Fürsehung betrachtet werden, daß ihre Gegner sich durchgehends unter denen befinden, die in Ueppigkeit leben oder gelebt haben, und daß ihre Verehrer fast immer in dem Mittelstande und in der Armuth angetroffen werden.

v. N. Das ist es ja, was ich sage: bei den Klagen gegen die Schickungen des Himmels spielt die Einbildung eine größere Rolle, als man vermuthen sollte.

R. Graf de Maistre in seinen interessanten Soirées de St. Petersbourg spricht ein Wort, das leider zu viel Wahrheit enthält, wenn er sagt: „Um in der

Ordnung der Dinge Schwierigkeiten zu finden, muß man sie lieben; unglücklicher Weise liebt und sucht man sie."

Dr. Ob die Wahrheit an dieser Phrase einen eben so großen Antheil habe, als die Schönheit, möchte doch die Frage sein.

R. Warum weniger? Wäre in den bisher angezogenen Beispielen und allgemeinen Bemerkungen noch nicht hinlänglich dargethan, welch großen Theil nach der Bemerkung des Herrn v. N. die Einbildung, ja die reine Einbildung an dem heraufbeschwornen Unglücke so vieler Unverständigen habe, so könnte man noch auf die Melancholiker hinweisen, welche ohne die geringste Ursache oft einem Leiden schmachtend erliegen, das gar nicht existirt.

v. N. Da ich selbst nicht selten mich von ähnlichen quälenden Gefühlen hinreißen ließ, so traue ich mir zu, über dieses durch pure Phantasie hervorgezauberte Martyrium reden zu können. Es ist nicht das erste Mal, daß ich mit bangem Herzen den Himmel voll dunkler Gewitterwolken erblickte, obgleich die Sonne himmlisch freundlich vom Firmamente lachte und ihre hellen Strahlen zur Erquickung für Menschen, Thiere und Pflanzen auf die Erde sandte. Ich habe gar oft da am meisten gefürchtet, wo ich am wenigsten dazu berechtigt war. Findet man nicht Menschen, die aus angegequälter Angst sich einen schwarzen Teufel an die Wand malen und dann in Furcht und Schrecken vor einem Ungeheuer zittern, von dem sie selbst wissen, daß es nicht da ist? Weil solche Personen der oft künstlich erzeugten Gemüthsbewegung gar keinen inneren Widerstand entgegensetzen, so werden sie von einem Un-

glücke fast aufgerieben, welches nur ein Schattenbild ist und ihnen dennoch auf eine unerklärliche Weise mehr zusagt, als das Glück, das sie in Händen haben. Solche Unglückliche sind traurig, nicht aus Elend, sondern aus Melancholie, und obendrein melancholisch aus Phantasie. - In diesem Augenblicke schwebt meinem Geiste eine Person so lebendig vor, als sähe ich sie mit leiblichem Auge, wie ich sie mehrmals beobachtet, bewundert und beklagt habe. Da sitzt sie, die Tochter einer sehr wohlhabenden Familie, ein noch junges Blut, blaß, wie das Antlitz einer marmornen Statue mit schwärmerischem Blicke, die Augen mit einer leichten Röthe angelaufen, vollends gesättigt von Thränen, die Hände krampfhaft im Schooße zusammengefaltet. Sie lebt nur in ihrer Innenwelt; denn was um sie herum vorgeht, gewahrt sie nur oberflächlich, läßt es kommen und ziehen, als sei alles dieses ihr fremd, wie einem Wesen von einem ganz anderen Himmelskörper. Sie liebt ihre Eltern bis zur Leidenschaft, und doch vermögen diese nicht, das Elend ihrer Tochter, das vielleicht in einem noch höheren Maße ihr eigenes geworden ist, zu mildern. Sie mögen bitten oder befehlen, sie mögen mit erzwungenem Lachen die düster dahinbrütenden Träumereien der unglücklichen Tochter bespotten, oder diese mit Thränen belehren und beschwören — alles vergebens — und doch folgt sie in jeglichen äußeren Handlungen schon auf den Wink, den sie vom Vater oder von der Mutter erhält. Tausendmal bittet sie dieselben um Verzeihung, wenn sie trotz aller Vorstellungen ihre Seelenstimmung nicht beschwichtiget; denn es thut ihr im Herzen weh, auch nur einem Wurme ein Leid zuzufügen. Jede auf ärzt-

lichen Rath versuchte Zerstreuung bringt gerade die Wirkung hervor, die man am wenigsten bezweckte und wünschte. Je munterer die Gesellschaft, in der sie sich befindet, desto trübsinniger ihr Gedanke. Sie möchte Jedem die ganze Erde mit all ihren Schätzen und Vergnügen gönnen, wenn man ihr nur die Ecke eines halb dunkeln Zimmers überließe, in der sie ungesehen und ungestört ihren Kummer betrauern könnte. — Dieser Kummer selbst nun, meine Lieben, was hat er zu beklagen? Nichts, gar nichts. Wie sie selbst, so kennt Keiner von allen, die ihr nahe stehen, auch nur die geringste Veranlassung, ich will nicht sagen: einen gerechten Grund ihres Unglücks. Sie ist auch den Ihrigen gegenüber offen genug, um es heilig zu versichern, daß nichts sie quäle, als nur sie sich selbst. Das war Jahre lang das Unglück einer Dame, so wie einer ganzen Familie, deren Namen zu nennen Sie mir erlassen wollen.

R. Es hat sich also der Zustand gebessert?

v. N. Gebessert nicht allein, sondern allmählich sogar, wie ein vorübereilender Mißton in der Musik, in volle Harmonie der verschiedenen Gefühle eines gesunden Gemüthes sich aufgelös't.

Dr. Das ist auffallend. Durch welche Mittel ist diese Heilung gelungen?

v. N. Nicht weil, sondern obgleich ein Geistlicher und ein Arzt neben mir sitzen, sage ich es aus: durch die psychologische Leitung eines verständigen Seelenarztes, der sich mit einem in seinem Fache eben so bewanderten Mediciner in Verbindung setzte.

R. Nicht Jedem von uns ist das Talent auch nur an-

näherungsweise in dem Maße gegeben, wie es zu wünschen wäre.

v. N. Nach den Erfahrungen, die ich in meinem vielbewegten Leben gemacht habe, zweifle ich nicht, daß die Zahl der Unglücklichen ähnlicher Art Legion ist. Ich gehe weiter und behaupte, daß die Tragweite meiner früher hingeworfenen Ansicht über eingebildetes Elend in der Vertheidigung der göttlichen Fürsehung größere Rechtsansprüche hat, als es auf den ersten Blick scheinen muß.

R. Gleichwohl werden Sie mit mir dieser Einbildung doch nur eine ganz untergeordnete Stellung unter den Gründen zuerkennen, die dem Zweifler Red' und Antwort geben.

v. N. Allerdings. Ziehen wir aber einmal, meine Herren, die Anzahl der Uebel, deren Dasein durch die Uneinigkeit der Menschen nicht erwiesen werden kann — plus der auf bloßer Einbildung ruhenden — von der Summe aller Uebel, die gegen das Walten eines allweisen Gottes in zeitlichen Dingen Zeugniß ablegen sollen, gut gerechnet ab — und der Herr der Heerscharen gewinnt in dem Zweikampfe, den der zweifelnde Mensch ihm anbietet, einen bedeutenden Vorsprung.

Dr. Sie halten also auch dafür, daß die Entscheidung des Sieges noch nicht feststeht, lassen also noch Raum übrig, um den Kampf fortzusetzen?

v. N. Ganz gewiß. Sollte der, dessen Stammregister bis in die Ewigkeit hinausreicht, es verschmähen, mit Einem von uns als nicht Ebenbürtigen das Duell durchzuführen, so wird hier sein Stellvertreter wohl einzustehen wissen.

R. Dazu habe ich vor Jahren schon am Altare mein Wort verpfändet, und der Himmel verhüte, daß ich treulos und feige es breche, selbst da, wo es darauf ankommen sollte, es mit meinem Blute zu besiegeln.

Dr. So hart wird es wohl nicht hergehen.

v. N. Also frisch gewagt, Herr Rector!

R. Unter der Bedingung, daß Sie, Herr Baron, mir secundiren; denn ich habe Sie schon manchmal als guten Streiter kennen gelernt.

v. N. Das ist ein Seitenhieb auf gestern hin.

R. Nicht doch in dem Sinne, in welchem Sie ihn zu nehmen scheinen.

v. N. Schon gut, schon gut.

R. Gestützt auf Vieles, was ich aus Ihrer Lebensgeschichte weiß, muß ich bitten, daß Sie den Kampf aufnehmen und ich helfend eintrete. Meine Wenigkeit ist in der Handhabung der geistlichen Waffen noch nicht geübt genug. Es wird das auch wohl nicht erwartet werden, da ich früher der Philologie meine geringe Kraft widmete. Sie hingegen, Herr Baron, haben den Zweifel durchlebt und überwunden. Sie sind ein guter Degen, ich habe es schon erfahren.

v. N. Nur ohne Complimente, muß ich bitten. Sans façon.

R. Es sei, wenn es so sein muß. Ich will lieber im Kampfe für eine gerechte und heilige Sache fallen und untergehen, als für eine ungerechte siegen.

v. N. Nun tritt hervor, Wilhelm! Vorab muß ich jedoch bitten, dem ersten Kriticus der Welt nicht gleichen zu wollen.

Dr. Wer war der denn?

v. N. Höre:

Als Gott, der Schöpfer, fertig war
Mit Geister- und mit Körperschaar,
Und seine Welten ihren Tanz
Schon tanzten, seine Sonnen schon
Zwar Erden, aber keinen Thron
Beleuchteten mit ihrem Glanz,
Schon Meere braus'ten, Stürme tobten,
Geschöpfe schon den Schöpfer lobten,
Und Er mit Vaterblick auf Alles niedersah,
Und, Alles, Alles wäre gut,
Zu seinen Geistern sagte: — da,
Da setzte seinen neuen Hut
Ein Engelchen zurecht auf seinem Ohr,
Und schoß aus seinem Engelchor
Auf einen leeren Platz hervor,
Stand auf dem Platze, sah zu Gott hinauf,
Und sagte: „Mit Erlaubniß, wäre wohl
Dem Pferde, welches seinen Lauf
Als wie der Vogel flieget, fliegen soll,
Der Fuß so recht? — Und wäre wohl
Zu seinem Sprung und seinem Gang
Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?" —

Was drauf erfolgte, wissen wir;
Den Affenschwanz, den Pferdefuß
Bekam zu seiner schönsten Zier
Das Engelchen, der erste Kriticus!

Dr. Scherz bei Seite! — Bei Ihrem Gemälde der in Melancholie versunkenen Dame stieß mir der Gedanke auf, daß ja bei dem guten Willen dieser Unglücklichen die Schuld der Verirrungen in der Gefühlswelt gerade auf den Schöpfer derselben zurückfällt.

R. Da ich von der ganzen Lebensgeschichte der in Frage stehenden Unglücklichen nichts Weiteres kenne,

als was ich eben vernommen habe, so muß ich von einem Felde wegbleiben, das ich nicht ohne Vortheil betreten würde. Der Willenseinfluß nämlich auf die Gefühle, der ihrem traurigen Zustande voranging, oder auch die Einwirkung der Erziehung, die möglicher Weise eine ganz verkehrte gewesen ist, muß ich außer Acht lassen. Trügen wirklich die Tochter oder deren Eltern die Schuld, dann würde der Vorwurf nicht den Schöpfer, sondern die Geschöpfe selbst treffen, und zwar eben dieselben, welche sich beklagten. Dazu noch stellte sich durch die Erzählung ein Zweifaches heraus, das der Erwägung werth zu sein scheint:

1. Der so genannte gute Wille während der Dauer der Melancholie kommt mir als ein saft- und kraftloses, dunst- und wolkenartiges leeres Wünschen vor, das im besten Falle den Zweck erreichen, aber die zweckdienlichen Mittel nicht anwenden wollte. Es war sicher der Vorsatz des Trägen, wovon ein Dichter sagt:

Ich will, ich will, der Träge spricht's,
Er will, er wünscht und thut doch nichts;
Sein Will' dem Halm des Grases gleicht,
Der schmiegsam jedem Lüftchen weicht;
Er brütet thatkrank mancherlei,
Gleichwie die Henn' auf faulem Ei.

2. Das Ergebniß des ganzen Schicksals hat zum Besten der Tochter geführt. Wenn dem so ist, so fällt durch Ersteres aller Tadel auf die Menschen, und durch Zweites der Ruhm auf denjenigen, der jenem Geistlichen Geschick verliehen und es so geleitet hat, daß eben er und kein anderer in der Nähe war und zugezogen wurde. Sie mögen einstweilen dieses einen Zufall oder blindes Schicksal nennen; das muß zu-

gestanden werden: dieser Zufall, dieses Schicksal ist gerechtfertigt.

v. N. Da mir die fraglichen Verhältnisse durch besondere Umstände ziemlich genau bekannt sind, so muß ich der Wahrheit getreu, freilich in eigenem Interesse, eben so das Wort reden, als wenn sie gegen meine Partei spräche. Was die Antecedentien der melancholischen Periode betrifft, so haben die Eltern, und zum Theil auch das Kind, mehr Ursache, sich, als Gott anzuklagen, und was die Folgen angeht, so erfreut sich die Tochter in erhöhtem Grade der geistigen Gesundheit, dem Genesenen gleich, der nach überstandener Krankheit die Leibes-Gesundheit dankbarer zu schätzen weiß, als wenn er nie krank gewesen wäre. Dazu kommt: durch die nähere freundschaftliche Beziehung zu dem Geistlichen legte der Vater nach und nach Vorurtheile ab, wodurch er seit seiner Jugend der Religion entfremdet blieb. Er bereitete dadurch seiner Gattin eine Freude, die sie lange ersehnt und erfleht hatte. Diese äußerte einmal mit Thränen meiner Frau: seit ihrer Verheirathung sei kein Tag vorüber gegangen, an dem sie nicht zu Gott gebetet habe, daß er in dem Herzen ihres Mannes Religiösität erwecken möge. Aber 22 Jahre lang sei der Himmel ihren Gebeten und Thränen gegenüber gewesen wie von Stein und Erz, als wäre er gefühllos und den Gefühlen der Menschen auf Erden unzugänglich. Nun endlich habe er sich durch die stummen Seufzer eines schwachen und obendrein nicht schuldlosen Weibes durchbrechen und erweichen lassen.

R. Sehen Sie! da lös'ten sich die Schwierigkeiten wirklich auf eine erwünschte und auffallende Weise.

Dr. Aber weil eben die Lösung eine auffallende ist, so folgt daraus, daß nicht alle Uebelstände sich der Art in der Welt gestalten. Wie, wenn der Mißmuth dieser Dame sich in Wahnsinn verloren hätte? Sie kennen doch die Geschichte einer solchen aus Jean Paul's Werken?

R. Sie verzeihen.

Dr. Auch Sie nicht?

v. N. Nein, so viel ich mich erinnere.

Dr. Sie haben doch Jean Paul?

v. N. Ja, aber ich kenne noch lange nicht alles, was in meinen Büchern steht. Ich will ihn nehmen. (Ich ging ab und kam mit dem Buche zurück. Wilhelm schlug nach und las dann:)

Der Traum einer Wahnsinnigen.

Liuta — eine Jungfrau, Dichterin, Schwester und Braut — hatte in das Kriegsfeuer hinein alles ziehen sehen müssen, was ihr theuer gewesen, zwei Brüder und den Bräutigam. Leicht ist's dem Manne, im feurigen Getümmel aller Sinne und Kräfte und im allgemeinen Zornrausche seine oft erst nachgefühlten Wunden auszuhalten, oder im weiten Sterben mitzusterben; die Mutter aber, die zu Hause bleibt, und die Schwester und die Geliebte, welche alle sich mit starren Augen und Körpern vor die Pfeile des Unglücks stellen müssen, und welche warten ohne Erwartung, diese bluten ungesehen und ungeheilt in allen Kriegen viel schmerzhafter. Wenn der künftige Tod mit seinen Siegs- oder Pulverwagen vor ihren Fenstern vorüberzieht, wenn die Feldmusik des Feindes vorüberjubelt; wenn die Waffen, welche die geliebte Brust durchsto-

ßen sollen, geschliffen in die nassen Augen blenden, und wenn endlich ein feindlicher Donner dem anderen begegnet: dann ist kein fernes Herz mehr glücklich als ein todtes, dann gehen alle Kugeln, die das geliebte nicht treffen, vom Schlachtfelde her durch das liebende; und die ganze Zeit ist nur Ein Schmerz, den kein Sieg abwendet, sondern verdoppelt; denn jede gleichsam blutschwarz gesiegelte Zeitung enthält nur namenlosen Tod. Werfe die Liebende immer die Zeitungen weg, ihr Nachttraum bringt ihr doch wahre oder falsche, aber meistens blutige.

Liuta bekam solche Nachtblätter früher als die Tagblätter; jeder Traum tödtete eine Freude in ihrem Herzen. Nach drei schwarzen Weissagungen kam eine Erfüllung: ihr ältester Bruder war gestorben, obwohl nicht getödtet. Ihr Schmerz ließ ihr noch zwei Hoffnungen. Aber bald wurde ihr wieder eine ausgelöscht: ihr zweiter Bruder, der Waffengenoß ihres Bräutigams, war gefallen auf dem Schlachtfelde, dem rechten Saatfelde des Todes, worauf selten mehr geärntet wird, als ein kümmerlicher, seufzender Friede.

Jetzt schloß das zweimal getroffene Herz das Wundenblut in sich ein und kochte es zu Feuergift. „Der Dritte ist auch todt," sagte sie, „er stirbt ja jede Nacht einmal vor mir; denn aller guten, aller bösen Dinge sind drei." Der Wahnsinn zog sie in seine Strudel, unter seine Furienlarven hinunter. O, gäb' es doch eine Kunst, für das geängstete Leben nur einen rosenfarbnen Wahnsinn zu erfinden! Warum muß, wenn die Wirklichkeit alle Güter niedergebrannt hat, noch der Traum über uns einen fortflammenden wilden

Nordschein entzünden, und das Medusenhaupt des Wahnsinns die Wunde versteinern?

Das Sonderbare an Liuta's Wahnsinne war, daß bei ihr, welche im Wachen mehr still und matt umschlich, erst im Traume, der selber ein täglicher Wahnsinn ist, sich ihr Bangen verdoppelte. Ihr Stöhnen, ihre Wehworte und Gesichtszuckungen im Schlafe sagten deutlich an, welche gräuliche in einander geworfene Gestalten der Traum aus den Fluten herausspiegele, die so tief ihr Leben bedeckten. Sie erwachte stets bei Sonnen-Untergang wie eine Nachtviole, sie mochte viel oder wenig geschlafen haben. Die Nacht brachte sie damit zu, daß sie Anderen, oder auch nur sich, ihre grausen Dichterträume erzählte. Leider warf dann der Traum seine Schattenspiele weit ins Leben heraus, und sie sah bald den Bräutigam, bald die Brüder vor sich stehen. Am meisten wurde sie gequält und verwirrt, daß sie den dritten Todten, den Bräutigam, nicht beweinen konnte; stundenlang sah sie ihr heiß trockenes Auge vor dem Spiegel an, in der Hoffnung auf einen einzigen labenden Tropfen. Oft rief sie im Traume: „Nur noch eine Thräne, o Gott! nur noch diese gib dem Auge, dann verwelk' es — ach, ich habe ja wahrlich nur zweimal geweint!"

Aber das Schicksal dachte ihr eine süßere Thräne zu; nämlich ihr geliebter Alexander kehrte blühend aus dem vulkanischen Heerde des Krieges zurück. Er wollte der Braut sein erbeutetes Leben mitbringen und weihen; aber wie sollte er den wahnsinnigen Augen wahrhaft erscheinen, denen er bisher so oft bloß nachgemacht vorgespiegelt worden? Sie kann ja, sagte die Mutter, bei seinem Anblicke schreien: Ich sehe meinen

Bräutigam und einen Bruder, wo ist denn der dritte? Die Mutter führte (zum Beweise) jene Schauergeschichte an, daß eine Wahnsinnige, die immer ihre verlorene Freundin als Wiederkömmlingin des Todes am Tische sitzen sehen, auf einmal mit dem Schrei: da sind zwei! todt niedergefallen, als man ein lebendiges Ebenbild der Freundin ihr vor die Augen gebracht hatte! Aber der Liebhaber sagte: „Wagen muß man auch im Frieden — man ändere nur ihre Träume — und wie? — durch Musik, die sie ja sonst so liebte. Sie erwache in den schönsten Umgebungen. Ich will Alles anordnen. Dann tret' ich an der Hand der theuren Mutter vor sie. Man hat die Unglückliche ja bisher schlafen und träumen lassen, wie sie gewollt. Also ohne Umstände! Bei Gott, ich kenne sie."

Die Mutter gab das milde Vorbereiten zu. Einige Stunden vor Sonnen-Untergang sank Liuta in Schlaf. Man trug sie in ein Zimmer, welches der Abendhimmel mit allen seinen Rosen füllen konnte. In drei Zimmern hinter einander wurden Flöten, Harfen, Singstimmen so verlegt, daß sie durch bloße Fernen sich einen gegenseitigen Wiederhall zuspielten. Sie durften mit ihren Zaubermitteln nicht aussetzen, weil eben die Musik in ihre reine selige Unendlichkeit am leichtesten die Unendlichkeit unserer Qualen auflöset, und der Ton von je her die reißenden Thiere des Wahnsinns und Weh's bezwang. Das Schlafzimmer wurde mit Blumen ausgelegt, Schmetterlinge ließ man hin und her fliegen, und Nachtigallen draußen spielten von selber mit ihrem Liebesjubel in das Menschengetön. Nur die Spiegel wurden als die Hintergründe und Wohnstätten von Scheinerscheinungen abgenommen. Bei Sonnen-

Untergang wollte nun Alexander, sobald Liuta's Geberde und Rede die beruhigtere Seele ansagte, an der Hand der Mutter, als der Bürgin der Wirklichkeit, vor sie treten und sagen, daß er noch lebe und liebe.

Als die Hörstumme die ersten Töne vernahm, schien sie mit beiden Händen diese oder ihr Geträumtes von sich abzuwehren; dann kam Krieg ins blasse thränenlose Angesicht — ein Schmerz nach dem anderen zog seine Furche auf der zarten Schönheit und wühlte in den Lilien ihres Angesichts. Einmal sagte sie: O wohl mir, daß ich weine! und trocknete das Auge; aber es war keine Thräne darin, sondern nur die Mutter und der Geliebte weinten. — Endlich aber rief sie: „O, sag' das zu mir wieder, Alexander! Heile, heile, wunde Seele!" — da lösete sich ihre harte Wetterwolke in sanften warmen Regen, und die Thränen überflossen das ganze Angesicht, aber sie bewegte keine Hand, sie abzutrocknen. Dann sang sie: Könnt' ich droben stehen und mit euch singen! — und wußte nicht, daß sie schon sang.

Als endlich die Sonne versank, schlug sie die Augen auf und sagte, ob sie gleich ihre Hand zugeschlossen hielt: „Alexander, ich halte deine Hand in meiner." Er trat schnell vor sie und faßte ihre Hand in seine, und die Mutter nahm die andere, und er sagte: Sieh deinen Freund und deine Mutter an, Geliebte! — — Sie blickte starr ins Abendroth — dann auf die Menschen — hörte die Flöten — weinte sehr, aber lächelnd — und sank an den Geliebten! — und fragte: Ist denn der Traum erfüllt? — und dann sank sie an die Mutter und sagte: Ich glaube, er ist erfüllt.

— „Bei Gott!" sagte Alexander, der einen schönen errieth.

Nachdem die ersten Entzückungen über ihre Genesung vorüber waren, erzählte sie den wunderbaren Traum, bat aber, daß unter dem Erzählen die Töne aufhörten, da sie doch immer noch krank sei und die Töne im Wachen so tief eindrängen.

Sie erzählte: Der Traum kennt nicht Land und Zeit; ich war eben da. Aber wie? Drei Höllenflüsse schlängelten sich steilrecht unter der Sonne hinauf. — Weit hinter unserem Himmel stand ein ganz ätherschwarzer Himmel voll festgehaltener Welten, die noch nicht gingen; sie nannten es die Vor-Ewigkeit. Mir war, als umkreisete im Finstern der Jammer und sein Gespenst mich immer näher. Da ging die hiesige Sonne auf und hatte eine Furienmaske, und hinter ihr kam das erste Mondsviertel als Schlangenkamm; sogleich flogen und spielten geflügelte Eintagsmenschen im Morgenstrahl, und sanken, so wie die Gestirne stiegen. Ich sah das Thor der Ewigkeit, ein schöner Jüngling, den ich von ferne lieben mußte, trat hinan, man brachte ihm den Thorschlüssel, sogleich fiel er verstäubend darnieder, und dann ging er hinein in die Ewigkeit. Darauf kam der ordentliche große Tod auf vier kleinen bunten Schmetterlingsflügeln und sagte, er halte seine Elephantenjagd nach Welten; aber er warf Sonne nach Sonne wie Früchte ganz herab, und nur ihre Erden zerstäubten schon unterwegs.

Da kamen plötzlich meine Brüder und grüßten mich nicht, sondern der eine sagte sehr ernst: Hörst du nichts? Jetzt hört' ich aus dem Boden herauf, der ein Gottesacker voll lebendig Begrabener war, ein verworrenes

Gemurmel und Durcheinanderstöhnen von Scheinleichen, und oben auf den Bergen umher standen unzählige Zwerge und lachten laut über Alles, und tanzten lebhaft zusammen. „Sieh dich doch endlich um!" sagte der zweite Bruder ganz zornig. Hinter mir standen viele Schatten und tranken mir aus Aschenkrügen zu; sie hatten aber keine Kraft zur Stimme, sondern warteten auf den großen Aschenregen, worein sie mit der Zunge ihre Gedanken leserlich schreiben wollten. Da strich schnell durch die weichen Schatten eine hohe Jünglingsgestalt, aber ganz eingeschleiert, sogar Hände und Füße, und hielt ein Buch. „Welche Zeit ist's, Freunde?" fragte die Gestalt mit süßer Stimme meine Brüder . . . . . .

„Alle Sonnenuhren sind rückwärts gegangen und zeigen auf Null," rief ein springender Zwerg auf einem ganz fernen Gebirge. „Es ist nicht wahr," sagte die Gestalt, und der Zwerg stürzte vom Gebirg.

„Du armes Herz," sagte sie dann wie ein Lautenton zu mir, „du hast jetzt einen schweren Traum; aber hier hab' ich das Traumbuch; Träume bedeuten stets ihr Gegentheil; bitte Gott um die schlimmsten, so wird es dir wohlgelingen beim Erwachen." — Aber du, ach du, ich kenne dich gewiß! rief ich. „Nenne keine Namen," befahl sie stark, „sonst erwacht Alles, vorzüglich der Teufel." — Die Schatten schienen verschwunden, meine Brüder schritten weit von mir auf Felsenspitzen auf einander zu, und konnten sich nirgends erlangen und traten rückwärts, und die meisten Zwerge wurden erquetscht. Wir beiden wateten schwer und schwerer; das Ungeheuere oder das Nichts umgriff, durchgriff mein Leben, und ich weinte beklom-

men, aber immer nur schwül ins anschwellende Herz zurück. „Ich höre endlich das böse Gruben-Alpenhorn, aber du noch nicht; o schön, schön geträumt nach dem Traumbuche!“ sagte die Gestalt, und ihr Schleier schleppte immer länger und weiter um sie. Neugeborne Kinder mit Kränzen aus Giftblumen lagen am Wege. „O, viel versprechend!“ sagte die Gestalt. In einem Garten machten Kinder Blasmusik und die Greise mußten danach tanzen, und zwar in ihre Gräber hinein, bis man nur noch den darin hüpfenden Kopf wahrnahm, und endlich gar nur das Verwesende, das, so gut es konnte, stäubend fortwirbelte. — „Sehr gut,“ sagte die Jünglingsgestalt zu mir, „nur weinst du mir nicht genug; richte dich doch genauer nach dem Traumbuche; etwas Anderes und Gefährlicheres wären Freudenthränen!“

Darauf fanden wir in einem Thale zwei mit Dolchspitzen gekrönte Tyrannen an den beiden Felswänden langgestreckt herunter liegen, welche sich mit einander freundlich besprachen; aber jedes Wort wurde ein lebendiges Thier und fuhr herunter bald als ein Wolf, als ein Tiger, als eine Kröte oder als ein Geier. Sie lagen auf zwei durchsichtigen Bergen, deren Goldadern und Silberadern zersprangen, so daß aus den einen Blut, aus den anderen Thränen flossen. Endlich schüttelten sich beide Tyrannen die Hände, aber jeder that es mit einer fremden abgehauenen Hand; der eine hatte die weiße eines weißen Mohren, der andere die schwarze eines Blaufärbers. Jetzt riß mich der Jüngling aus der Bergkluft und sagte: „Da ist's!“ Ich sah einen schwarzen Bühnen-Vorhang, der vom Himmel auf die Erde hing, und eine Hölle war künst-

lich darauf gemalt; um ihn gaukelte emsig der Sturmschmetterling und verlangte durchaus hinein.

Jetzt hörte auch ich das böse Alpgruben-Horn, und der Vorhang fuhr gen Himmel.

Auf einer unabsehlichen Ebene standen zwei Kriegsheere einander still gegenüber; sie bestanden aber bloß in den aus den Siegesheeren der Erde nach Hause ziehenden Verstümmelten, nur lauter Menschen mit Einem Arme, Einem Auge, mit weiten Wunden; und ich sah durch tausend hinter einander gestellte Wunden die Sterne deutlich blitzen. Jetzt begannen sie die so genannte stumme Schlacht mit Windbüchsen — man hörte nichts, nur Gestalt nach Gestalt stürzte um, und jede drückte sich selber mit ihrer Hand die Augen zu. Aus einer lieblich-hellen Wolke bot ein Arm sich wie zur Hülfe an, aber er war dreimal zerbrochen und blutete. Die Sternenflecken waren weiße Flecken des Himmelstigers, und hoch oben auf der Sonne stand still der alte Basilisk hinter einem Isis-Schleier. Aengstlich blickten Alle hinauf, weil sie starben, sobald er sich aufdeckte und die Welt ansah. Da trat in meiner Bangigkeit der Ur-Teufel vor mich, der taubstumm war; mit den Grauslauten der Stummen, mit ihren wilden Geberden quälte er sich vergeblich ab, um mir unsäglichen Jammer deutlich anzusagen, und winkte immer zum Basilisken hinauf, um sich faßlich zu machen; endlich, da ich noch nicht genug verzweifelte, griff er mit einer Kralle, die sich unaufhörlich verlängerte, hinauf zum verschleierten Drachen, um den Schleier von dessen alltödtenden Augen zu reißen.

„Liuta, nun bist du erlöset, wach' auf!" sagte der Jüngling. Und ich träumte, daß ich erwachte. Im

Schein-Erwachen stand er noch bei mir, aber ohne Schleier. Ich erkannte ihn längst. Wir standen beide auf einer krystallenen Gondel, die sich auf einem Meere von weichen Tulpen wie auf Wogen bewegte, und zwei große Schmetterlings-Flügel wehten als Segel, und Flötentöne hauchten uns auf den Blumenglocken weiter.

Leb' ich oder du? sagt' ich. „Du und ich," sagte der Jüngling, „heile, heile, wunde Seele!" — O, sag' es immer fort! rief ich. Er sagte es fort, aber seine Laute senkten mich in süßes, tiefes Sterben hinunter, und immer süßer und tiefer; meine Augen schloß sein Tönen, aber ich sah ihn durch die Augenlider — ich that sie auf voll Freudenthränen, aber ich sah ihn durch die Thränen; — ich trocknete sie, da war sein Blick mein Kuß. Der Himmel über uns war gestirnt bloß mit weißen Perlen, nur das Zwillings-Gestirn blickte immer heller und lebendiger, und sah mich am Ende mit vier alten Brüder-Augen an, und vor dem Monde zog eine weiße Aurora voraus. Wir flogen, wir glitten zwischen Inseln hin, und ich sang im Fliegen: Hätt' ich tausend Herzen, hätt' ich tausend Leben, nur Einem Herzen, Einem Leben gäb ich alle hin. Und der Jüngling sah mich an und sagte: „Könnt' ich deine Hand jetzt nehmen! Aber auf dem Meere ist es uns verboten; warte auf das feste Land." — Wir eilten nun zwischen den Paradies-Inseln hindurch. Auf einer wohnten Rosen und feierten ihr Rosenfest und opferten die Dornen. — Auf einer sangen Nachtigallen, auf Flötenzweigen ruhend, und die Flöten klangen ihnen von selber nach, und die Adler schlugen stark die Lauten mit Flügeln. — Auf einer

herrschten die Blumen, und Maienblumen führten die Kinder, und Lilien die Jungfrauen. — Eine Insel voll Wonneseufzer kam, aber sie schwamm selber an uns vorüber; ihr flossen lange weiße Rosenwogen nach, und rothe walleten ihr entgegen, und endlich stand sie überbauet als Rosenlaube mitten im Meere fest.

Als wir vor einem Vorgebirge mit ewigem Schnee vorüber waren, fiel plötzlich auf den ganzen Himmel ein bunter Glanzthau.

Wo ist denn die Sonne dazu? fragte ich. „In der Brust", sagte der Jüngling, „ist die Ur-Sonne; sieh, wie sich in der Nacht die Ur-Sonnenblumen nach deinem Herzen wenden." Und die Vergißmeinnicht auf seiner Brust bewegten sich heftig nach den Schlägen meines Herzens.

„O, wie meine Blumen nachzittern!" sagte der Jüngling. „Warum zittert denn dein Herz so sehr?" Ich antwortete: Es zittert nur als eine Saite, die sich unsichtbar macht, um lange wohlzulauten, wenn die Hand der Harmonie sie hart anschlägt. Da sah mich der Jüngling seltsam an, aber schön; und eine Thräne kam aus seinem Auge, aber sie fiel nicht weiter, sondern hob sich in den Himmel und wurde groß und hing als Silberwölkchen im Blau. Was sah ich droben? Da richteten sich alle Wolken am Horizont als menschliche Gestalten auf und standen als weiße Bräute am Himmel, gleichsam wie Memnonsbilder sangen alle Bräute hernieder, als sie roth beglänzt wurden, und sie lös'ten das bange Herz. O, könnt' ich droben stehen und mitsingen, und mit den anderen Wolken sonnig und thauig aus einander fließen! rief ich. „O, das nicht, Liuta!" sagte der Jüngling, „sieh doch lie-

der dort das lange Ufer grünen, wo ich deine Hand berühren darf." Da flog plötzlich von dem langen Ufer eine Lerche auf uns her und sang ihr altes Erdenlied, obwohl im Ewigkeitsblau; nun schwanden mir Himmel und Inseln; denn die Lerche sang unsere Erdenfrühlinge zurück und voraus, und das Herz brannte in einheimischem Leben, und die ältesten Freuden kehrten um.

Und auf dem Ufer, woher die Lerche kam, regnete es Blumendüfte, und aus dem Hintergrunde hob sich ein Regenbogen immer schneller, unter welchem das Bild eines erhabenen Angesichts wie unter einem Siegesbogen stand. „Siehst du nicht das Pfauenrad des Paradiesvogels höher steigen, und wie es Kolibri als Funken ausspritzt?" sagte der Jüngling. „Stürz mir nach ins Meer aus Rosenöl und eile ans Ufer, eh' der steigende brennende Kreis des Erdenvogels uns blendet."

Und ich stürzte nach, und wir schwammen, und meine Freudenthränen glitten mir, im Rosenöle schimmernd, nach. — Als wir an das Ufer stiegen, stand der Bogen als eine runde Sonne da, die den halben Himmel bedeckte. Glanz auf Glanz überschleierte den Jüngling; er aber faßte meine Hand, und ich erwachte, da faßte er meine Hand.

Dr. Das ist fürchterlich, und des Fürchterlichen gibt es viel.

R. Sie sprachen früher einmal das Bedauern aus, Herr Doctor, daß es den Anschein gewinne, als sollten wir in keiner Ansicht uns einer Uebereinstimmung zu erfreuen haben. — Meine Erwiderung auf diese

Bemerkung war eine Hoffnung, die Ihrer Furcht entgegen trat, und sie hat, wie ich sehe, mich nicht getäuscht; denn wir stimmen Ihnen vollends bei; oder nicht, Herr Baron?

v. N. Ganz und gar. Es gibt vieles Unglück im menschlichen Leben, in dessen Verlaufe man die Fürsehung Gottes keineswegs mit Händen greifen kann.

R. Und es wird Ihnen kein Vernünftiger bestreiten, daß auch durchaus nicht alles Uebel auf Einbildung beruhe oder als nicht vorhanden betrachtet werden müßte, weil die Uneinigkeit der urtheilenden Menschen verhindert, es als ein wirkliches Uebel zu bezeichnen.

Dr. Eine Welt voll Mängel, kann die denn als von einem allweisen und allgütigen Schöpfer und Lenker regiert gedacht werden?

R. Warum nicht?

Dr. Sie halten doch dafür, daß ein Gott in aller Beziehung vollkommen sein muß.

R. Das glaube, das weiß ich zweifellos.

Dr. Und seine Welt doch so unvollkommen?

R. Nun ja!

Dr. Was sagen Sie denn zu dieser fürchterlichen Geschichte?

R. Daß es keine Geschichte ist; ein Gedicht in Prosa, allerdings fürchterlich schön.

Dr. Das ist wahr; Jean Paul bezeichnet es selbst nicht als eine Thatsache, er hat es erdichtet, aber doch dem wirklichen Leben getreu nachgebildet; davon weiß ich als Arzt nachzusagen.

v. N. Uebertrieben ist das Haarsträubende doch jedenfalls.

Dr. Zu Tausenden weis't die Erfahrung ähnliche Beispiele auf.

v. N. Aehnliche?

N. Wir können es dahin gestellt sein lassen. Nehmen Sie den Wahnsinn aller Wahnsinnigen im höchsten Stadium, wenn's beliebt. Setzen Sie Sich die Uebel aller Welt dazu, und denken Sie Sich die Erde so unvollkommen, wie es von gar Vielen in gar hohem Grade geschieht. Sie verwunden mich im Kampfe nicht. Ich schicke Ihnen Voltaire entgegen, der wahrhaftig nie daran gedacht hat, daß er sich je für mich schlagen müsse. Er ist bekanntlich der Vorkämpfer aller denkenden Antichristen, obgleich er es mit seinem furchtbar mißbrauchten Talente doch nicht so weit gebracht hat, als ein Schneidergeselle unserer Tage, der, obgleich er kaum das ABC und das 1 Mal 1 kann, die Philosophie als Handwerksbursche in der Schweiz viel weiter treibt. So oft dieser seine Beine über einander schlägt und sich sonach aufs Kreuz setzet, bekämpft er nicht allein, wie Voltaire, die Religion des Gekreuzigten, sondern philosophirt auch selbst das Dasein Gottes weg. Eine der vielen Stellen Voltaire's, an die ich denke, glaube ich aus dem Gedächtnisse ziemlich wortgetreu wiedergeben zu können, da sie recht plastisch ist:

„Die Vorstellung von einem unendlichen, allmächtigen und allweisen Wesen" — sagt er — „kann deine Vernunft nicht empören. Willst du einen Gott läugnen, weil du das Fieber bekommen hast? Ist er dir das Wohlsein schuldig? Was hat er für einen Vertrag mit dir gemacht? Willst du denn allein Gott erkennen, wenn du in deinem

Leben stets glücklich bist? Der du in nichts vollkommen sein kannst, warum willst du im Glücke vollkommen sein? Gesetzt, du hättest bei einem immerwährenden Glücke von hundert Jahren ein einziges Mal Kopfweh, solltest du wegen dieses Augenblickes von Schmerz deinen Schöpfer läugnen? Das doch gewiß nicht. Wegen einer Viertelstunde Zahnschmerz? Wenn auch nicht um einer ganzen Stunde willen, warum dann um eines Tages, eines Jahres willen? u. s. w."

Voltaire, der die wirklichen und die vermeintlichen Menschenrechte wahrhaftig nicht gering anschlägt, ist doch der Meinung, daß das höchste Wesen keinen Vertrag mit seinen Geschöpfen einzugehen brauche, wonach es sie vor Kopf- und Zahnweh und vor anderen Uebeln nothwendig bewahren müsse. Er hält dafür, daß der Thon den Töpfer wohl nicht fragen dürfe: warum bildest du mich zu einem Geschirre für edlen oder unedlen Gebrauch? Er betrachtet unseren Herrgott gar nicht als den Präsidenten einer Republik, auch nicht als constitutionellen König, der an eine Verfassung gebunden sei, sondern er sieht ihn als Souverain, als absoluten Monarchen an, der seinen Untergebenen nur so viel Rechte einzuräumen hat, als es seiner Weisheit gefällt.

Dr. Wenn ihm auch natürlich die Geschöpfe vor ihrem Dasein keine Vorschriften machen können so ist er doch, um in Ihrem Bilde fortzufahren, an eine Constitution gebunden, an die Constitution seiner eigenen Vollkommenheiten, gegen die er nicht sündigen darf.

R. In dieser Bemerkung liegt eine richtige Speculation des Wesens Gottes, und ich bestreite sie nicht.

Da ich sie aber nicht weiter zu verfolgen gedenke, so bemerke ich nur, daß er in allen seinen Werken ganz gewiß mit keiner seiner Eigenschaften in Widerspruch gerathen kann. An sie ist er gebunden, wenn Sie wollen, wie an eine Constitution, oder besser, wie an ein Motu proprio.

Dr. Da er nun in allen seinen Eigenschaften unendlich vollkommen ist, so muß auch nothwendig alles den Charakter des Vollkommenen an sich tragen, was aus ihm hervorgeht.

R. Sie sind auf gutem Wege, Herr Doctor, mit tiefen Denkern christlicher Speculation die Dreieinigkeit nachweisen zu wollen.

Dr. Wo gerathen Sie hin, Herr Rector?

R. Wenn ich mich gehen ließe, gerade dahin, wohin Sie mich führen, nämlich zur tiefsten aller Geheimnißlehren, zur Trinität; indeß wir wollen zu unserer Sache umlenken.

Dr. Ich bitte, erklären Sie Sich doch wenigstens kurz.

R. Sie sagten nicht ohne Recht, daß alles, was aus dem unendlich vollkommenen Wesen hervorgeht, nothwendig den Charakter der Vollkommenheit an sich tragen müsse. Aus Gott hervor wird durch ewige Zeugung geboren der Sohn, und aus ihm geht von Ewigkeit zu Ewigkeit hervor der heilige Geist. Punctum. Das ist Alles. Beide nun müssen nach Ihrer richtigen Auffassung den Charakter der Vollkommenheit, und zwar einer Vollkommenheit wie die des Vaters, an sich tragen.

Dr. Wie so Punctum? Gibt's denn keine Menschen? oder sind sie nicht von Gott?

R. Gewiß sind sie auch von Gott, aber sie gehen doch nicht aus Gott hervor, sie sind von ihm geschaffen worden.

Dr. Nun, auf die Worte kommt es nicht an.

R. Sachte, Herr Doctor, sonst fallen Sie meinem Secundanten in die Hände! Er ist, wie Sie wissen, Jurist, und bei den Juristen kommt es allerdings auf die Worte viel an. Vermacht Ihnen Jemand hunderttausend Thaler . . . und es findet sich je nachdem im Testamente auch nur ein Wort zu viel oder zu wenig oder verkehrt, dann sind Sie um Ihre ganze Erbschaft.

v. N. Thibaut, ein berühmter Jurist, äußerte einmal, wenn ich mich recht erinnere: „Gib mir fünf Worte von irgend Einem, und ich bringe ihn an den Galgen.“

R. Hören Sie? Auf ein paar Worte kommt es viel an; denn es ist doch nicht gleichgültig, ob wir morgen Abend bei einem Glase Wein munter zusammen sitzen, oder ob wir am Galgen hangen werden.

Dr. Ob ich sage, daß der Mensch von Gott geschaffen worden sei, oder aus ihm hervorgehe, wird nichts verschlagen . . . da die Sache doch dieselbe ist.

R. Dieselbe? Ist das gleichviel, ob Sie von dem Entstehen der Dinge nach alt- und neumodischem Pantheismus denken, oder nach christlicher Lehre, ob sich die Welt aus Gott mit innerer Naturnothwendigkeit entwickelt hat, oder ob sie durch einen Act göttlicher Freiheit ins Dasein getreten ist?

Dr. Die Resultate der heutigen Wissenschaft weisen die Entwicklung der Geschöpfe aus der ewigen Gottheit heraus zur Evidenz nach; es mögen Ihnen viel-

leicht als Theologen die neueren Forschungen dieser Gelehrten weniger bekannt sein.

v. N. Wage kein voreiliges Urtheil, Wilhelm! sonst möchte sich herausstellen, daß unser Theologe über derartige Hypothesen auch einige Kenntnisse besitzt. Dieselben könnten dazu auf richtigeren Ansichten beruhen, als diejenigen sind, welche in den medicinischen Collegien-Heften stehen, und die dir auf Kosten deines Glaubens und deiner Friedrichsd'or drei Monate lang per Semester ein sogenannter Geologe dictirt hat, der vielleicht das Wort „Gott und Schöpfer", wenn es gut geht, noch gebraucht, unsern Herrgott aber im Urschlamm versinken und vergehen läßt.

Dr. Ich bitte recht sehr. Aus meinen Heften habe ich wenig gelernt und wenig vergessen. Es sind die Werke der Männer von Fach, die ich studire.

R. Wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen, meine Herren! Die Zeit ist bereits wieder so weit vorgerückt, daß wir uns kurz fassen müssen, wenn wir auch nur den einen Punct zum Abschluß bringen wollen, der uns bis jetzt beschäftigte. Sollte uns das Glück noch häufiger zusammen führen, so würde unser Gedankenaustausch über das Schicksal uns höchst wahrscheinlich auf die Frage von der Schöpfung zurückbringen.

Dr. Wünschenswerth wäre es übrigens, die gegebenen Andeutungen doch in etwa beleuchtet zu sehen.

R. Das Wenige erlaube ich mir dann zu bemerken: Studirt man die geologischen Werke, so geräth man in einen Wirrwarr der widersprechendsten Ansichten, der so groß ist, wie die babylonische Sprachenverwirrung kaum gedacht werden kann. Das Merkwürdige im

menschlichen Stolze ist, daß alle diese Männer von Fach, trotz aller gegenseitigen Widersprüche, nicht etwa mit Ansichten, Meinungen, sondern mit unfehlbaren Wahrheiten die Welt zu beglücken sich brüsten und mit Professoren-Eitelkeit jeglichen für einen Dummkopf halten, der es wagen wollte, ihre Unfehlbarkeit zu bezweifeln.

Dr. Das ist doch etwas hart geurtheilt.

R. Sagen Sie mir denn, Herr Doctor, was soll ich machen, um es mit diesen Erleuchteten nicht zu verderben? Die Einen lehren, die Welt sei aus nichts entstanden, dieses Nichts habe sich aber, wohlbemerkt, ohne lebendigen Gott, durch sich selbst, also durch Nichts, zum Etwas umgesetzt, und dann lassen sie dieses Etwas sich so anschaulich fortentwickeln, daß man sagen sollte, diese Professoren hätten hinter ihrem Schreibpulte der ganzen Geschichte zugesehen und sie naturgetreu in ihre Hefte notirt. Wie groß die Verwirrungen sind, das können Sie z. B. aus dem Lehrbuche der Naturphilosophie des vielfach hochgefeierten Oken ersehen, der gleich im Anfange dieses Buches behauptet: die Welt sei aus nichts entstanden, versteht sich, ohne Gott. Dieses ewige Nichts ist ihm aber noch nicht nichtig genug, es sei, meint er, das Zero-Null. Dieses wundervolle Zero-Null sei aber gleich Plus-Minus, welches wiederum identisch zu setzen sei mit dem großen Etwas.

Dr. So allerdings spricht man sich aus. Ich erinnere mich dessen.

R. Wer das aber fassen kann, der fasse es; ich kann es nicht, Herr Doctor! — Andere malen uns dagegen einen blauen Dunst vor die Augen, der weder Sein noch Erscheinen, noch Beides zugleich sei. Dieses

Gedankenungeheuer nennt man die Vernunft, durch die Alles entstanden sein soll. Dazu bekennt sich mehr oder weniger Oersted, den ich unlängst las und trotz seiner bedeutenden Abirrung gleichwohl in vieler Beziehung achten gelernt habe.

Dr. Ich kenne diesen Schriftsteller wenigstens nach der Uebersetzung seiner Werke. Soll der denn auch noch nicht rechtgläubig genug sein, obgleich er allenthalben auf die christliche Lehre zusteuert?

R. Sein Streben ist lobenswerth. Nichts desto weniger verstößt es bisweilen gerade gegen das Christenthum, womit er in Uebereinstimmung zu stehen meint. — Noch Andere demonstriren uns eine Ur-Uridee, die im vorweltlichen Nichts gelegen, aber mit der Zeit, die doch keine Zeit ist, Fleisch und Bein angenommen habe. Wieder andere Herren legen uns ein Ur-Ei in die Ewigkeit hinein, das bald so, bald so, jedoch immer ohne unsern Herrgott, sich zu regen anfing. Man sollte fast meinen, diese Gelehrten der Neuzeit übersetzten die indische Kosmogonie des Mann aus grauer Vergangenheit. Der lehrt auch, daß Brahma, der Ahnherr des Weltalls, lange nichts thuend in einem Ei gesessen habe, das glänzend gewesen sei, wie der Tausendstrahler. Wenn ich mich mit der Ansicht dieser Ur-Eierleger manchmal beschäftigte, dann wollte es mir nie in meinen Hausmannsverstand hinein, wie da ein Weltküchlein von selbst herauskriechen könnte. Ich stemmte bisweilen meinen Ellbogen neben das Buch auf den Tisch, nahm meinen Kopf bei den Haaren in beide Hände und dachte bei mir: Woher mag doch die Henne gekommen sein, die das Ei gelegt hat? Da muß gewiß Jemand einen Hühnerstall sehr verborgen

gehalten haben, weil selbst gewisse Herren Universitäts-Professoren, die doch Alles kennen, uns darüber keinen Aufschluß geben können.

v. N. Herr Rector, da übersehen Sie: Quod non est in actis, non est in mundo, das steht nicht in den Collegien-Heften, ergo ist nie eine solche Henne da gewesen.

R. Schade, daß Sie mich auf diesen Gedanken nicht zur Zeit aufmerksam machten! Sie würden mir nicht bloß vieles Kopfbrechen, sondern auch das Zerbrechen anderer Dinge erspart haben.

v. N. Wie so?

R. Ich muß Ihnen einmal eine meiner schwachen Seiten berühren. Vor längerer Zeit grübelte ich über das Unerklärliche einer ewigen Materie. Je mehr ich mich in die Erfindung eines Ur-Ureies, das nie geworden sein soll, vertiefte, desto unbegreiflicher kam mir diese Geheimnißlehre vor. Ich will an die sonderbare Anforderung nicht einmal denken, die gewisse Herren an uns stellen, indem sie den Glauben an eine ewige Materie trotz aller Unbegreiflichkeit befehlen, obgleich sie sonst alle Geheimnißlehren verwerfen, weil der Verstand sie nicht fassen kann. Genug, ich grübelte und grübelte, in tiefe Gedanken versunken. Potz tausend! sprach ich plötzlich bei mir selbst, und sprang rasch von meinem Stuhl auf. Das wäre so was! Du hast doch einmal ein Buch schreiben wollen, schmeichelte ich mir, sollte das nicht eine glückliche Speculation sein, um was Gelehrtes drucken zu lassen! Schreibst du über etwas, dachte ich, was im Katechismus steht und also von jedem Schulknaben gewußt ist, dann mußt du von vorn herein darauf verzichten, mit deinem Buche

bei den Männern viel Ehre einzulegen, welche die Wissenschaft in Erbpacht genommen haben. Das ist nun ja ein- für allemal ausgemacht, wer das Prädicat „gelehrt" zu erhalten wünscht, der muß etwas vorbringen, was Andere noch nicht gesagt haben, und wer noch gelehrter sein will, der darf nichts schreiben, was die heilige Schrift lehrt; wer endlich für sehr gelehrt gelten will, der muß direct gegen die Bibel dociren. Nun könnte ich füglich ein wissenschaftliches Werk schreiben, meinte ich, worin ich sonnenklar nachwiese, was meines Wissens noch Keiner gefunden hat, daß das erst später werdende Weltküchlein das Ur-Ei selbst legt, aus dem es sich entwickeln soll. Nach der Logik à la Oken setze ich das Nichts-Etwas. Das gäbe die erste Abtheilung. Die zweite würde dafür sorgen, daß gemäß Hegel'scher Philosophie dieses Sein des Nichtseins vermittels Subject-Objectivirungs-Processes in der Ponirung der Contraposition Leuten von gesundem Menschenverstande mit Hülfe einer gelehrten und unverständlichen Sprache Sand in die Augen gestreut würde.

v. N. Sie brauchen dabei nur den berüchtigten Spruch des großen Denkers und Lehrers der Jugend festzuhalten, der bekanntlich eines Tages äußerte: „Keiner meiner Schüler hat mich je verstanden, als nur Einer, und der hat mich mißverstanden." Wenn man einem Professor für solche Belehrungen, die nach seinem eigenen Geständnisse kein vernünftiger Mensch versteht, Tausende Thaler Jahrgehalt zahlt, dann werden Sie auch gewiß mit Ihrem projectirten Buche gute Geschäfte machen.

R. Gott ja! da haben Sie Recht. — Diese Philosophie gewährte mir den Vortheil eines guten Absatzes

meiner Schrift auch noch dadurch, daß ich es weder bei den Atheisten noch bei den Gläubigen verdürbe. Ich könnte ja auf jeder Seite von Gott, Schöpfung und Weltregierung sprechen, ohne jedoch etwas Anderes darzubieten als den Hegel'schen Gott, nämlich das liebe Ich. Im dritten Theile (denn aller guten und aller bösen Dinge sind drei) würde ich zeigen, wie nahe meine Aufklärungen die Interessen (Sie lachen, Herr Doctor! Sie dürfen mir nicht bei diesem Worte an die Zinsen, das Geld denken), ich sage, die Interessen der gebildeten Welt berühren.

v. N. Ich wüßte Ihnen einige schöne Mottos anzugeben.

R. Nun?

v. N. Ueber die erste Abtheilung setzen Sie das Zero-Null=Plus-Minus, über die zweite setzen Sie Schlegel's Anfrage:

„Jenen alten sehr lieblichen Spaß von dem Subject und Object,
Der auf den Gassen nun klingt, werdet Ihr nimmer ihn satt?"

Für den dritten paßt desselben Dichters Spruch:

„Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
Drum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr."

R. Schön! schön! das will ich mir merken. — Während ich so, als Gelehrter in die Innenwelt versunken, der Außenwelt vergaß, mit geschlossenen Augen in meinem Zimmer auf- und abging, stieß ich an die Ecke eines Spiegeltischchens — klingelink — klackkrack — liegt meine schöne Pendule sammt der Glasglocke auf dem Boden. Ich stand in der größten Versuchung, unter schwerem Fluche mit dem Absatze die zerbrochene Herr-

lichkeit gänzlich zu zertreten; als der Katechismus mir ungefragt im Gewissen zurief: „Du darfst weder fluchen noch zürnen!" Mich hinter den Ohren kratzend, blickte ich eine Weile auf alles hin, was ich durch meine Speculation angerichtet hatte, dann hob ich die Uhr in aller Geduld auf und setzte sie wieder an Ort und Stelle. Knick — warf ich den Perpendikel an. Er ging zwei-, dreimal Tick – Tack, schwieg dann und schien mir zu meinem Leidwesen allmählich seine Ansprüche auf das Perpetuum mobile Preis geben zu wollen. Mit dem Finger lockte ich ihn noch einmal sanft und schmeichelnd zu seiner alten Treue — aber mit demselben Erfolge. Darauf warf ich ihn heftig an, daß er vier- bis fünfmal rund herumgeflogen wäre, hätte er nicht stark an die Seitenwand des Gehäuses angeschlagen. Nun ging er meinem Trotze trotzend gar nicht mehr. Das mundete mir schlecht. Nachdem ich eine halbe Stunde mit dem Versuche der Reparatur vergebens zugebracht, ließ ich meine verunglückte Uhr stehen, ging davon und dachte: „Es ist doch gut, was im Katechismus steht, sonst kämest du mit ein paar Thalern für den Uhrmacher nicht davon, und das schöne Andenken deines verstorbenen Freundes wäre schmählich vernichtet." Ich machte mich ins Freie, aber die Uhr lag mir noch immer im Sinne. Hier, in Gottes schöner Natur, speculirte ich unter vielem Anderen noch also: Sieh, wenn deine Pendule schon durch eine bloße Erschütterung still steht und keine einzige Uhr immer geht, soll denn wohl das außerordentlich complicirte Räderwerk der Sterne, die am Himmel zu Millionen an einander vorbeirollen, ohne einen allmächtigen und weisen Uhrmacher der Welt von Jahrtausend zu Jahr-

tausend fortgehen? Sollten diese Welten alle wohl die weisesten Gesetze ihrer bewunderungswürdigen Bewegungen befolgen, wenn nicht ein höchster Gesetzgeber über ihnen stände? So wenig, sprach ich bei mir selbst, als je eine Uhr ohne Uhrmacher zu Stande und in Gang kommt, wenn der Wind auch Jahrhunderte lang den Staub hin und her wirbelt; eben so wenig gestaltet sich je eine Welt und Weltordnung ohne einen Ordner, der mit Macht und Weisheit das Ganze schaffet und leitet.

Das ist einer von den vielen Gründen, meine Herren, warum mir die Theorie mancher Gelehrten nicht einleuchten will, welche die Welt ohne Gott sich schaffen oder — ungeschaffen — sich aus Atomen zusammen würfeln lassen — und wenn sie diese Atome auch als noch so superfeine Moleculen auffassen. Wer die Zusammenstellung der sich gegenseitig bekämpfenden Ansichten über den Ursprung der Welt kennen lernen will, den könnte man auf das große physicalische Wörterbuch von Gehler hinweisen, wo man finden muß, daß der Glaube durch die Theorie der Gelehrten nicht widerlegt würde. Gehler hält mit Recht dafür, daß die Entstehung der Welt das Werk des Schöpfers und für den schwachen Verstand des Menschen unfaßbar ist. Die Untersuchung der Wissenschaft, sagt er, könne der biblischen Urkunde keinen Abbruch thun, weil jene sich nur auf die vorhandenen Dinge beschränken und sich nicht weiter erstrecken, als bis wohin sichere Schlußfolgerungen aus zuverlässigen Beobachtungen reichen. Selbst die Bildung, also nicht bloß die uranfängliche Entstehung der vorhandenen Erde liege an der äußersten Gränze des Gebietes der Naturforschung, und es

werde Hypothese bleiben, auch nur die Zusammensetzung unseres Planeten aus den geschaffenen Bestandtheilen nachzuweisen. Hierüber hat Lichtenberg unter dem Titel „Geologische Phantasieen" nicht weniger als fünfzig Theorieen aufgezählt, die alle von einander abweichen. Marcel de Serres, einer der größten jetzt lebenden Geologen, zeigt, daß die Tradition des Moses durch die Wissenschaft sogar allenthalben bestätigt werde, und ruft deßhalb aus: „Wird jene durch constante und erwiesene Thatsachen Lügen gestraft? Nein, tausendmal nein!" Werden wir ihm unsere Zustimmung versagen dürfen?

Ich wollte kurz sein, und bin doch unvermerkt so lang geworden. Ich dachte Anfangs nicht so lebendig an meine zerbrochene Uhr, als unmittelbar nach ihrem Falle.

Wann sollte ich aber enden, wenn ich mir Zeit nähme, um abermals andere Glaubenssätze anderer Geologen durchzunehmen? Und doch kenne ich die widersprechenden Lehren sämmtlicher sicherlich nur zum geringsten, zum tausendsten Theile.

v. N. Es sind deren schon mehr als genug, Herr Rector.

R. Wenigstens, um einzusehen, daß man wissenschaftliche Bildung haben kann, wenn man diesen Männern vom Fach auch nicht ohne Weiteres aufs Wort glaubt.

v. N. Und daß ein vernünftiger Mensch solche Weisheit für Thorheit halten kann, wenn trotz aller Widersprüche Jeder steif und fest behaupten will, seine Erklärungs-Versuche seien unfehlbare Wahrheiten und nicht Hypothesen.

R. Wie unzuverlässig auf diesem Gebiete Alles sein muß, das ergibt sich neuerdings aus dem Kosmos des Alexander von Humboldt, der bei seinen ungewöhnlichen Kenntnissen es weise vermeidet, ein endgültiges Urtheil über die Bildung der Erde abgeben zu wollen, da der Stand der Wissenschaft, so hoch er auch sein mag, zu einem solchen keineswegs berechtiget. Er begnügt sich damit, die Resultate großartiger Forschungen, so weit dieselben bis jetzt gediehen, wie in einem Katalog, mit Meisterhand zusammen zu stellen, auf daß ein jeder, der minder gelehrt ist, als er, sich Rathes erholen könne. Er ist bei seinem ausgezeichneten Wissen nicht stolz genug, den König Himmels und der Erde aus seinem Weltgebäude heraussetzen zu wollen. Er ist nicht so stolz, wie mancher Commis voyageur, der den ganzen Kram seiner Naturphilosophie aus irgend einem Conversations-Lexikon hervorgeholt hat und über jedem Wirthstische mit hochweiser Miene gleichwie die Musterläppchen seines Principals aus einander legt. Doch was ich an diesem großen Gelehrten, an Humboldt, zu tadeln mir erlauben möchte, ist, daß er mir auch nicht demüthig und großmüthig genug zu sein scheint, in diesem Hauptwerke, überall da, wo der Zusammenhang es nahe legte, Gott mit seinem alten, ehrlichen Namen zu nennen. Humboldt würde es dann allerdings bei einer Zahl gewisser Männer vom Fach noch mehr verdorben haben, als es bis jetzt schon dadurch geschehen ist, daß er mit ihnen nicht in das Horn des grassen Atheismus geblasen hat. Ohne seinen großen Verdiensten um die Wissenschaft zu nahe zu treten, kann man übrigens, was er selbst am wenigsten bezweifeln wird, kühn sagen, daß auch er noch

nicht unfehlbar ist. Und daß er wirklich in manchen Puncten geirrt hat, wird die Zukunft noch zeigen und beweisen. Er wird in der Geschichte der Menschen keine Ausnahme machen, so hoch er auch immer über kecken Religionsspöttern dasteht.

v. N. Es wird dem Kosmos des Alexander von Humboldt ergehen oder bereits ergangen sein, wie allen Schriftwerken, die durch wirklichen, oft sogar durch bloß scheinbaren Werth Bedeutung erlangen. Die Einen erheben das Buch bis in den Himmel, die Anderen ziehen es herab in den Staub, eine dritte Classe von Lesern wird das Gute darin freudig aufnehmen, ohne das Verkehrte zu mißkennen.

R. Ich selbst habe schon in seiner Beziehung zum Dogma die verschiedensten Beurtheilungen über ihn gefunden. Beda Weber spricht in seinem neuesten Werke mit Rücksicht auf einzelne Lehrpuncte sein tiefstes Bedauern aus, daß ein Humboldt hinter den gerechtesten Erwartungen weit zurückgeblieben ist. Die bevorzugte Stellung und Auctorität dieses Gelehrten ins Auge fassend, schrickt er von dem Zustande zurück, worein wohl eine Menge von Bibelgläubigen gerathen sein müsse. So viel ich mich erinnere, klagt er, als wollte er sagen: „Wenn das an dem grünen Holze geschieht, wie mag es dann mit dem dürren gehen!“ Andererseits hat man dagegen den Kosmos schon als „den herrlichsten Commentar zum christlichen Evangelium“ begrüßt.

v. N. Demgemäß scheint die Antwort eines Mannes, welcher in der Literatur nicht unbewandert ist, angemessen zu sein, als er mir auf meine Frage, was er

von Humboldt in religiöser Beziehung halte, bemerkte: „Ich weiß nicht recht, was ich von ihm sagen soll.“

R. So mögen wohl Manche denken, die den Kosmos lesen.

Dr. Ein gewisser Bernhard Cotta hat Briefe über dieses Werk herausgegeben, die nach seiner Angabe den Zweck haben, „die Wellenkreise der wissenschaftlichen Bewegung, die von dem gewaltigen Wurfe Humboldt's ausgegangen sind, weiter und weiter ausschwingen zu lassen.“ Dieser Verfasser läßt keinen Zweifel übrig, daß er das Ueberirdische und alles positiv Geoffenbarte zu untergraben beabsichtigt. Ihm ist der Mensch nichts, als ein fortentwickelter Affe, und die Geisteskraft nichts, als gesteigerte Naturkräfte, und von der Materie wesentlich durchaus nicht verschieden. Seinen Ansichten nach haben wir auch noch zu erwarten, daß ein Wesen sich aus dem Menschengeschlechte herausarbeiten könne, welches den Menschen eben so überragen werde, wie der Mensch das Thier.

R. Ob Humboldt aber mit solchem Commentiren seines Kosmos zufrieden ist?

Dr. Wohl schwerlich. Er läßt „Wellenkreise schwingen“, die Humboldt nicht in „Bewegung“ gebracht hat.

v. N. Er trübt ihm das Wasser.

Dr. Cotta räumt den Naturwissenschaften die erste Stelle ein; sie sind ihm die letzte Entwicklungsstufe der Geistesbildung, vor der sich Philosophie und Religion beugen müssen.

v. N. So?!

Dr. Er bemerkt zwar — ob mit Consequenz, habe ich nicht einsehen können —, daß er die Religion der Naturwissenschaft nicht unterordnen wolle; beide müß-

ten neben einander fortbestehen, um die Menschheit auf der Höhe der Gesittung zu erhalten.

v. N. Also um Gensd'armendienste zu leisten! Dazu ist sie gut?

Dr. Darin mag er recht haben, Herr Baron. Auch ich bin der Ansicht, daß die Religion weit mehr im Stande ist, das Volk in Ordnung zu halten, als alle Policeigewalt.

v. N. Ganz einverstanden, Wilhelm! Was mich empört, ist die Heuchelei. Cotta läugnet gemäß deinem Referate die unsterbliche Seele, sieht in Allem nur Materie, stellt also auch gewiß das Dasein eines persönlichen Gottes, eines Weltschöpfers und Weltregierers in Abrede, sieht demgemäß in der Religion nur ein Gewebe von Irrthum, von Lug und Trug — das aber dem, was er für das Höchste und Edelste erkennt, beigeordnet erklären, zeugt eben so sehr gegen Wahrheitsliebe, wie gegen Ehrlichkeit. Der Briefsteller muß, dem wüthendsten Sansculotten gleich, die Religion vernichtet sehen wollen; er darf sie der Naturwissenschaft nicht einmal unterordnen, geschweige beigesellen; denn erkannte Unwahrheit für Aufrechthaltung der Gesittung anwenden, heißt ein abscheuliches Mittel durch den Zweck heiligen wollen.

Dr. Ueber seine Ehrlichkeit mag sich Cotta selbst verantworten; ich wollte bloß die Tendenz seiner Briefe im Verhältniß zur religiösen Bildung bezeichnen und muß dabei bemerken, daß er auch auf die Naturphilosophie nicht gut zu sprechen ist, sich vielmehr freut, daß dieselbe von dem Gebiete der Naturforschung glücklich verbannt sei.

R. Er fürchtet wohl, daß die naturphilosophische

Speculation nach einer Ur=Ursache fragen und auf einen lebendigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, gelangen möge.

v. N. Und nachweisen möge, daß ein philosophirender Kopf nicht, wie die Kröten, aus dem Schlamme kriechen könne, daß der Geist des Menschen etwas Anderes sein müsse, als das Moussiren des Champagners.

Dr. Daß Cotta den Kosmos nicht commentirt, sondern nach seinen eigenen Planen bearbeitet, unterliegt keinem Zweifel. Alexander von Humboldt spricht zu ehrfurchtsvoll von der Bibel, als daß er ein Parteigänger Cottaischer Ansichten sein kann. Wo er von der Lyrik der Hebräer handelt, schreibt er: „Man möchte sagen, daß in dem einzigen 104. Psalm das Bild des ganzen Kosmos dargelegt ist." Er rühmt an der Naturpoesie der Hebräer, „daß sie als Reflex des Glaubens an Einen Gott stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, und die Natur dem hebräischen Sänger immer in Beziehung auf eine höher waltende, geistige Macht erscheint." Ich wüßte nicht, eine einzige Seite desselben gelesen zu haben, in der er sich als Pantheist oder als Materialist oder als irgend welcher Gottesläugner zeigt.

R. Auch erwähnt er, das kann man nicht läugnen, der Kirchenväter mit rühmender Anerkennung und verweilt bei ihren Schriften, die er studirt hat, mit großer Vorliebe.

v. N. Da ich von diesem vielbesprochenen Werke des berühmten Gelehrten nur noch Weniges gelesen habe, so will ich es doch so bald wie möglich ganz durchnehmen; aber ein Werk gewisser Männer „von Fach"

— nein, in Ewigkeit nicht mehr! Es ist eine Schande, daß durch die Träumereien des menschlichen Stolzes der Ernst der Wissenschaft so vielfach zum Zerrbilde der Phantasie verunstaltet wird. Sophisterei so genannter Philosophen und Phantasterei in Geologie sind wahrhaftig im Stande, Manchem diese Studien zu verleiden.

R. Wir werden uns doch, Herr Baron, durch einen Mißbrauch nicht verführen lassen dürfen, den guten Gebrauch zu verachten. Der Grundsatz gilt, wie überall, so auch hier. Ich habe Gedichte mitgebracht, unter denen sich eines vorfindet, dem Sie Ihre ganze Beistimmung nicht versagen werden. Hören Sie gütigst:

Zuerst die Phantasie begann
In launenhafter, muntrer Grille:
Hört, Freunde, mich vergnügsam an,
Erwägt mein schönes Werk in Stille:
Ich zaubre neu die Weltgestalt
Und reich an Schmuck und Daseins Fülle:
Ja, meiner Schöpfung Lustgewalt
Umzieht das All mit Blumenhülle;
Zur Zuflucht aus der Wirklichkeit
Ich Wohnung bau' dem reinen Glück:
Wo meines Waltens Blüth' gedeiht,
Da hebt begeistert sich der Blick.

Drauf höhnisch spricht Philosophie:
Ich hörte dein Geschwätz geduldig
Und hielt es aus mit harter Müh'.
Nun bist auch mir Gehör du schuldig.
Du zauberst, schaffst und bauest viel,
Doch Eins dir fehlt, der Wahrheit Kitte;
Dein Machwerk ist ein lustig Spiel,
Der Wahrheit baust du keine Hütte.
Ich bring' dem All und der Natur

Tiefforschend in verborgne Falten;
Ich such' der Wahrheit heil'ge Spur,
Durchdringend kühn die Traumgestalten.
Der Dinge Grund, des Daseins Grund —
Sei's auch durch Labyrinthengänge —
Ich find' ihn auf — ein beſſ'rer Fund,
Als hohles Phantasiegepränge.

Es sprach die Phantasie empört
Ob dieser argen Widerrede:
Du hast mir einen Kranz beschert,
Den ich auf deiner Stirn zertrete.
Ich lass' dich gern in deinem Gleis,
Du magst das All zerhau'n, zerspalten
Und grübelnd nach des Maulwurfs Weis',
Den Grund durchspähn der Weltgestalten.
Enthüllen wirst du nie das Band,
Das durch das All der Schöpfer schlinget,
Du baust die Brücke nicht zum Land,
Woraus der Quell der Wesen dringet.
Und wer durchwühlt im dunkeln Schacht
Des Weltalls Grund mit kleinem Lichte,
Hat der der Menschheit Heil gebracht,
Daß zum Asyl sie froh sich flüchte?

Philosophie spricht: Deine Kunst
Ist nichts als Traum und Nebeldunst. —
Und deine kahle Wissenschaft,
Spricht jene, ist Zerstörungskraft.

Versöhnend das Gemüth jetzt sprach:
Was kränkt ihr euch durch eitel Streiten?
Nachdenkend ernst der streit'gen Sach',
Find' Unrecht ich auf beiden Seiten.

Ihr streitet beide um den Rang,
Wer mehr die Menschen führt zum Glücke:
Mir wär' es um die Menschheit bang,
Wenn ihr nur baut der Rettung Brücke.

Du baust sie luftig, Phantasie,
Und stützst sie nicht auf Wahrheitsveste;
Vernunft, du gräbst die Stütz' für sie
Zu tief in deinem Zweifelneste.
Gibt jenes nur ein Luftgebäu,
Das mit des Traumes Flucht muß schwinden,
So kann aus Wühlgrunds Tiefe frei
Den Heilsweg die Vernunft nicht finden.
Die Wahrheit lebt in dem Gemüth,
Das Gottes Werke kindlich fasset,
Und glaubend nach dem Himmel sieht
Und Zweifelei und Luftsprüng' hasset.
Ihr seid zum Dienst verbunden mir:
Du, Phantasie, gib im Gemüthe
Dem ernsten Leben holde Zier;
Vernunft, du schütz' des Glaubens Blüthe!

Als so entschieden vom Gemüth,
Gelobt die Phantasie, die freie,
Der tollen Willkür ihr Gebiet
Zu schließen und in Bundestreue
Zu dulden sich mit der Vernunft.
Und die gelobet, dem Gebräue
Der Wahnwitzdenker ihre Zunft
Zu schließen und in höh'rer Weihe
Dem gotterleuchteten Gemüth
Zu dienen in des Glaubens Lichte.
Ein Schwur, daß neu kein Kampf aufglüht,
Ward abgelegt beim Schiedsgerichte.

Aufstehend ernst und würdevoll
Und Schweigen winkend, das Gewissen
Begann: Ich spreche g'rad und wohl,
Vernehmt, was ich werd' sagen müssen:
Gemüth, du hast ein wild Gespann,
Das stets sich zankt und ungebändigt

Verfolgen will die eigne Bahn,
Drum sei dir Zaum und Peitsch' behändigt.
Leicht trau nicht ihrem Schwur der Treue,
Denn hadervoll bleibt ihr Gebiet,
Aufflammet leicht der Kampf aufs Neue,
Den jetzt dein weises Wort entschied.
Damit das Paar dich nicht fortzieh'
Allmählich ab vom Wahrheitleben,
So mahn' ich, oft in ernster Müh,
Zu zäumen und die Peitsch' zu heben.
Und hörst du stets den weisen Rath,
Und läßt du das Gespann nicht irren,
Bleibt dir geschützt des Glückes Saat
Vor Denker- und Phantasten-Wirren.

Drauf hebet sich mit Majestät
Der Glaub', von Himmelslicht verkläret.
Und Alles beugt sich seiner Red',
Die Gottes Wahrheit also lehret:
Wer rüstet des Gewissens Kraft,
Daß es sich im Gemüth bewähre?
Wer hält und führt, daß nicht hinrafft
Das wilde Zweigespann die Fähre?
Das thut der Glaube gottentstammt,
Der alle Kräfte hebt und führet
Und jeden guten Trieb entflammt,
Wie es den Menschenadel zieret.
Und hemmt des Glaubens Licht ihr nie,
Laßt stärkend ihr es euch durchdringen,
So wird in voller Harmonie
Vernunft und Phantasie sich schlingen.
Vernunft, Gemüth und Phantasie
Verbündet sind dem Christusglauben.
Kännt' diesen Bund Philosophie,
So würd' den Geist sie nie verschrauben.

v. N. Das drückt die Wahrheit in schöner Form aus. Von wem sind diese Gedichte? Erlauben Sie mir, das Buch einzusehen. — Feldblumen? von S.? Wer ist der Verfasser?

R. Es ist der Domherr Steinhausen in Aachen. Ich kenne denselben persönlich. Unter diesem und ähnlichen bescheidenen Titeln hat er einige Bändchen recht artiger Gedichte herausgegeben. — Sie sind ja so nachdenkend, Herr Doctor?

Dr. Ich bin vielfach mit Ihnen ausgesöhnt, Herr Rector! Im Anfange schienen Sie mir gar zu sehr den Stab über geologische Wissenschaft brechen zu wollen.

R. Sie würden sehr irren, Herr Doctor, wenn Sie von mir die Meinung hegten, ich mißachte im Geringsten das gewaltige Ringen und Streben des menschlichen Geistes, sich in die tiefsten Schachte der Erde zu versenken und den innersten und ursprünglichen Kern des Weltalls zu ergründen.

Dr. Der Wissenschaft an sich lassen Sie, wie mir scheint, alle Gerechtigkeit widerfahren; aber den Männern dieser Wissenschaft möchten Sie doch zu unhold sein.

R. Könnte ich Ihnen meine Gefühle mittheilen, die mich bewegten, als ich vor geraumer Zeit von Schubert und Ennemoser las, Sie würden meine Hochachtung nicht in Zweifel ziehen, obgleich ich doch immerhin nicht Allen in Allem zustimmen kann, weil die Urkunde meines Glaubens über sämmtliche veränderliche Ansichten des Menschengeistes erhaben ist. Gerade vom Standpuncte der Religion aus betrachtet, der ich mein ganzes Leben zu widmen den erhabenen

und schönen Beruf durch Gottes gnädige Fügung erhalten habe, bin ich der festen Ueberzeugung, daß der Fortschritt der Naturwissenschaft, im vollen Sinne des Wortes, schon zum Theil dahin geführt hat und mit der Zeit noch mehr dahin führen wird, wohin sie den großen Denker und Gelehrten Baco brachte, der bekanntlich den Ausspruch that: „Die Wissenschaft, oberflächlich betrieben, führt von Gott ab, gänzlich erschöpft, führt sie zu demselben zurück." — „Ein Kepler, ein Kopernicus und viele gerade der größten Denker, wie gottesfürchtig sind die nicht!"

v. N. Ich bin kein Geolog und traue mir keine besonderen Kenntnisse zu, aber je reiflicher ich aus mir selbst, oder durch Schriften geleitet, über die Natur nachdenke, desto mehr stimme ich dem Dichter bei, der sagt:

Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke.

In der Jugend hingegen, wo ich natürlich noch weniger wußte, als jetzt, war ich mit unserem Herrgott — er möge es mir verzeihen — gerade so leichten Kaufs fertig geworden, wie mancher unserer Conversations-Lexikons-Gelehrten.

R. Es hat eine Zeit gegeben, und sie liegt nicht weit hinter uns, wo es zum guten Tone gehörte, sich über alles Religiöse hinwegzusetzen. Um vornehm zu erscheinen, mußte man sich beim Gebete in der Kirche recht gemein benehmen, damit man sich doch ja vom ungebildeten Pöbel auszeichne, der „aus Mangel an Aufklärung" noch die Hände falte und sich auf die Kniee werfe. Diese Vornehmthuerei fesselt noch vielfach die höheren Regionen der Gesellschaft. Trügen aber

nicht alle Zeichen der Zeit, so wird der stete Gegensatz zwischen höheren und niederen Volksclassen dahin führen, daß der religiöse Glaube desto williger von oben her Aufnahme findet, je brutaler man ihn von unten her verjagt. Die ungläubige und sittenlose Versunkenheit, womit heut zu Tage der Handwerksbursche, der Fabrikarbeiter und der Handlanger renommirt, wird die höher Gestellten dahin drängen, gläubig und sittlich aufzutreten.

v. N. Das wäre nun doch ein sonderbarer Weg der Bekehrung.

Dr. Der Herr Rector scheint mir auf diesem Wege der Umkehr in dem Unglauben des Pöbels nicht den Grund, geschweige den einzigen, sondern nur eine Veranlassung zur Religiösität zu erblicken.

R. So meine ich, Herr Doctor. Ich lebe der Ueberzeugung, daß selbst die Gelehrten von dem Einflusse dieses Gegensatzes werden ergriffen werden. Wir können es noch erleben, daß auf eine auffallende Art sogar die Astronomen und Geologen ihren Gott desto rascher finden, je reißender der Atheismus die unteren Classen bis zur Hefe, bis zum Bodensatze der Verkommenheit hinabzieht.

Dr. Diese Muthmaßung scheint mir nicht aus der Luft gegriffen zu sein. Man kann sie einen Blick in die Zukunft nennen. Die Gesetze, nach denen sich die Weltgeschichte gestaltet, sprechen für sie.

R. Guizot, der weltbekannte Staatsmann Frankreichs, legte mir diesen Gedanken nahe, obgleich er ihn nicht in meiner Auffassung ausspricht, vielleicht nicht einmal mit mir theilt. Ich freute mich, als ich die unmaßgebliche Ansicht meiner unbedeutenden Per-

sönlichkeit von dem Geiste und den Welterfahrungen eines Mannes wie Guizot unlängst bestätigt fand.

v. N. In seiner Geschichte der europäischen Civilisation?

R. Sie verzeihen. Ich las seine moralischen Studien, welche vor einem oder zwei Jahren in Druck erschienen. Er behauptet darin, daß in den hohen Regionen sich der Krieg gegen die Religion nur noch in der Gestalt eines Skepticismus zeige, welcher sich furchtsam zurückhalte, dabei aber doch oft ernst und ehrlich sei, jedenfalls immer mehr und mehr danach strebe, sich zu verbergen, als zur Schau zu stellen. Aber auf dem Boden der Gesellschaft, sagt er, da gähre die wilde Gottlosigkeit.

v. N. Nach seiner Geschichte der europäischen Civilisation zu urtheilen, ist doch seine eigene bibelgläubige Gottesfurcht nicht weit her, es sei denn, daß von ihm gelte, was Sie von Alexander von Humboldt andeuteten, daß er die Ueberzeugung des Glaubens, die er persönlich hegt, in einem Werke nicht so feierlich ausspricht, wie man es erwarten dürfte.

R. Ich kenne das bezeichnete Buch nicht. In seinen moralischen Studien verwahrt er sich aber förmlich gegen eine solche Beurtheilung desselben, als wolle er die sichtbaren Dinge der Welt ohne eine übernatürliche Ordnung und Regierung erklären. Er bekennt seinen Glauben unumwunden. „Es lohnte sich nicht der Mühe," sagt er, „wenn wir aus diesem langen Leben keinen anderen Nutzen zögen, als ein wenig Erfahrung und Klugheit über die Angelegenheiten dieser Welt in dem Momente, wo wir sie verlassen. Es gäben höhere Erleuchtungen, die ein Licht werfen über die Geheimnisse

der Natur und die Bestimmungen des Menschen. Aus dem praktischen Leben habe er über diese erhabenen Geheimnisse mehr gelernt, als die Wissenschaft ihm jemals gegeben."

v. N. In diesem Geständnisse eines großen Ministers scheint mir eine Fülle von Wahrheit und Erfahrung zu liegen; denn die Wahrheit erprobt und beweis't sich weit mehr durch die Uebung, als durch das Studium derselben. Es interessirt mich sehr, Guizot von dieser Seite kennen zu lernen.

R. Er spricht sich über seine Weltanschauung klarer und bestimmter aus, als Manche seines Gleichen den Muth haben. „Der Mensch und die Welt", sagt er, „lassen sich durchaus nicht durch sich selbst erklären. Alle Naturgesetze, alle menschlichen Willensacte reichen nicht hin, von dem Schauspiele Rechenschaft zu geben, das wir tagtäglich erblicken. Die Beherrschung der Welt kann nicht auf natürlichem Wege vor sich gehen. Sie muß sich aus einer übernatürlichen Ordnung entwickeln, wo Gott waltet." Er geht noch weiter und behauptet: „Sobald der Mensch diesen Glauben verliert, dringt eine rastlose Unordnung ein. Die menschliche Gesellschaft würde sich vollends zu Grunde richten, wenn nicht durch die weise Güte Gottes der Mensch auch in seinen Irrthümern beschränkt und außer Stande wäre, sich vollständig der Beherrschung der Wahrheit, selbst der verkannten, zu entziehen." Er klagt außerordentlich über die Verirrungen unserer Zeit: „ihr skeptischer und revolutionärer Geist verwüste Glauben und Leben; indem er die Freiheit proclamire, aber fanatisch und tyrannisch handle, zeige er sich im Zerstören groß, im Aufbauen unfähig." — Dabei vertheidigt er jedoch

den Fortschritt mit größter Entschiedenheit: „ihm habe man die großartigen Erfahrungen zu verdanken, die als wahre Errungenschaften zu betrachten seien; trotz aller Abirrungen dürfe man die Symptome des Besseren nicht verkennen und an der Zukunft nicht verzweifeln." Das sind Aeußerungen, meine Herren, denen wir unsere Anerkennung nicht vorenthalten dürfen. Gleichwohl unterschreibe ich durchaus nicht alle anderweitigen Ansichten, die der Verfasser in seinen moralischen Studien niedergelegt hat. Was darin aber mit dem Gegenstande unserer Unterredung im Zusammenhange steht, der entschieden ausgesprochene Glaube nämlich an Gott und an die übernatürliche Weltregierung, muß in einer vielfach charakterlosen Zeit aller Ehre werth erscheinen. Wie viel höher noch stehen in dieser Hinsicht Männer wie von Radowitz, der Verfasser der Gespräche über Staat und Kirche! Unsere kranke Zeit hat noch viele Lebenskraft, meine Herren!

v. N. Was Sie an diesen Staatsmännern hervorheben, trifft mehr oder weniger bei allen politischen Autoritäten unserer Tage ein. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß in allen öffentlichen Erlassen der Fürsten und Minister Gott und seine Fürsehung jetzt auffallend mehr anerkannt wird, als es in den letzten Jahrzehenden der Fall war.

Dr. Man verkennt das wohl schwerlich, nur schreibt man diese Erklärungen vielfach der berechnenden Politik zu.

v. N. Ich habe die Ehre, mit hochgestellten Staats-Beamten genau bekannt zu sein. Bei allen diesen ist, etwa mit Ausnahme eines Einzigen, diese Verdächti-

gung eine grundlose Beschuldigung, Wilhelm, eine schmähliche Verleumdung.

R. Ausnahmen wird es stets geben. Die Heuchelei, dieses niederträchtige Laster, einem Fürsten oder Minister ohne Weiteres, ohne Beweis, ja, selbst gegen alle Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben, ist jedenfalls verwegen und führt zur Untergrabung alles Vertrauens in der menschlichen Gesellschaft.

Dr. Die Thatsache steht fest: der Glaube an Gott tritt in neuester Zeit entschieden hervor. Nach allen Stürmen und Umwälzungen hat Keiner so viel gewonnen, als die Kirche. Die Religion ist die Siegerin geblieben in fast allen europäischen Ländern. Auch unsere Naturforscher werden sie nicht so bald wegdemonstriren, viele ihr sogar gute Dienste leisten, vielleicht sogar wider Willen.

R. Um in der Beobachtung der Natur bis zu Gott durchzudringen, muß man gleichwohl einen anderen Standpunct nehmen, als der Naturforscher Voigt, welcher in der frankfurter National-Versammlung über religiöse Dinge haranguirend sich öffentlich dahin aussprach, „daß er gar keinen Standpunct habe.“ Unter den vielen Bildern, die damals einzelne Deputirte kennzeichneten, stellte deßhalb auch das seinige einen Mann dar, welcher in der Luft schwebend mit den Beinen zappelt.

v. N. So, so, das war den Nagel auf den Kopf getroffen! Auch muß man gewiß besser seine Bibel kennen, als ein Fremder, den kennen zu lernen ich mir die Mühe nicht gegeben habe, obgleich er in einem Gasthofe, in dem ich vor einem Jahre logirte, das große Wort führte. Unter vielem anderen Unsinn brachte er

auch den vor, daß Moses längst überwunden sei. Der lehre ja, die Schöpfung sei in sechs Tagen vollbracht, in 6×24 Stunden: die Wissenschaft dagegen weise nach, daß darüber Jahrtausende und Jahrtausende hingegangen seien, und Anfangs nothwendiger Weise ein Chaos vorhanden gewesen sein müsse.

Ein mittelmäßiger Gymnasiast würde ihn belehrt haben, daß Moses gerade es ist, der das Chaos in die erste Zeile des Alten Testaments hingestellt und die Sonne erst am vierten großen Weltentage hat aufgehen lassen. Diese Urkunde will also unsern Hotel-Helden wohl nicht zwingen, seine vierundzwanzigstündige Taschenuhr Israel's großem Propheten in die Hand zu geben. Als Beweis für seine Angriffe auf Moses berief er sich mit besonderem Nachdrucke auf das Planiglobium von Denderah, woraus die Astronomen berechnet hätten, daß die Erbauung des Tempels an jenem Orte 7000 Jahre vor die christliche Zeitrechnung falle. Ich weiß nicht, welche Bewandtniß es mit diesen Angaben hat, da mir die ganze Sache unbekannt ist.

R. Wie ist es aber möglich, daß der Mann diese Geschichte zum Zeugniß seines Unglaubens berührt, da er sie doch zu kennen angibt!

v. N. Wie verhält sich dieselbe denn?

R. Ich kenne sie zufällig ziemlich genau. Zu Denderah, in Oberägypten, befindet sich ein Isistempel, in welchem nebst vielen Hieroglyphen der Thierkreis mit den zwölf Zeichen und ein Planiglobium angebracht war. Dieses letztere wurde 1822 nach Paris gebracht, wo die Gelehrten ihre Berechnung anstellten und zu den abweichendsten Resultaten gelangten. Man wollte dessen Alter nicht bloß auf 7000, sondern selbst auf

20,000 Jahre vor Christus bestimmen, und die mosaische Chronologie wäre sonach natürlich zu Schanden gemacht. Der berühmte Naturforscher Cuvier gibt an, wie die genaueren Untersuchungen die große Zahl auf höchstens 700 v. Chr. reducirten, bis man endlich erkannte, daß der ganze Fund auf die Zeit nach Christi Geburt hindeute. Diese Berechnung wurde außer allem Zweifel gesetzt, als man in einem Sarge zu Theben denselben Thierkreis vorfand, der eine griechische Inschrift trug und aus der Regierungszeit des Trajan herstammte.

Dr. Diese Geschichte gleicht dann ja sehr der Entzifferung einer Inschrift über Julius Cäsar, die man auf einem ausgegrabenen Steine vorfand.

R. Welche?

Dr. Ich will sie mit dem Bleistift hierhin zeichnen:

C I CAESAR AS LIBERAV
STERNVNT IX AVGENALS
CV CAESET SAVREN COL.

Nun studiren Sie gefälligst diese Worte.

v. N. Cajus Julius Caesar Asiae — li —

R. Nein, Asiam liberavit, sternunt novem Augures —

v. N. Also Cajus Julius Cäsar befreite Asien, es schlagen ihn die neun Augurn zu Boden. . . .

Dr. Ich will Sie nicht lange grübeln lassen. Die Worte lauten: Cajus Julius Cäsar aß lieber Austern und Neunaugen als Kuhkäs und sauren Kohl.

R. Nein, nein! Herr Doctor, Sie spotten über die Alterthumskunde.

v. N. Ja, ja! Das ist ein Spott, aber nicht über den Ernst der Wissenschaft, sondern über die Lächer-

lichkeit ihrer Ausartung. Es ist ganz gut, Wilhelm! ganz gut!

Dr. Relata refero. Man hat mir erzählt, daß man schon aus dieser Inschrift neuere Aufschlüsse über Cäsar's Kriege und Siege in Asien entwickelt habe, bis ein Gerichtsschreiber die wahre Deutung fand.

v. N. So fabricirt man historische Data! Mit einem starken Glauben kann man Berge versetzen.

R. Wer den Mangel aller geologischen Kenntnisse der mosaischen Zeit einerseits, die Ergebnisse gesunder Wissenschaft unserer Tage andererseits auch nur mit halbem Auge ansieht, der kann bei der naheliegenden Uebereinstimmung unserer Geologie mit der schlichten, aber tiefsten Weisheit der Genesis nicht umhin, Moses zu bewundern. Dieser muß der Zeit 3000 Jahre vorausgeeilt sein, oder er hat seine Aufschlüsse — sei es aus göttlichen Traditionen — sei es aus unmittelbarer übernatürlicher Offenbarung. Aut — Aut —. Ein Drittes kann ich mir nicht denken.

Dr. Ihre Bemerkungen interessiren mich.

R. Sie sollen nur Winke von den Gränzen eines unermeßlichen Gebietes her sein. Haben dieselben uns aber nicht zu weit von dem betretenen Wege der Fürsehung Gottes abgeführt?

v. N. Sie verzeihen; dieselben leiten uns gerade auf das letzte Ziel und Ende zu.

R. Mag sein. Doch sind wir auf diesem Wege etwas lange an Einer Stelle stehen geblieben, um von dieser Anhöhe aus Gottes schöne Natur zu betrachten.

Dr. Den Schöpfer in der Schöpfung zu suchen, halte ich für eine der schönsten Aufgaben.

R. Und ihn zu loben, für eine der schönsten Pflich-

ten, so oft man in diesem allgewaltigen Tempel steht, dessen Gewölbe der bestirnte Himmel ist.

v. N. Aber ihn zu tadeln oder gar zu läugnen, für ein Unrecht, wenn man auch bei den millionenmal Millionen Wundern seiner Allmacht, Weisheit und Güte hier und da, sei es am Monde oder gar an der Sonne, Flecken zu sehen meint.

Dr. Die Flecken sind doch einmal da; man kann sie nicht in Abrede stellen.

R. Sie werden Sich nicht erinnern, daß ich das versucht habe.

Dr. Wir denken hierbei gewiß alle nicht sowohl an die Sonnenflecken als an die Mängel der Schöpfung, deren Vorhandensein mir der Allweisheit und Allgüte eines unendlich vollkommenen Wesens zu widersprechen scheint.

v. N. Muß denn ein auch noch so perfecter Baumeister gerade das beste Haus bauen, wenn er bauen will? Wenn er auch Kraft und Kenntniß besitzt, einen Dom zu Köln in seiner ganzen Vollendung auf dem Papier zu entwerfen und in der Wirklichkeit zu errichten, darf er dann nicht das einfache Haus eines Privatmannes ausbauen?

Dr. Nur darf doch nichts Fehlerhaftes von ihm construirt werden.

R. Es würde also darauf ankommen, zu untersuchen, ob die Welt in ihren Unvollkommenheiten der Fürsehung Gottes widerspräche. Nach dem bisher Angegebenen möchte ich die Bemerkung machen, daß Gott der Welt gegenüber an keine Constitution gebunden ist. Er steht als absolutester Monarch da, und die Geschöpfe haben keine anderen Rechte, als die

er ihnen einzuräumen für gut findet. Es kann überdies die Monarchie Gottes gar nicht einmal füglich mit einer menschlichen verglichen werden, indem auch der legitimste und unumschränkteste Monarch stets an die unveräußerlichen Menschenrechte seiner Unterthanen gebunden bleibt. Er stampft sich seine Creaturen nicht, wie Pompejus einmal prahlte, mit dem Fuße aus dem Erdboden heraus, sondern er findet sie vor, wie sie einmal sind. In Gottes Hand liegt es aber, seine Geschöpfe sich zu bilden, wie es ihm gefällt. Er kann aus dem Lehm der Erde Gefäße zu mehr oder weniger edlem Gebrauch gestalten. Seine Freiheit ist in Bezug auf die Außenwelt das erste Gesetz seines Wesens. Alle Rechte der Geschöpfe sind pure Gnaden. Diese Freiheit ist, wie jede seiner Eigenschaften, unendlich. Diesen Gedanken drängt uns schon die Vernunft auf, wenn wir uns einen auch nur annähernd richtigen Begriff von Gott zu machen suchen. Wollen Sie gegen diese freie Selbstbestimmung des großen Monarchen ankämpfen, Herr Doctor?

Dr. Ich rufe, Ew. Hochwürden, noch nicht zur Revolution und zu den Waffen gegen den König der Könige.

v. N. In der vollendeten Monarchie soll der Unterthan auch nicht einmal eine Faust in der Tasche machen, mein Lieber!

Dr. Sollte ich den richtigen Ausdruck für meine Ansicht bisher vielleicht verfehlt haben, so formulire ich denselben gegenwärtig so: Nicht von Rechts wegen fordere ich eine Vollkommenheit des Geschaffenen gleichwie eine Schuld von dem Schöpfer; aber ich erwarte sie nach vernünftigen Denkgesetzen von einer unend-

lichen Weisheit, Güte und Allmacht. Denke ich mir die Welt im Stande der allseitigen Vollendung, dann, meine ich, ist sie, weil vollendet schön, auch den Eigenschaften eines unendlichen Weltgeistes allein angemessen.

R. Wir wollen sehen! Hier haben wir wieder das Unglück, sehr verschiedener Meinung zu sein, Herr Doctor; so verschieden, daß eine unvollendete Weltordnung mir Gottes würdiger zu sein scheint, als eine solche, in der Alles den Grad der Vollendung erreicht hätte.

Dr. Ja, das müßte denn doch der T....!

v. N. Nur langsam voran!

R. Eine Schöpfung ohne Unvollkommenheit scheint mir dem Wesen Gottes zu widersprechen. Jedes Geschöpf, als Geschöpf, d. h. als endliches Wesen, kann in keiner Hinsicht ohne Gränzen, unendlich, d. i. vollkommen, sein. Eine endliche Unendlichkeit ist bei mir ein logischer Widerspruch. In der Logik nicht, die Sie von Ihrem Professor auf der Universität gelernt haben?

Dr. Ja, ja, gehört und bezahlt haben, müssen Sie fragen; gehört haben ist noch zu viel; daran ist aber mein Professor nicht schuld, sondern, um die Wahrheit zu bekennen, ich selbst.

R. Aber zur Sache!

Dr. Da muß ich mich recht fest auf meinem Stuhl setzen, sonst liege ich in einem Sophisma gefangen, ehe ich mich umgesehen habe.

R. Ich bitte sehr. Ich hoffe mich nie der Sophisterei schuldig zu machen, wenigstens niemals mit Wissen und Willen. Dessen können Sie von vorn herein ver-

sichert sein. Doch sehen Sie selbst zu, ehe Sie antworten.

Dr. Ich bitte, bringen Sie Ihren logischen Schluß noch einmal vor.

R. Ich sage: Jedes Geschöpf ist doch ein Geschaffenes, ein Endliches; es hat also Enden, Gränzen; es ist mithin nicht unendlich, unbegränzt, nicht allseitig vollkommen. Nicht?

Dr. Ich lasse mich nur ungern, wie Sie wissen, auf allgemeine, abstracte Schlüsse ein, wo mit Einem Schlage Alles entschieden sein soll.

v. N. Heldenkämpfe, wie die des David mit Goliath, der Horatier mit den Curiatiern, sagen ihm wenig zu.

Dr. Diese überlasse ich den Rittern, Herr Baron. Wir Bürgerlichen wollen nicht das ganze Spiel auf Eine Karte setzen, die ein Anderer für uns aufwirft.

R. Antworten Sie also gütigst selbst in unserem Kampfe.

Dr. Ich möchte wünschen, daß Sie Sich näher erklärten.

R. Ich meine mich so deutlich ausgesprochen zu haben, wie möglich.

Dr. Die Abstractionen sind mir bedenklich, habe ich bemerkt.

R. Nun wohl. Wenn Ihnen die speculative Logik nicht zusagt, dann wollen wir uns eine Experimental-Logik bilden. Suchen Sie Sich denn, mein Lieber, ein einzelnes Geschöpf, an dessen Unvollkommenheiten Sie Anstoß nehmen.

Dr. Den Menschen überhaupt, und da ich mir der Nächste bin, mich vorab.

R. Und was an dem Menschen stößt Ihnen als bedenkliche Unvollkommenheit auf?

Dr. Alles.

v. N. Das ist sehr allgemein; Du wünschest ja Detail.

Dr. Nun denn: die Leibes- und Geistesgebrechen.

v. N. Auch das ist noch allgemein.

Dr. Ich kann mich hierbei schon mit Ihnen beruhigen.

R. Gleichviel. Also der Irrthum des Verstandes, die Schwäche des Willens, Beschränkung der Freiheit, Krankheit, Kummer, Noth — Tod und dergleichen —; nicht wahr?

Dr. So ist es.

R. Oder haben Sie sonst noch Uebelstände, die mir bei meiner schönen und doch andererseits traurigen Aufgabe Schwierigkeiten bereiten sollen, Gott, das vollkommenste Wesen, vertheidigen zu müssen?

Dr. Wählen Sie nur gefälligst unter den benannten.

R. Wohlan! Es ist eine allwärts anzuerkennende Unvollkommenheit, daß der Mensch nur etwa 60—70 Jahre lebt. Vollkommener wäre der Mensch gewiß, in Bezug auf dieses Eine, in Bezug auf die Dauer irdischen Daseins, wenn er 100 und 200 Jahre lebte. Aber denken Sie Sich auch für Alle die Lebensdauer eines Methusalem. Wäre es dann gut?

Dr. Besser wenigstens als jetzt.

v. N. Manche Leute haben leider Gottes mit ihrem jetzigen Lebensalter von 50 bis 80 Jahren noch zu viel, wie Cato und Lucretia, wie Saul und Judas; sie tödten sich mit eigener Hand vor der Zeit.

R. Ihre Bemerkung könnte ich, wie ich sie dankbar annehme, so auch vortheilhaft gebrauchen, um auf die leidige Uneinigkeit wieder zurückzukommen. Ich verzichte aber freiwillig darauf, zumal sie doch eine zu starke Ausnahme andeutet.

v. N. Wenn Sie dieselbe auf die Selbstmörder beschränken — ja; auf alle Lebensmüden ausgedehnt — nein. Auch hierüber könnte ich ein Wörtchen mitreden aus eigener Erfahrung, die bei einer Experimental-Logik stark wiegen würde.

R. Sie äußerten Sich, Herr Doctor, mit Recht, daß ein neunhundertjähriges Leben, abgesehen von dem Glücke oder Unglücke desselben, also an und für sich besser, d. h. vollkommener sei, als das von 60 bis 70 Jahren. Nicht wahr?

Dr. So meine ich.

R. Ist die Zeit von 900 Jahren schon vollkommen, oder fehlt noch etwas daran? . . . . . Jetzt müssen Sie mit Ja oder Nein heraus.

Dr. Sie fahren mich fest.

R. Durch Sophisterei?

Dr. Nein, auf ehrlichem Wege.

R. Wohlan! Eine Zeit ist immer eine begränzte, endliche, unvollkommene, so lange sie je einmal endet, noch mehr, so lange sie, auch rückwärts betrachtet, je anfängt. Was heißt das in der Denklehre? Das Endliche kann nicht als ein Unendliches gedacht werden. Es ist ein Widerspruch in sich selbst; denn die Zeit ist niemals Ewigkeit. Ist es vernünftig oder das Gegentheil, von Gott zu fordern oder, wenn Sie lieber wollen, zu erwarten, daß er Menschen schaffe, die in Rücksicht ihrer Daseinsdauer vollkommen sind?

Dr. Einen Widerspruch erwarten zu wollen und zwar von der höchsten Vernunft, der ewigen Weisheit, ist Unsinn. Aber der Vollkommenheit Gottes würde es doch entschieden mehr entsprechen, wenn er das Vollkommnere böte, da er das absolut Vollkommne nicht den Geschöpfen mittheilen kann.

R. Ich muß einstweilen unserer allmählichen Ermittlung wegen auf einige Antworten bis später verzichten, obgleich sie sich mir schon einige Mal auf die Zunge legten, und bemerke deßhalb nur dies: Als Jakob vor Pharao stand und gefragt wurde, wie alt er sei, antwortete dieser Patriarch: „Die Tage meiner Wanderschaft sind 130 Jahre, wenige und bittere Tage, die nicht reichen an die Tage meiner Väter." Merken Sie wohl, meine Herren! dieser nennt seine 130 Jahre wenige und noch obendrein Tage, so kurz kommen sie ihm vor.

Dr. Eine gelungene Antwort. Ich sehe, wo hinaus Sie wollen.

R. Das wäre?

Dr. Daß die Menschheit mit einem Lebensalter von 130 Jahren eben so klagen würde, wie die von 70.

v. N. Und die von 3 × 130 eben so, wie die von 2 × 130 Jahren.

Dr. Die logischen Schlüsse haben doch etwas ungeheuer Genirendes.

R. Sie werden als Doctor doch gewiß nicht die Vernunft mißachten?

Dr. Nein, obgleich sie mir hier ungelegen kommt.

v. N. Wenn diese Ungelegenheit dich bis dahin nicht verstandene und nicht geglaubte Wahrheiten kennen lehrte, würdest du sie nicht willkommen heißen?

Dr. Ich lege die Hand aufs Herz und sage: ganz gewiß!

R. Also auch Ungelegenheiten können willkommen sein?

Dr. Der Schlag trifft mich unversehens.

v. N. Was ist das?

R. Ungelegenheiten sind gewiß auch Uebel, Unvollkommenheiten in der Welt, und können nichts desto weniger in Gottes weiser Weltregierung gut sein. Der Getroffene hier bekennt es selbst.

v. N. So — so — da geht's Schlag auf Schlag; es gibt in diesem Zweikampfe Hiebe von der rechten Seite und Hiebe von der linken Seite. Du bist todt geschlagen. Alle deine Uebel, geschweige Unvollkommenheiten, sind wahrhaftig Ungelegenheiten, zeugen nicht gegen, sondern für die göttliche Fürsehung.

R. Nicht so voreilig — im Interesse unseres Gegners sei's gesagt!

Dr. Sie haben mir gestern bemerkt, die Menschen dürften nicht bloß Gehirn, sondern müßten auch Herz sein. Ich fasse Sie beim Worte.

R. Gut, ich werde es nie verläugnen.

Dr. Die Kraft meines Gehirns scheint mir in diesem geistigen Duel zu versagen; ich appellire an das Herz. — Offenheit des Charakters steht dem Manne wohl an, denke ich stets; deßhalb bekenne ich gerade heraus, daß ich zur Zeit der Geschichte mit unserem Matador ein wenig liberal war.

v. N. Ein wenig viel.

Dr. Auch das, wenn man will, je nachdem man es nimmt. Damals — und zum Theil auch noch jetzt empört sich mein Herz, wenn ich daran denke, daß das

Volk keine größere Freiheit genießt, sondern zu einem unerträglichen Joche der Gewalthaber verdammt sein und bleiben soll.

v. N. Langsam, langsam! muß ich abermals warnen.

R. Wenn mir auch Ihre politischen Grundsätze nicht vollkommen zusagen zu wollen den Anschein nehmen, so gefällt mir doch Ihre Offenheit in diesem unserem Kreise. Sprechen Sie Sich aus.

Dr. Das ist bald geschehen. Wenn Gott, die ewige Freiheit, wie Sie ihn bezeichneten, die Welt regiert, warum lebt der Mensch, der nach Gottes Ebenbild geschaffen und zu seiner Seligkeit berufen ist, als Sclave auf der Erde?

v. N. Als Sclave?! Ich muß mich feierlich dagegen verwahren, daß wir Sclaven sein sollen.

Dr. Das haben Sie hier auf dieser stolzen Burg gut sagen.

v. N. Himmel alle Welt! Wer sonst ist denn Sclave? Sclaven gibt es allerdings, aber sie sind es durch ihre Laster und Verbrechen. „Der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren!"

Dr. Ich gebe keinen Deut für die Freiheit, wenn mir, trotz alles Faselns des Dichters, Ketten die Knöchel wund reiben.

v. N. Sind deine Knöchel nicht so gesund wie die meinigen? Sonst hältst du mehr auf die Unfehlbarkeit Schiller's, als auf die Aussprüche der heiligen Schrift. Jetzt, wo es in deinen Kram paßt, berufst du dich auf die Bibel und nennst den Schiller einen Faseler. Nein, geh mir weg mit deiner rothen Mütze!

R. Auch diese Ausdrücke waren zu stark, Herr Ba-

ron! Sie entschuldigen, ich wollte Sie nur an das zu erinnern mir erlauben, was Sie am Anfange unserer heutigen Unterredung Sich selbst vorgenommen haben, nämlich kein Streiter in dem Sinne des Wortes zu sein, worin Sie diesen meinen Ausdruck früher aufnahmen.

v. N. Ich danke Ihnen, Herr Rector.

R. Es passirt Ihnen in diesem Augenblicke, meine Herren, wovor wir uns alle nicht genug hüten können. Aus dem Gedankenaustausch wird leicht ein Wortstreit, aus der Lebendigkeit der Unterhaltung eine Art von Animosität. — Ich bin Ihnen noch die Antwort schuldig, Herr Doctor.

Dr. Entschuldigen Sie. Meine Offenherzigkeit ist, wie Sie sehen, etwas rückhaltslos.

v. N. Sei stets rückhaltslos in vollem Maße, aber werde nie rücksichtslos. Aeußere dich frei über deine Ansichten, besonders hier, es ist mir lieb; ich kann es nur wünschen; aber bleibe bei der Wahrheit, Wilhelm!

Dr. Ich nehme meine Worte: „Sclave und Ketten", zurück; sie waren übertrieben und darum unpassend. Ich wollte nur sagen, daß ich bei einer göttlichen Weltordnung nicht fassen kann, wie der Mensch, die Krone der Schöpfung, sich nicht frei bewegen solle.

R. Wenn die Ansichten unseres geehrten Kampfgenossen wirklich so absolut wären, wie Sie, Herr Doctor, mit Unrecht zu befürchten scheinen, dann würde ich bei dieser politischen Doctrin abermals in Ihre Mitte zu stehen kommen; obschon ich doch keineswegs allenthalben zu dem Juste-milieu schwöre. Ja, ich stände Ihnen, Herr Doctor, dann vielleicht näher, als Sie glauben. Denn kein vernünftiger Mensch, kein Christ

darf der Tyrannei das Wort sprechen. Daß ein Fürst aber immer ein Tyrann sei, wenn Einzelne, auch Viele, ihn schmachvoll so nennen, das bezweifle ich, das stelle ich vollends in Abrede, so sehr ich andererseits wieder weiß, daß es deren gegeben hat und noch geben kann, weil es ja überhaupt in jedem Stande gute und böse Mitglieder gibt und die Unvollkommenheit der Welt sich auch auf die Könige derselben erstreckt. Stände ich in ähnlichen Verhältnissen wie Johannes der Täufer, ich hätte den Muth, vorkommenden Falls einem Könige zu sagen: „Es ist dir nicht erlaubt, deines Bruders Weib zu haben.“ Nichts desto weniger bekenne ich mich zu den Lehren des Herrn und seines großen Apostels, wonach ich eher in Kerker und Tod ginge, als daß ich meine Hand aufhöbe, um nach einem gekrönten Haupte zu schlagen oder auf einen König von Gottes Gnaden unerlaubter Weise anzugehen. Denn wäre es auch ein Pilatus — „seine Gewalt hat er von oben“. — Das sei gesagt, um möglichen Vorurtheilen gegen mich zu begegnen, Herr Doctor. Dazu bemerke ich noch, daß diese meine Grundsätze nicht etwa von gestern oder heute datiren, wo die fürstlichen Gewalten wieder — Gott sei Dank — befestiget dastehen und Viele wieder einem jeden Unterbeamten kriechend schmeicheln, während sie im Jahre 1848 „Nieder mit den Tyrannen!“ schrieen. Wenn ich Menschen sehe, die heute „Hosanna!“, morgen „Kreuzige ihn!“ rufen, dann fühle ich mich empört. Dennoch möchte ich wünschen, daß über Vergangenes so viel wie möglich der Schleier der Vergessenheit geworfen würde. Es war ja mit den jüngst verflossenen Jahren eine gar sonderbare Sache, wo Man-

cher mehr oder weniger tollte, obgleich er doch so böse nicht war.

Dr. Ach ja, laßt uns die Schuld nicht größer machen, als sie wirklich ist.

v. N. Aber auch eben so wenig da verkennen, wo sie sich wirklich vorfindet. Unsere materialistischen Doctoren und Professoren werden leicht geneigt sein, zu sagen, daß die Luft allein an Allem Schuld trage. Es habe sich, könnten sie demonstriren, aus dem Kern der Erde, wie aus dem Brei das Weltküchlein, nicht etwa als Strafe Gottes, sondern für nichts und wieder nichts ein Krankheitsstoff entwickelt; nach der Erdrinde allmählich aufsteigend, habe er anfänglich die Knollen der Kartoffeln ergriffen, und so sei die Kartoffel-Krankheit entstanden; dann sei dieses Pestgas nach physicalischen Gesetzen, gemäß seiner specifischen Schwere, immer mehr nach oben gestiegen und in die Häupter der Kornhalme gefahren; darum entstand im Jahre nachher die Fruchtkrankheit. Später schlug es in die Bäuche der Menschen, und da bekamen wir die Cholera; zuletzt endlich stieg es ganz natürlich, wie immer bei verdorbenem Magen, in die Köpfe der Leute. Es entstand nun Sausen und Brausen unter dem Schädel, die Menschen wurden toll, und so ist die Revolution mechanisch sonnenklar erklärt. Wer je schwindelig gewesen ist, der wird wissen, daß ihm dann Alles im Kopfe rund herum läuft, wie ein Mühlenrad. Revolution kommt nun aber von revolvo, herumlaufen, her, — ob das bei einem Rade oder beim Schwindel Statt findet, gleichviel, es ist Revolution. Die Schuld der Menschen, die nur bei moralischer Freiheit denkbar ist, müßte ohnehin unberücksichtigt bleiben, da die mate-

rialistischen Theorieen solche weder annehmen, wie bekannt ist, noch auch consequenter Weise je annehmen können, weil es nur in der Welt, wie sie lehren, eine Materie, keinen von dem Stofflichen verschiedenen Geist, mithin keine freie Selbstbestimmung des Menschen geben kann. Da mag nun unser einer sagen, so lange er will: Ich fühle, daß ich frei bin; ich bin mir bewußt, daß ich beten und fluchen, daß ich meine Hand ausstrecken kann, um zu stehlen, und auch um ein Almosen zu geben. — Was? ruft man uns entgegen, — Gefühl — Bewußtsein!! Thorheit der Thoren! Aberglauben! Ammen-Mährchen! Diese sind auf dem Standpuncte der Standpunctslosigkeit durch den Fortschritt neuerer Wissenschaft längst überwunden. Ein Gelehrter wird sich nimmermehr zum wissenschaftlichen Pöbel herablassen. Der Verstand des Mannes kann und darf sich nie durch das Gefühl oder durch das Bewußtsein beirren lassen, sollten dieselben auch noch so fromm und unschuldig sein. — Fragt man nach dem Beweise — es steht ja im Collegien-Heft! Was wollt ihr mehr? Der Professor hat's gesagt. Punctum. Jeder Zweifel ist Hochverrath an der Majestät des unfehlbaren Materialismus. Alles, was er dictirt, ist so gewiß wahr, wie Gott im Himmel ist.

R. Das wäre für diese Gottlosen kein Maßstab der Gewißheit.

v. N. Ach ja! Das Wort entfiel mir aus christlicher Angewöhnung.

R. Sie sind, Herr Doctor, mit den gangbaren Lehren der materialistischen Professoren gewiß bekannt. Dieselben können Ihnen als Arzt wenigstens nicht ganz entgangen sein. Nun sagen Sie, haben diese noch eine

Spur von einem persönlichen, vor und über der Welt stehenden Gott, und ist es möglich, bei denselben an eine menschliche Freiheit zu glauben?

Dr. Keines von Beidem. Es folgt sich Alles mit Nothwendigkeit. In der Kette der menschlichen Handlungen trägt und zieht ein Glied das andere, wie es seinerseits vom jedesmal vorhergehenden getragen und gezogen wird. Wie sich der Ochs unwillkürlich nach der Seite hinwendet, wo das Büschel Heu liegt, so wird der Mensch durch Angenehmes und Unangenehmes bestimmt; er bestimmt sich selbst aber nicht.

R. Die Verantwortlichkeit unserer Thaten fällt damit weg. An eigentliche Strafe darf mithin nicht mehr gedacht werden. Gefängnisse sind also der Vernunft und der Gerechtigkeit gegenüber ein Gräuel. Es können höchstens nur noch Irrenhäuser bestehen bleiben.

v. N. Und solchen Lehrern ist unsere Jugend anvertraut, auf denen die Zukunft Europa's beruht! Die bilden und leiten die edelsten Jünglinge, Söhne so vieler gottesfürchtigen Eltern! Wenn mein Glaube an die göttliche Weltregierung noch einmal wankend werden könnte, wie er in meinen früheren Jahren, Gott verzeih', geworden ist, dann wäre dieser Umstand eher ein Stein des Anstoßes, als der Mangel an Freiheit. Die Freiheit, Böses zu stiften, wollen diese Leute für sich in Anspruch nehmen, aber die Freiheit, die Tugend zu üben und Gottes Gebote zu verkünden, soll den Guten benommen werden!

R. So verstehen diese Männer die Freiheit und Gleichheit immer, welche Worte sie auch auf ihre Fahnen, aber nicht auf ihre Thaten schreiben.

v. N. So weit ist es bereits gekommen, besonders

in den Tagen der so genannten Freiheit, daß diese von frommen Vätern durch ihre Söhne theuer bezahlte Universitäts-Weisheit bis zu den Handwerksburschen durchgedrungen ist. Ich brauche dazu nur noch einmal an den Handlungsreisenden zu erinnern, der mit mir an derselben Tafel eines Gasthauses saß. Den Menschen hätten Sie einmal dociren hören und sehen müssen, mit welch einer gelehrten Haltung er von den Errungenschaften der Wissenschaften schwatzte. Mit ekelhafter Keckheit sprach er über alles ab, wovon er nichts verstand. Philosophie war stets sein drittes Wort. Ich möchte gern 'mal wissen, auf welcher Universität dieser „Ritter ohne Furcht und Tadel", dieser Musterreiter Philosophie studirt habe. Meint dieser Mensch, ein Philosoph zu sein, wenn er, zwischen Sack und Pack auf dem Klepper sitzend, dies und das tolle Zeug durch sein Gehirn rund laufen läßt? Wie du neben der Medicin, so beschäftigte auch ich mich ehedem neben der Jurisprudenz mit einigen philosophischen Collegien und Studien; fällt mir doch in Ewigkeit nicht ein, mich deßhalb einen Philosophen nennen zu wollen, geschweige dieser flaumbärtige Raisonneur!

Dr. Das konnte doch immerhin ein gescheidter Kopf sein.

v. N. Das möchte ich seinen Expectorationen nach stark bezweifeln, stelle es aber dahin. Er mag ein tüchtiger Kaufmann sein, Philosophie ist doch noch etwas Anderes, als „Soll und Haben". Ein Arzt kann ausgezeichnet in seinem Fache dastehen und von Philosophie eben so weit entfernt bleiben als ich. Ist ihm auch Psychologie etwa nothwendig, so macht die doch noch keinen Philosophen.

Dr. Der junge Herr kann nebenbei philosophische Bücher studirt haben.

v. N. Gelesen — auch verstanden? Das widerspricht aller Erfahrung. Je tüchtiger ein Kaufmann, desto weniger beschäftigt er sich mit philosophischen Speculationen, sonst führen ihn seine kaufmännischen sicher zum Bankerott. Die Vorbildung eines Geschäftsmannes ist gar nicht auf philosophische Studien berechnet.

R. Nein, Herr Doctor, mit dem hehren Namen Philosophie wird in unseren Tagen gräulicher Spott getrieben, und zwar nicht selten am meisten von solchen, die sie anzubeten sich brüsten. Doch gehen wir auf unsere Untersuchung zurück. In einem geordneten, vernünftig eingerichteten Staate, in jeder Familie, in der Kirche rc. muß die Freiheit beschränkt werden. Um wie viel mehr wird bei einer göttlichen Weltordnung die Freiheit keine vollkommene, oder richtiger, keine vollendete, keine unbegränzte sein dürfen! Widrigenfalls gerathen Sie, Sie mögen wollen oder nicht, consequenter Weise in den schaudervollen Triumph der Freiheit zur Zeit der Schreckensherrschaft, wo die Revolutionäre riefen: „Écrasez l'infame!", herunter mit Christus, dem Verruchten! wo französische Philosophie ausposaunte, daß es nicht eher gut gehen könne, als bis der letzte König mit den Gedärmen des letzten Priesters aufgehängt sei. Solche Plane, nicht bloß Wünsche, spukten auch in unseren Tagen. Sie veranlaßten den Schriftsteller, den ich hier habe, zu einem Herzenserguß, der die Sache bezeichnet. Er mag deßhalb statt meiner sprechen. „Die wilde Jagd" ist die Ueberschrift:

Es rückt und rüttelt, regt und ringt,
Wo allwärts hin der Kampfruf dringt —
Und aufgerüttelt steht die Welt.
Der Kämpen blanke Schwerter blitzen
Und ein Signal prangt an den Mützen
Das, topp, dem losen Volk gefällt.

Sieh, „Freiheit, Gleichheit, Vorwärts, Licht!“
So heißt die Fahn', um die man ficht:
Selbstständig frei will fürder gehn
Die Masse und sich selbst regieren,
Gesetze geben, Kriege führen
Und schleifen alle Standeshöh'n.

„Was oben steht, soll unten stehn,
Der Weltlauf soll den Rücken drehn!“
So ruft gebietend unsre Zeit:
Gewappnet stürmen kühn die Ritter,
Zu hau'n die alte Welt in Splitter,
Mit lust'gem Muthe weit und breit.

„Die alte Zeit ist bankerutt,
Drum legt den alten Bau in Schutt!“
So herrscht der Ritter Losungswort;
„Drum, Kämpen, laßt die Schwerter klirren,
Dringt vorwärts durch der Zeiten Wirren,
Erstürmend kühn der Freiheit Hort!“

Das ist die Jagd, die wilde Jagd,
Die nicht das alte Recht befragt.
Was altes Recht? was göttlich Recht?
Die Freiheit nur, die ganze volle,
Die Gleichheit ganz, die freche, tolle —
Die wollen sie für Herrn und Knecht.

Ja, Licht! Ihr Ritter wollet Licht
Ausbreiten für Gesittung? — nicht? —

Ihr Helden macht das Volk bethört;
Denn in des Herzens schlechten Plunder
Werft ihr der Leidenschaften Zunder —
Auflobt die Flamme, die verheert.

Aufflammt ein gräßlich Licht — ha, Brand!
Der wälzt sich fort von Land zu Land,
Und wilder, wilder braus't die Jagd,
Und losgelassen wüthen Flammen,
Es stürzt der alte Bau zusammen —
Das ist der Leidenschaften Schlacht!

Hat ausgetobt die Höllenbrut,
Und liegt die Welt in Graus und Schutt,
Halloh! dann ist der Gleichheit Lauf,
Dann ist die Freiheit losgebunden,
Dann ist das Glück der Welt gefunden —
Die Hölle drückt das Siegel drauf!

Dr. Sie werden mir gewiß nicht zumuthen, daß ich derartige Thorheiten hege. Sie dürfen auf die äußersten Ausartungen nicht hinsehen.

R. So sicher Danton von Robespierre gestürzt wurde, so gewiß würden Sie von den consequenten Vertheidigern einer schrankenlosen Freiheit zu Boden geworfen werden, wenn die Welt es unternähme, Vollendung in der Weltordnung durchführen zu wollen. Es käme dahin, daß, wie ich es einmal für ein Feuilleton bearbeitet, aber nicht eingesendet habe, die zehn Gebote lauteten:

1) Ich (nämlich das Hegel'sche Ich) bin der Herr, dein Gott; du sollst keine fremden Götter neben mir haben, du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten, mag es mit einem Talare oder mit einem Purpurmantel bekleidet sein.

2) Du sollst den Namen deines Gottes nicht vergeblich führen, sondern so oft du mit heiligen Namen fluchest, den Worten auch mit dem Dolche Nachdruck verschaffen.

3) Du sollst den Sabbath heiligen mit knechtlicher Arbeit, und den blauen Montag mit Einstellung deiner Geschäfte und mit Saufen.

4) Du sollst Vater und Mutter ehren, aber nie vergessen, daß die jüngere Generation gebildeter ist, als die alte, abständige.

5) Du sollst nicht tödten, mit Ausnahme derjenigen, deren Namen man auf die Proscriptions-Liste setzt.

6) Du sollst nicht ehebrechen, weil das von selbst durch vollendeten Communismus wegfällt.

7) Du sollst nicht stehlen, denn der Besitz ist Diebstahl. 2c. 2c.

Und mit dem Kirchendienste würde es eben so gehen: Zuerst das Lied:

Wir haben unsre Sach' auf Nichts gestellt u. s. w.

Dann folgt eine irreligiös-social-radicale Predigt und zum Schluß das Freiheitslied:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind hantieren wir,
Der Mond ist unsre Sonne,
Mercurius ist unser Mann,
Der's Prakticiren trefflich kann.

Heut laden wir bei Pfaffen uns ein,
Bei masten Pächtern morgen,
Was drüber ist, da lassen wir fein
Den lieben Hergott sorgen.

Und haben wir in Traubensaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul geschlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezeter,
Das Winseln der verlass'nen Braut
Ist Schmaus für unsre Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter dem Beile so zücken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mücken,
Das kitzelt unsern Augenstern,
Das schmeichelt unsern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker soll es holen,
So haben wir halt unsern Lohn
Und schmieren unsre Sohlen.
Ein Schlückchen auf den Weg vom heißen Traubensohn,
Und hura rax dax! geht's, als flögen wir davon!

v. N. Willst du eine solche vollendete Freiheit vom allmächtigen Lenker der Geschicke erwarten?

Dr. Wie soll ich das können?

R. Dann sind wir alle drei in einer Frage einverstanden, die uns diesen Morgen noch trennte.

Dr. Aber in der Maßbestimmung der unvollendeten Freiheit gehen wir sicher noch weit aus einander.

R. Das mag sein, Herr Doctor! — Ich muß gehen, meine Herren. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich entferne.

v. N. Sie sind diesen Mittag unser Gast.

R. Danke bestens. Man erwartet mich.

v. N. Ich schicke einen Boten an Ihr Haus.

R. Sehr gütig. Einer Absprache gemäß werden mich gleich nach ein Uhr einige Leute aufsuchen.

v. N. Bedaure recht sehr. Also dann zuverlässig morgen Abends.

R. Ich werde so frei sein, Ihrer freundlichen Einladung nachzukommen. — Sie, Herr Doctor, werden Sich also mit dem Zustande der Dinge zurecht finden?

Dr. Nicht so ganz und gar. Es könnte zu leicht eintreffen, daß ein Volk ewig unter Tyrannen sich fügen müßte.

R. So lange Gott die Welt regiert, nicht; denn nicht Tyrannei, sondern Gerechtigkeit befestiget die Häuser der Könige; ich habe die ganze Geschichte für mich.

Dr. Ihrem eigenen Geständnisse nach kann es ja doch Tyrannen geben; wie soll an eine Abhülfe gedacht werden können, wenn sich die Hand keines Unterthans gegen sie erheben darf?

R. Gott lenkt die Herzen der Könige wie Wasserbäche. Selbst von Dionys dem Tyrannen heißt es:

Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.
Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an;
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

v. N. Die Auflösung ist ihm zu geheimnißvoll. Ich will sie ihm nach dem radicalen Katechismus geben.

Von einer ewigen Tyrannei thut die Geschichte keine Meldung. Sollte sie durch eine Revolution gebrochen werden, dann wird es der Regel nach heißen: „Aergernisse müssen kommen, aber wehe dem, durch den sie kommen.“

Dr. Wenn sie kommen müssen, dann kann man sie nicht verdammen.

R. Sie wollen statt Jesu den Judas Iscariot zum Welterlöser machen.

Dr. Sie bleiben nie eine Antwort schuldig.

R. Wenn der Katechismus antwortet, hat der Geistliche leichtes Spiel.

Dr. Den Fürsten sprechen Sie nur etwas zu stark das Wort.

R. Dem Volke deßgleichen, vielleicht noch mehr. Hätte ich eine Staats-Verfassung zu machen, dann würde ich den Katechismus mit goldenen Buchstaben als Constitution hinstellen. Ihn befolgend, wäre der Fürst ein Landesvater und die Unterthanen Landeskinder. Liberi, sagten die Alten, das heißt Kinder, aber auch freie Männer. Uebrigens bin ich der Freiheit des Einzelnen und ganzer Corporationen mehr zugethan, als Sie von mir zu glauben scheinen. Bleibe Jeder im Kreise seiner Thätigkeit, der Schuster bei seinem Leisten.

Dr. Erlauben Sie nur noch ein Wort: Demnach dürften Sie aber auch die ungläubigen Professoren nicht stören wollen.

R. Das beabsichtige ich auch gar nicht. Die mögen in ihrer Studirstube philosophiren, so viel sie wollen, nur sollten sie nicht vom Katheder herab mit der eiskalten Hand des Todes das Leben der Unschuld an-

fassen. Sie sollen und müssen wissen, daß Lehrer keine Privatpersonen sind, welche nach eigenem Gutdünken handeln können. Als solche sind sie der Zöglinge wegen da, und diesen, so wie deren Eltern, Gott und den Behörden verantwortlich.

Dr. Wollen Sie dieselben denn zu Heuchlern machen?

R. Das Laster verdamme ich an Jedem bis in den Abgrund der Hölle! Wer den Beruf oder die Gnade nicht hat, bei christlichen Söhnen ein christlicher Lehrer zu sein, der bleibe zu Hause oder errichte sich einen Katheder unter den europäischen oder americanischen Heiden, aber nicht an Schulen, die vielfach reinweg aus frommen Stiftungen gegründet wurden. Wo das auch nicht der Fall ist, da wollen doch diejenigen, deren Brod jene essen, keinen Antichrist auf den Lehrstuhl erhoben wissen. Man ehre wenigstens den letzten Willen der Verstorbenen besser, als so.

Dr. Sollte man dem Jünglinge denn nicht auch unchristliche Anschauung einmal vorlegen, nachdem er Jahre lang religiöse gehört hat?

v. R. Dann schicke vorab, Wilhelm, deßgleichen deine erwachsenen Töchter, nachdem sie in christlichen Schulen werden sittsam erzogen worden sein, drei Jahre lang auch in ein Haus des Verderbens, damit sie nach eigener Anschauung zwischen Unschuld und deren Gegentheil frei wählen können.

R. Nein, Herr Doctor, geben wir keinem Menschen den Tod, sei es des Leibes, sei es der Seele, um mit Sarkasmus die Leiche aufzufordern, sie möge, nachdem sie nun den Tod und das Leben verkostet habe, selbst frei entscheiden, ob sie lebendig oder todt sein

wolle! Besorgen Sie nur nicht, es möchte ohne einen Professor des crassesten Unglaubens dem jungen Manne nicht Gelegenheit genug geboten werden, so viel Gewicht auf die Wagschale der Gottlosigkeit zu legen, bis diese sich mit der Wagschale der Gottesfurcht messen könne. Alle Leidenschaften eines leichtsinnigen jugendlichen Herzens, eine ganze Welt voll Verführungen in Wort und Schrift und Beispiel reichen hin, der zarten Frömmigkeit den Fehdehandschuh vorzuwerfen. Ihre Entgegnungen, Herr Doctor, kommen Ihnen aber gewiß nicht immer aus dem Herzen; Sie scheinen mir bisweilen einen Sieg nicht zu leichten Kaufs einräumen zu wollen.

Dr. Sie verstehen mich, Herr Rector. — Können Sie denn nicht bleiben?

R. Es ist Zeit, daß wir aus . . . . Da hätte ich leicht trotz alles Ernstes unserer Besprechung Ihr Lachen erregen können.

v. N. Wie so?

R. Ich sprach, mehr mit dem Gedächtnisse, als mit dem Verstande denkend.

v. N. Wie verstehe ich das?

R. Ein Herr sagte einmal — seiner Verlegenheit nach zu schließen, nicht aus Scherz, sondern aus Uebereilung — so wie ich eben begann: „Es ist Zeit, meine Herren, daß wir aus einander gehen, und wenn Ihr nicht mit aus einander geht, dann gehe ich allein aus einander.“ Adieu, Adieu, ich muß gehen.

v. N. Also bis morgen! Kommen Sie etwas früh.

R. Wo möglich. Guten Appetit.

IV.

Rector. Ah, schönen guten Abend, meine Herren!

v. N. So so! Das ist brav, daß Sie zu einer Zeit kommen, wo Sie uns noch den vollen guten Abend wünschen können.

R. Ich wollte mir Zeit nehmen, um nicht wiederum derjenige sein zu müssen, der mitten im Kampfe den Wahlplatz verläßt. Ich war gestern dem Herrn Doctor so unerträglich conservativ, und doch bin ich allein derjenige, welcher zweimal einen Aufstand veranlaßt hat.

Dr. Ja, Sie sind der Rechte! Einen Aufstand vom Stuhle, aber keinen Aufstand des Volkes, das nach Freiheit dürstet.

R. Ich denke, wir lassen die Politik fortan bei Seite. Sie ist nur geeignet, die besten Freunde zu entzweien, ohne Aussicht des geringsten Nutzens. Minister werden wir doch wahrscheinlich beide nicht.

Dr. Das wohl nicht unter dem jetzigen Regimente; doch wäre Präsident zu werden, unter anderen Verhältnissen keine Unmöglichkeit.

v. N. Halt ein Bißchen! Wenn dann mein Nachbar hier und ich mit deinem und deiner Kammern

Thun und Treiben unzufrieden wäre, würde da auch noch die Revolution legitim sein? Dürften dann auch alle Unzufriedenen die Hand aufheben gegen das ungekrönte und ungesalbte Haupt des Herrschers von Gewalt-Gnaden? Oder können die Revolutions-Freiheits-Männer nie Tyrannen sein? Fuhr man etwa auf den Guillotinen der Sansculotten nur Gnaden und Wohlthaten umher? Kennst du gar nichts von den himmelschreienden Sünden der schweizerischen Radicalen bis auf den heutigen Tag?

R. Noch einmal, meine Herren, ich bitte, lassen wir Politik Politik sein, wenigstens hier bei unserer Frage. Ich sehne mich nach dem friedlichen Kampfe. Während des Waffenstillstandes habe ich mich nach Kriegsmaterial umgesehen. Diese Bücher hier sind geeignet, um im Zweikampfe mit dem Herrn Doctor schweres Geschütz auffahren zu lassen, wenn die leichten Waffen nicht ausreichen sollten.

Dr. Ich werde Ihnen dienen; denn auch ich bin seit gestern nicht müßig gewesen.

R. Sie werden mir nicht abstreiten wollen, daß, wenn Gott die Welt wirklich regiert, das Lebensalter der Menschen, so wie auch die Freiheit derselben keine vollendeten sein müssen, ja, nicht einmal sein können. Oder kennen Sie irgend etwas in der ganzen Schöpfung, dem Sie eine Vollendung zuerkannt wissen wollen?

Dr. Ich verzichte auf die Durchführung dieses Kampfes und Ihres Grundsatzes in das Detail des Weltganzen.

R. Das ist Ihr Glück, sonst würde ich Ihnen den Obersten v. Kleist, einen gewiß sehr wackeren Kämpfer,

vorführen. Er fordert muthig alle diejenigen heraus, welche die Fürsehung tadeln, daß sie von ihr so unvollkommen gebildet wurden. Sehen Sie hier:

Wohin, verwegnes Geschöpfe? Denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen und, durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen? Will ein Gefäße von Leimen
Sich wider den Töpfer empören? — Durchfleuch erst die blauen Gefilde,
Mit Sonnen und Erden durchsä't, den milchfarbnen Gürtel des Himmels,
Die Sphäre jeglichen Sterns; betrachte des Ganzen Verbindung,
Sammt allen Federn der Räder, und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun, und Stufengefolge;
Ergründe mit kühnem Gefieder des dunkeln Geisterreichs Tiefe,
Sieh Wesen ohne Gestalten, merk' ihre Abhäng' und Kräfte:
Steig' auf die Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der Gottheit:
Dann strafe, woferne du kannst, die Vorsicht und Ordnung der Erde!
Jetzt kennst du nicht besser die Wege, worauf der Himmel dich führet,
Als ein noch stammelndes Kind zu Schiff, auf dem Schooße der Mutter,
Die Bahn des Steu'rmanns im Meer. Willst du die Ursach erforschen,
Warum du kein Seraphim wurdest? Entdeck' erst, Stolzer, weßwegen
Er nicht zur Made dich schuf! — Soll deiner Thorheit zu Gunsten

Die große Weltkette brechen, und tausend Planeten und
Sonnen
Aus ihren Gleisen gerückt, in Einen Klumpen zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Himmels Vorhang
zerreißen,
Und endlich die ganze Natur erschüttert im Innersten seufzen?
Dies wünschest du, wenn du verlangst, was mit der Welt-
ordnung streitet.
Sei deiner Neigungen Herr, so wirst du das Unglück be-
herrschen;
Der Schöpfer ist Huld und Liebe, nur jene sind deine Ty-
rannen!
Was baut ihr Häuser auf Wellen, ihr Diebe der indischen
Berge?
Verdammt euch, Jahre lang nichts als nasse Gräber zu sehen,
Und in den Wolken den Tod? Du, Untersucher der Gründe,
Was blickst du hohnlächelnd herab, gebläht vom Dünkel des
Wissens,
Im Wahn, vom hohen Olymp auf Raupen der Erde zu
schauen,
Dem dennoch Nebel und Dunst das Licht der Seele ver-
dunkelt!
Und ihr, ihr Helden! was eilt ihr ins Ungewitter des
Treffens,
Wo Blitze kämpfen mit Blitzen, und wilde Stürme mit
Stürmen?
Um des Gerüchtes Posaune mit euern Thaten zu füllen?
Es lachen euer die Wesen, die um euch unsichtbar schweben!

v. N. Wenn Sie gegen die Tadler der Fürsehung mit Kleist, dem wackeren Degen, vorrücken, dann mag es mir gestattet sein, auf die atheistischen Geologen mit einem Klopstock anzugehen, den ich hier zur Hand habe. Er demonstrirt ad hominem, handgreiflich und eindringlich, wie bekannt ist, und verfährt mit den Gottesläugnern wie mit Rasenden:

Du fragest sie auch, die ernste Frage, die schreckliche:
Auf welcher Stufe der Geister
Steht, wer den Gottesläugner
Nicht für rasend hält?

„Die schreckliche?" Ja, die schreckliche!
Denn hältst du ihn, der ein Stolzer ist, ein Empörer ist,
Weiter nichts ist, für einen Denker den:
So ist die Stufe, worauf du stehest, zu tief!

So kannst du werden, was er ist,
Ein Rasender,
Ein Feiger (Rasende sind's), so Vernichtung
Glaubet, leben mag, sich nicht vernichtet!

Aber ich sucht', und ich fand Entschuldigung
Für den Feigen, der ist, und dem doch Gott nicht ist.
Entscheid', ob ich die rechte fand. Er denket sich
Ohne Gott, hat sich dadurch nur nicht ganz vernichtet,

Schleichet, bebt, zweifelt umher;
Des Gespenstes Gedanke (sein Wort läugt Tiefsinn)
Ist dem Traume gleich,
Welcher vom Traume träumt.

Dr. Ich hatte Sie gestern an einer unverletzlichen Seite angegriffen, heute werde ich die Achilles-Ferse besser zu treffen suchen.

R. Mich hat keine Mutter Thetis in das Wasser des Styx getaucht, wodurch ich bis an die Ferse unverwundbar geworden wäre; sondern man hat mich in meiner Kindheit in einem Bade getauft, worin die Fersen mit abgewaschen worden.

Dr. Halten Sie Sich denn für total unverletzbar, für unfehlbar?

R. Mich keineswegs, aber die Sache, die zu vertreten ich die Ehre habe.

Dr. Ich wollte gestern weniger die Nothwendigkeit vollkommener Geschöpfe, als die Forderung der Vernunft und des menschlichen Herzens behaupten, daß in einer allweisen und gütigen Weltordnung der Unterschied zwischen reich und arm, gesund und krank, geehrt und verfolgt, talentvoll und dumm u. s. w. unmöglich Statt finden dürfe. Menschen sind doch Menschen. Wie kann von demselben himmlischen Vater ein Kind dem anderen mit Recht und Billigkeit ohne Verdienst und Mißverdienst von Geburt aus vorgezogen werden? Die Unvollkommenheit der Verhältnisse der Menschen zu einander ist es, woran ich mich stoße.

R. Ich dachte es wohl; denn es liegt dieser Gedanke dem früheren so nahe, daß ich mich nicht wundere, wie seit unserem letzten Gespräche Ihr Ideengang mit dem meinigen so genau zusammentrifft.

Dr. Aber die Antwort, Herr Rector! Hier betheure ich, daß ich nicht streite, um nur zu streiten. Als Arzt bin ich in die Paläste der Großen und in die Hütten der Armen gekommen. Die Fürsehung eines alliebenden himmlischen Vaters habe ich weder hier noch da gefunden, wohl aber manchmal vergebens gesucht. Geben Sie mir einen Aufschluß über diese Unvollkommenheiten, um mich nicht zu hart auszudrücken. Ich verlange nicht mehr eine absolut vollkommene Glückseligkeit, weder des einzelnen Menschen, noch der ganzen Welt; denn die ist allerdings nicht möglich, sonst müßte der Mensch Gott, und die Erde der Himmel sein. Aber woher und wie diese Verschiedenheiten des Geschickes? Für eine Antwort, die meinen Verstand befriedigt und ein theilnahmvolles Herz beruhigt, werde ich Ihnen mein Leben lang dankbar sein.

R. Solche Gesinnungen — ich sage es trotz Ihrer Gegenwart — habe ich leider nicht überall in meinen Erlebnissen angetroffen. Einmal setzte ich in einem religiösen Streite Vernunftgrund auf Vernunftgrund, gestützt auf die Offenbarung, einem Zweifler entgegen; aber je mehr ich unwiderlegt bewies, desto bitterer wurde sein Haß der Wahrheit. Mit den Worten: „Bei dem dummen Pfaffen ist nichts zu machen!" sprang er auf und ging zur Thür hinaus. Fast alle Anwesenden, worunter Manche nichts weniger als mit Vorurtheilen zu meinen Gunsten eingenommen waren, sprachen darüber ihre Mißbilligung offen aus.

Dr. Eine derartige Gemeinheit wird Sie doch wohl nicht entmuthigen oder beleidigen können?

v. N. Wenn Jemand auch zu erhaben ist, als daß er von einem dummen Grobian beleidigt werden könnte, so muß es doch einen Geistlichen empören und betrüben, so oft er Menschen antrifft, die vor Gott und dem Gewissen verworfen werden müssen.

R. Das ist eben die Verdammniß, welche die heilige Schrift über die Ungläubigen ausspricht, nicht, weil sie die Wahrheit nicht glauben, sondern weil sie dieselbe nicht suchen, sie sogar fliehen und hassen. Als Sie, Herr Doctor, sagten, daß Sie die Fürsehung, wenn auch vergebens, im Wirrwarr des Schicksals — doch wenigstens gesucht haben, da machten Sie mich Ihnen sehr geneigt. Sie gleichen keineswegs dem Herrn . . . . . — nun, ich will ihn nicht nennen —, dessen große Privat-Bibliothek ich unlängst einzusehen veranlaßt wurde. Er hatte eine ganze Menge Bücher des ungläubigsten Schlages, eine Masse liederlicher Romane, aber auch nicht ein einziges religiöses Buch.

Ob der Mann zu hart wird getroffen sein, wenn an ihm dereinst das Wort in Vollzug gesetzt werden wird: „Wer nicht glaubt, der kann nicht selig werden"? Gehört der nicht vollauf zu denjenigen, welchen dieser Urtheilsspruch vor achtzehnhundert Jahren zuerst vorgehalten wurde? Ich meine die Pharisäer, welche den Glauben nicht fanden, weil sie ihn nicht suchten, ihn nicht einmal annahmen, wo er sich ihnen wie von selbst darbot; welche Wunder verlangten, und als sie dieselben sahen, noch eher ausriefen: „Er treibt im Namen des obersten Teufels die Teufel aus", als daß sie den Vater hätten loben wollen, der im Himmel ist und seinen Sohn beglaubigte.

v. N. Ich habe in meinem vielbewegten Leben mannigfachen Umgang gepflogen, und verkehre noch mit Männern der entgegengesetztesten Ansichten über die wichtigsten Fragen des Lebens, welche über Zeit und Ewigkeit entscheiden. Ich habe sonach Gelegenheit genug gehabt, den mir lieb gewordenen Ausspruch des großen Augustinus nicht aus dem Auge zu verlieren, der da sagt: „Den Irrthum sollst du hassen, den Irrenden aber lieben." Ich muß jedoch gestehen: ein Schauer, ein Gemisch von Mitleid und Verachtung erschüttert mein Innerstes beim bloßen Gedanken an die Menschen, die planmäßig sich und die Mitwelt dem Unglauben in die Arme werfen wollen, die, blind mit offenen Augen, nicht etwa aus unverschuldetem Irrthume, sondern aus Verstocktheit des Herzens, das Glück kindlicher Unschuld mit satanischer Bosheit ihrem Moloch hinopfern möchten. Ihre gestrigen Schilderungen des consequenten Unglaubens und der schrankenlosen Freiheit veranlaßten mich, hier in diesen

neuesten Gedichten des ganz jungen, aber hoffnungsvollen Oscar von Redwitz noch einmal zu lesen, der über einen unheilvollen Ungläubigen sich folgender Weise schauerlich schön ausdrückt:

Auf grauer Felsenschwelle, vom Farrenkraut umwiegt,
Ein finsterer Geselle tief in der Wildniß liegt;
Er sinnt in düsterm Brüten, die Faust geballt im Schooß,
Der Schlehdorn biegt die Blüthen leis zitternd von ihm los.

Ein Vöglein nach dem andern huscht nach dem Walde bang,
Das Reh beginnt zu wandern, verscheucht vom duft'gen Hang;
Und selbst die finstre Fichte, sie schlich' so gern bei Seit'
Vor diesem Angesichte voll Zorn und Haß und Streit.

Da sieht er halb gesunken ein Kreuz im grünen Plan,
Da zünden zorn'ge Funken den trüben Blick ihm an;
Die schlaffen Sehnen spannen sich straff ums Bogenholz,
Und gellend fliegt von dannen des Hohnes gift'ger Bolz:

„Auch hier im Waldesanger der alte Götterwitz?
Auch hier der Lüge Pranger? wann fällt ihn einst der Blitz?
Wann wird er einst zerschmelzen das Erz auf jedem Thurm?
Wann wird den Petrusfelsen zerbröckeln einst der Sturm?

„Wann wird die Menschheit feiern das Fest der Menschlichkeit,
Aus Ketten und aus Schleiern erstehn die neue Zeit,
Darin als freier Bruder der Mensch zum Menschen geht,
Und an dem Weltenruder der Geist des Wissens steht?

„Ha, daß ich dürft' zermalmen der Dome letzten Stein!
Die Orgeln und die Psalmen, sie sollten stille sein!
Und an des Weltrads Speiche ich keck den Glauben hing,
Bis er als blut'ge Leiche bestaubt in Stücke ging!“

Da packt der Wind sein Fluchen und trägt es durch den
Wald;
Ein Beben faßt die Buchen, die Eichen schauert's kalt;
Es senkt sich jede Rose, es zittert jeder Dorn,
Es rückt der Stein vom Moose, erschrocken rauscht der Born.

Und wie er so gesprochen, es wohl ihm selber graut;
Es sinkt sein Haupt gebrochen mit dumpfem Seufzerlaut. —
Und zu derselben Stunde, da geht mit müdem Leib
Im nahen Waldesgrunde, zum Tod betrübt, ein Weib.

Gar eine dunkle Mähre zum fernen Heerd ihr kam;
Da trieb mit blut'ger Zähre sie fort der Muttergram.
Sie muß zu ihrem Kinde! Doch, ach, wie wankt ihr Fuß!
Da taucht aus Laubgewinde des Kirchleins Gottesgruß.

Und drin vorm Kreuz sie ringet um den verlornen Sohn:
Ach, Mutterflehen dringet ja bis zum Gottesthron! —
Ihm werden schwer die Lider, er sinkt in tiefen Traum;
Es weint auf ihn hernieder der alte Fichtenbaum.

Voll Mitleid hält umbogen sein Haupt der weiße Schleh;
Ein Vöglein kommt geflogen verzagt zum Blüthenschnee,
Und will vom Herrn ihm schlagen, so freudig es nur kann,
Und kann nur immer klagen: „Du armer, armer Mann!"

Während er sodann unter Nr. II. die alte Mutter in dem Kirchlein für die Bekehrung des verlorenen Sohnes beten läßt, fährt er im dritten Abschnitte weiter:

Doch wie er weint und ächzet, wie er in Ohnmacht ringt,
Und nach Erwachen lechzet, der Traum ihn fest umschlingt;
Da sieht er sich als Riesen in sausendem Gewand,
Draus Flammen züngelnd schießen, ein lodernd Schwert
zur Hand. —

Durch's Weltenall noch immer die Kreuzesharfe rauscht,
Verklärt vom Wundenschimmer ihr noch die Erde lauscht;
Und auf den goldnen Sprossen, in heißem Dankgebet,
Von Freudenglanz umgossen, die Mutter heimwärts geht. —

Da würf' so gern zur Buße er sich aufs Angesicht,
Doch wehrt's ein Bann dem Fuße — sein Mund kann beten nicht.
Und wie er schaudernd harret, vor ihm der Boden reißt,
Und giftumqualmet starret ihn an der Lüge Geist:

„Wohlan, du Nachtgeselle, dein Fluch erfüllet sei!
So haue mir zur Stelle den Kreuzesstamm entzwei,
Daß mög' die Menschheit feiern den Tag der Menschlichkeit,
Aus Ketten und aus Schleiern ersteh' die neue Zeit!"

Und eisig bricht er nieder mit starrgesträubtem Haar,
Schlägt enger um die Glieder den flammenden Talar,
Und läßt das Schwert entsinken, deß Gluth den Sand beleckt,
Indeß er mit der Linken sein bleiches Haupt bedeckt.

Doch reißt ihn auf zum Stehen der Geist der Mitternacht:
„Was liegst du nun in Wehen? Auf, auf, den Streich vollbracht!"
Und eisenfest umklemmt er ihm Schwert und Faust zugleich,
Und Seit' an Seite stemmt' er, führt ihm den Arm zum Streich — —

Wie Sturmesheulen schnellen die Saiten jach entzwei,
Als zischt' in schrillen Wellen das ganze Meer vorbei;
Da wankt in ries'gem Falle zerstückt das Kreuz herab,
Als stürzt' mit einem Schalle die Bergwelt all ins Grab.

Ein Lachen und ein Stöhnen den Erdkreis gell umkreis't,
Es wirft mit wildem Höhnen zu Boden ihn der Geist:
„So ist dein Fluch erfüllet, vom Kreuz bist du befreit!
So schaue nun enthüllet der Menschheit neue Zeit!" — —

Die Thürme sind zerstöret, die Glocken längst geraubt,
Kein Psalm wird mehr gehöret, nicht neigt sich mehr ein Haupt.
Aus jedem Mund vergessen ist längst der Name Gott;
Nur dann und wann vermessen nennt Einer ihn zum Spott.

So bang die Lüfte klingen, der Himmel dräut so schwer,
Es deckt mit nächt'gen Schwingen die Lüge Land und Meer.
Los sind des Fleisches Bande! entweihet die Natur!
Die Sitte wie die Schande sind alte Mährchen nur.

Des nackten Bettlers Jammern des Hundes Zahn verhöhnt,
Und aus des Elends Kammern der Fluch des Hungers stöhnt;
Und die in Hoheit schimmern, die dräu'n mit stolzem Blick,
Und die in Schmerzen wimmern, verwünschen ihr Geschick.

Es läßt der Sohn verderben den Leib, der erst ihn barg,
Die Mutter flucht dem Sterben an ihres Kindes Sarg;
Des Neides bleicher Drache die Herzen grimmig hetzt,
Es wird der Dolch der Rache bei Tag und Nacht gewetzt.

Da wird zu grimmem Hassen des Tod's Panier entrollt,
Zum Streite losgelassen das Elend und das Gold;
Weh, weh, welch teuflisch Morden! -- Die Hölle schürt den Streit:
Hyänen sind sie worden. — Weh, weh, die neue Zeit! — —

R. Wie es ein Gespräch in seinem natürlichen Verlaufe stets mit sich bringt, so gerathen auch wir mitunter abseits.

v. N. Wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über.

R. Wir wollen uns deßhalb wieder recht mitten auf den gewiesenen Weg stellen. Damit ich aber, Herr Doctor, Ihre Dankbarkeit von meiner Person gänzlich ablenke, so gedenke ich die erbetene Antwort einen An-

deren geben zu lassen, bei dem ich mich diesen Morgen noch Raths erholte, um für diesen Abend möglichst stark gerüstet zu sein. Ich ahnte, daß mir ein Kampf bevorstände, der schwieriger sei als der bisherige. Die Frage, wie bei einer göttlichen Weltregierung der eine Mensch oder — im Allgemeinen — das eine Geschöpf so väterlich, das andere so stiefmütterlich behandelt sein könne, wird ihrer größeren Schwierigkeit wegen auch eine längere Zeit in Anspruch nehmen, so daß uns diese Abendstunden wahrscheinlich nicht ausreichen werden, um sie allseitig und zu Ihrer gänzlichen Zufriedenheit zu lösen. Ich habe, wie Sie an diesem Buche sehen, einen Vorkämpfer mitgebracht, zwar nicht in figura, doch so, daß wir ihn hören können, ohne hinwiederum von ihm selbst gehört zu werden. Er behandelt die Frage über die Gnadenwahl, wie und warum Gott dem Einen ein größeres Maß seiner Gnaden zukommen lasse, als dem Anderen. Sie sehen, sein Ziel der Rede ist mit dem unsrigen gerade nicht dasselbe, aber doch ein sehr ähnliches. Während er die Seele im Auge hat, kümmert Sie weit mehr oder ausschließlich der Leib, leibliches Wehe und Elend, nicht wahr, Herr Doctor?

D r. Sie sticheln, Herr Rector!

R. Wie so? Gleichwie ich als Geistlicher nie vergessen darf, daß der Mensch aus Seele und L e i b besteht, so werden Sie als Arzt nicht übersehen wollen, daß der Mensch aus Leib und S e e l e besteht; denn ein Arzt, der glaubt, dem Menschen bei jeder Krankheit, z. B. bei der Melancholie der bekannten Dame, mit dem Messer oder mit Pillen allein beikommen zu können, irrt eben so sehr, wie ein Geist-

licher, der zur allgemeinen Regel der Welt nicht ora et labora, sondern lediglich das kniefällige Gebet aufstellen wollte. Das Körperliche ist aber mit dem Geistigen sowohl nach meiner Theologie, als auch nach Ihrer Anthropologie so nahe verwachsen, daß Sie erwarten dürfen, es werde diese Stelle hier dem nicht gar zu fremd sein, was Sie gerade wünschen. Hören Sie, ich greife mitten in eine Abhandlung hinein:

„Was wollen wir also sagen? Wollen wir uns zu jenem Grundgesetze flüchten, welches wir an die Spitze der providentiellen Gesetzgebung gestellt haben: „„Gott ist frei, und alle seine Gaben sind freiwillige““? Es ist wahr, meine Herren, und der Beweis dafür ist Ihnen geliefert worden, Gott schuldet, bevor er etwas versprochen oder gegeben hat, Niemandem etwas; allein sobald es sich um den allgemeinen Plan der übernatürlichen Ordnung handelt, schließt die Freiheit in der göttlichen Intelligenz einen Grund nicht aus, welcher sie bestimmt, und dessen Motiven nachzuforschen wir berechtigt sind. Gott konnte sich auf den einen oder den anderen dieser Plane beschränken, entweder Allen eine gleiche Gnade ertheilen, deren Zuwachs bloß im Verhältnisse zu dem Verdienste oder dem Mißverdienste jedes Einzelnen gestanden wäre, oder er konnte sie auch anfänglich in ungleichen Theilen an die geschaffenen Geister ausspenden und dabei den persönlichen Anstrengungen einen Einfluß auf den weiteren Verlauf der Gnade gestatten. Gott hat sich für den zweiten Plan entschieden, und wir fragen nach dem Grunde davon. Wir fragen nach dem Grunde, weil wir unmöglich annehmen können, Gott habe diese Wahl von ungefähr getroffen, ohne sich selber von seiner Ent-

scheidung Rechenschaft abzulegen. Hat er sich aber Rechenschaft abgelegt, so ist uns erlaubt, mit der Achtung, welche eine beschränkte Intelligenz der höchsten Intelligenz schuldig ist, dem Geheimnisse eines Willens nachzuforschen, der uns so nahe berührt.

„Jedweder Plan nun ist eine Ordnung, und die Ordnung schließt vier Elemente in sich, die ich sogleich angeben will. Zuvörderst die Mehrheit. Denn in der That ist die Ordnung eine Verkettung harmonisch gegliederter Beziehungen, und die Beziehungen setzen Mehrere, mit einem anderen Worte eine Mehrheit, voraus. Und je umfassender, je ausgedehnter, je durchgreifender die Ordnung ist, desto reichhaltiger tritt auch die Mehrheit in ihr auf, mit einem zweiten Elemente jedoch, der Aehnlichkeit nämlich. Denn nur ähnliche Wesen sind in wechselseitige Beziehungen zu treten fähig. Weiter kommt die Mannigfaltigkeit hinzu; denn ohne diese würde die Aehnlichkeit, statt Harmonie hervorzubringen, nur ein kaltes, einförmiges Gewebe erzeugen, welches weder dem Auge des Geistes noch dem des Leibes jene Befriedigung, die aus der Schönheit erwächs't, zu gewähren im Stande wäre. Nehmen Sie in der Natur das schönste der erschaffenen Dinge, die Zeder oder die Rose, den Löwen oder den Menschen, und geben Sie der Welt nur dieses einzige ins Unendliche vervielfältigte Ding, ohne daß an ihm die geringste Verschiedenheit zum Vorscheine käme: ich frage Sie, was wird aus der Schönheit und folglich aus der Ordnung des Universums werden? Nicht einmal mehr eine Ausdehnung werden Sie darin entdecken, und man könnte sagen, die Vielheit verliere sich in der nichtssagenden Menge eines

beständigen Einerlei. Hätten Sie eine Zeder oder Rose gesehen, so hätten Sie alle gesehen, und die Unermeßlichkeit der Natur wäre in ihrem ganzen Bestande nichts als ein dunkler, unmerklicher Punct. Die Mannigfaltigkeit bei der Aehnlichkeit und die Mehrheit erschöpfen indeß den Begriff der Ordnung noch nicht; es fehlt noch das letzte Element, die Einheit. Alle Wesen, welche die Gesammtheit ausmachen, müssen, so fern sie einander auch stehen mögen und trotz des Entgegengesetzten ihrer Gestalt und Bewegung, in ein einziges, mit einem Blicke zu überschauendes Leben zusammengehen; das Mehrfache muß eins, das Einige mehrfach, das Mehrfache ähnlich und verschieden sein, ähnlich, um nach Einheit zu streben, verschieden, um noch mehr danach zu streben; denn die Einheit ist die wechselseitige Durchdringung der Wesen, und die Wesen durchdringen sich eben sowohl kraft ihrer Aehnlichkeit als ihrer Verschiedenheit. „„Schlage mir etwas ab, damit wir Zwei seien,"" sagte ein Alter zu seinem allzu gefälligen Freunde; „„gewähre mir etwas, damit wir Eins seien,"" hätte der Angeredete erwidern können.

„Dies also gehört zur Ordnung: Mehrheit, Aehnlichkeit, Mannigfaltigkeit, Einheit. Was folgt hieraus? werden Sie mir sagen. Was daraus folge? Sie sollen es sogleich sehen. Die Mehrheit verhält sich an und für sich gleichgültig gegen die Gleichheit oder Ungleichheit; sie besteht eben sowohl bei gleichen als bei ungleichen Wesen. Die Aehnlichkeit dagegen fordert schon die Ungleichheit; denn sie ist um so merklicher, je mehr gewisse unterscheidende Schattirungen an den Gegenständen hervortreten. Aber auch zugegeben, daß ähnliche Wesen bei vollkommener Gleichheit von dem Ver-

dienste ihrer Aehnlichkeit nichts verlieren, so verhält sich dies doch nicht mehr so, sobald man zu dem Begriffe ihrer Beziehungen den Begriff ihrer Verschiedenheit hinzufügt. Die Verschiedenheit setzt das Mehr und das Weniger, das Große und das Kleine, das Weite und das Enge, den Bach und den Ocean, den Abgrund des Nichts und den Abgrund der Hoheit voraus. Welche unparteiische Ausgleichung Sie auch immer versuchen mögen, niemals wird der Epheu der Eiche gleichkommen, die er mit seinen zarten Ringen umschlingt; nie wird das an den feuchten Wänden des Felsen sich anheftende Moos dem glänzenden Vogel gleich kommen, dessen Nest es füttert; nie wird das mit Füßen getretene Haidegras die Lilie erreichen, die den Purpur von Tyrus und Sidon beschämt. Die Verschiedenheit erstreckt sich bis auf die Wesen der nämlichen Familie, und die Abweichungen, die sie erzeugt, begründen, ohne die Dieselbigkeit der Natur aufzuheben, gleichwohl merkliche Ungleichheiten. Wie viel mehr wird dies erst zwischen Wesen Statt finden, welche weder die gleiche Beschaffenheit haben, noch zu derselben Art gehören. Hiernach wird es Ihnen schon begreiflich, meine Herren, warum die Ungleichheit einen Theil des Wesens der Ordnung selbst ausmache; aber gehen Sie bis ans Ende, erwägen Sie, daß die Einheit, das höchste und letzte Kennzeichen der Ordnung, ihrem Wesen nach mit der Idee der Hierarchie zusammenhängt, da Alles nur durch Unterordnung zur Einheit gebracht werden kann, und sofort werden Sie die Ungleichheit begreifen, welche jeglicher Ordnung der Dinge wesentlich ist. Von vier Elementen der Ordnung ist ein einziges, die Mehrheit, an sich gegen Gleichheit und Un-

gleichheit indifferent; die drei übrigen fordern die Ungleichheit in steigendem Maße; die Aehnlichkeit ein wenig, die Verschiedenheit mehr, die Einheit noch mehr. Das ist Gesetz.

„Gott nun, welcher die Ordnung ist, kann nichts als Ordnung schaffen. Sei es denn, daß er die Hand ausstrecke, um Welten zu erschaffen oder um Gnaden zu spenden, sei es, daß er die Zeit oder die Ewigkeit zum Rahmen seiner Wohlthaten mache, immer theilt er das Leben nach Zahl, Gewicht und Maß aus, indem er die Engel nach den Seraphim nennt, die Trabanten um ihre Sonnen reiht, die Berge über die Hügel erhebt, die Flüsse zu den Meeren führt, das Eine mit Vorzug vor dem Anderen erwählt, indem er endlich aus unzähligen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten eine einzige Welt für einen einzigen Gott macht. Sein Recht gestattet dies, sein Wille ordnet es an, seine Macht setzt es in Vollzug, seine Vernunft rechtfertigt's, und das Universum, der Inbegriff alles Seienden, verkündet uns allzumal sein Recht, seinen Willen, seine Macht und Vernunft. Bekennen wir denn kühnlich mit dem heiligen Paulus, daß Gott nach einem ersten und ursprünglichen Plane die Ungleichheit der Gnaden gewollt hat, und sagen wir mit ihm: „„Spricht etwa das Werk zu seinem Meister: warum hast du mich so gemacht?““ (Röm. 9, 20.) Denn jegliches Gefäß, selbst dasjenige, welches zu nicht ehrenvollem Gebrauche bestimmt ist, gehört zur allgemeinen Ordnung des Hauses und hat darin, wie seinen Platz, so auch seinen Nutzen. Im Hause der Gnade ist überdies jedes Gefäß ein freies und des Verdienstes fähiges Werkzeug, welches zur Prüfung

die Zeit, zum Ziele die Ewigkeit hat, welches mittels der Tugend seine anfängliche Bestimmung verbessern und zur höchsten Stufe der künftigen Ehre sich erschwingen kann.

„Fassen Sie indessen die vorausbestimmte Ungleichheit noch unter einem anderen Gesichtspuncte ins Auge. Da die Ordnung vermöge der wechselseitigen Durchbringung der Wesen, die sie ausmachen, eine ist, so gehört das, was einem aus ihnen als persönliche Ausstattung gegeben wird, in Wahrheit Allen an. Wenn Gott zuoberst am Firmamente einen Stern leuchten läßt, so geschieht dies, um die Welten zu erhellen; es gibt nur eine Sonne, aber alle Augen sehen sie, und der dunkelste, in die weiteste Ferne des Himmels gerückte Planet empfängt Licht und Wärme von dem bevorzugten Gestirne. Eben so ist es unter uns. Wenn ein Mensch in die Höhe kommt und der Führer seines Jahrhunderts wird, so ist es nicht die Rücksicht auf seinen Ruhm, was ihn aus der Menge emporgehoben, sondern die Rücksicht auf das Volk, dem er geschenkt worden, und das den matten und ungewissen Gang seines Geschickes unter den Schutz seines Genie's stellt. Der Instinct des Volkes irret sich nicht; es begrüßt im Gesetzgeber, der ihm die Gesetze, oder im Heerführer, der ihm den Sieg bringt, das Werkzeug seines Heiles und macht die Erhebung eines Einzelnen zur gemeinsamen und solidarischen Erhebung Aller. Welches Volk hat hierin je einen Mißgriff gethan? Welcher Ostracismus hat nicht früher oder später die berühmten Gebeine ins Vaterland zurückgebracht und ihrem Gedächtnisse geliebte Grabdenkmale errichtet? Die Geschichte eines Volkes ist die Geschichte seiner

großen Männer; es vergißt Alles, ausgenommen sie, und ihrer allein gedenkend, ist es überzeugt, daß es seiner selbst genugsam gedenket. Wie viel mehr wird sich dies in der übernatürlichen Ordnung so verhalten, in jener Ordnung, in welcher die Gesetzgeber Heilige, die Eroberer Apostel, die Bürger Martyrer sind, wo die Selbstverläugnung die Tugenden, die sich über Alle ergießen, vollendet! Da der heilige Paulus bei Damascus unter dem Blitzstrahle seiner Bekehrung niedersank, wollte ihm damals Gott in einer selbstsüchtigen Erwählung die Wahrheit, die Beredsamkeit und den Muth für sich allein geben? O, nein! Die Schrift sagt es uns deutlich genug, Gott sandte ihn zu den Nationen, machte ihn zum Zeugen seiner Auferstehung für Alle, zum blitzenden Schwerte seines Wortes, zum Apostel des Juden, des Griechen, des Römers, des Barbaren, und hatte beschlossen, sein Haupt, nachdem es über die Welt geleuchtet, in einem dem menschlichen Geschlechte ewig sichtbaren Brandopfer fallen zu lassen. Der heilige Paulus war ein Geschenk des Himmels an die wiedergeborne Menschheit, seine Gnade war die Gnade Aller, seine Auserwählung die Auserwählung seines und der künftigen Jahrhunderte. Und hören Sie ihn selbst von diesem großen Geheimnisse reden, er wird Ihnen in seiner großartigen Sprache sagen: „„Gott gibt Jedem die Offenbarung des Geistes zum Nutzen; dem Einen wird durch den Geist verliehen das Wort der Weisheit, dem Anderen aber das Wort der Wissenschaft nach demselben Geiste, einem Anderen der Glaube in demselben Geiste, einem Anderen die Gabe, zu heilen, durch denselben Geist, einem Anderen, Wunder zu wirken, einem Anderen Weissagung, einem

Anderen Unterscheidung der Geister, einem Anderen mancherlei Sprachen, einem Anderen Auslegung der Reden. Dieses alles aber bewirkt ein und derselbe Geist, der einem Jeden zutheilt, wie er will"" (I. Kor. 12, 7 ff.). Und befragen Sie ihn näher um den Grund, so wird er Ihnen sagen: „„Denn gleichwie der Leib Einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obschon ihrer viele sind, doch Ein Leib sind, also auch Christus. Denn durch Einen Geist sind wir alle zu Einem Leibe getauft, Juden oder Heiden, Knechte oder Freie, und alle sind wir mit Einem Geiste getränkt"" (ebendas. V. 12 u. 13). Sie verstehen ihn, er beruft sich, um die Verschiedenheit in Austheilung der Gnade zu rechtfertigen, auf die Einheit und Solidarität der Kirche, und da er die Klage der Selbstsucht, die sich verkürzt glaubt, voraussieht, so setzt er unmittelbar bei: „„Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo wäre das Gehör? Wenn der ganze Leib Gehör wäre, wo wäre der Geruch? . . . . Wenn alle Ein Glied wären, wo bliebe der Leib? Nun aber sind viele Glieder, aber nur Ein Leib. . . . . Und dieser Leib ist der Leib Christi"" (ebend. V. 17, 19, 20, 27).

„Die Gaben Gottes sind persönliche hinsichtlich ihres Empfängers, allgemeine hinsichtlich des Zweckes, den sie erfüllen sollen. Und hieraus erklärt sich der Abscheu, den das menschliche Geschlecht von je her vor dem Neide hatte. Die Menschen achten den Stolz; sie glauben in einem hochfahrenden Wesen das Anzeichen einer Seele zu erblicken, welche sich ihrer Vorzüge bewußt und, um ihre Ehre zu wahren, zu den größten Opfern bereit ist. Ich will nicht untersuchen, bis zu welchem Grade diese Ansicht richtig sei; ich ziehe sie

nur an, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Welt, welche den Stolz achtet, den Neid, der doch eine natürliche Tochter des Stolzes ist, verachte. Der Neid nämlich will, statt seinen Ruhm in seinen eigenen Gaben zu suchen, durch Haß und Verkleinerung der Gaben Anderer sich erheben, und ist deßhalb eine ungerechte, selbstsüchtige, engherzige Regung, die bei der Beraubung Eines Menschen die Beraubung des menschlichen Geschlechtes zum Ziele hat. Der Neid ist die Verschwörung eines Einzigen gegen die Größe Aller, und Alle fühlen das; Alle begreifen, daß er das Licht haßt, weil er nicht selbst das Licht ist, einem Blinden ähnlich, der in das Firmament hinaufzusteigen versuchte, um die Sonne herabzureißen. Welche Entschuldigung kann eine so unvernünftige Leidenschaft für sich anführen, in was für eine Tugend sich hüllen? Mit Fug und Recht also ist sie der allgemeinen Verachtung Preis gegeben; diese Verachtung aber beweis't uns, daß die Ungleichheit in Austheilung der Gnadengaben ein natürliches, billiges, gemeinnütziges, des Menschen, der Welt und ihres Urhebers zumal würdiges Gesetz ist."

So weit erstreckt sich die Entwicklung, in so fern sie, so viel ich habe finden können, auf das Bezug nimmt, was uns beschäftigen soll. Was haben Sie, Herr Doctor, daran auszusetzen?

Dr. Wenn das ganze Buch so durchgeführt ist, dann macht es dem Talente des Verfassers alle Ehre. Offen gestanden, glaubte ich nach Ihren einleitenden Worten eine Predigt hören zu sollen.

R. Sie haben Sich in Ihrer Furcht nicht getäuscht.

Dr. Wie, was? Ist nicht möglich!

R. Aber wirklich. Was ich eben vorlas, wurde noch vor ein oder zwei Jahren auf der Kanzel gesprochen.

Dr. Von wem? Ich bitte, leihen Sie mir das Buch für diese Tage.

R. Von einem Mönch in der groben Kutte.

Dr. Nein! Lacordaire? Conferenzen!

R. Es ist ein Franzose. Ich habe mir seine Werke in der Uebersetzung von Hitzfelder angeschafft, um dadurch vielleicht auch denen dienen zu können, die des Französischen nicht mächtig sind. Mir persönlich ist zwar der Urtext lieber, weil ja nie eine Copie das Original erreichen wird.

Dr. Ist das Ganze so gehalten, wie diese Passage?

R. Nicht allein dieser Band, sondern das gesammte Werk, wovon dieses bloß ein kleiner Theil ist. Kennen Sie es nicht?

Dr. Ich kenne nur den Namen des Verfassers.

R. Ein anderes ähnliches und doch davon ganz unterschiedenes neueres Werk eines ausgezeichneten Franzosen, Nicolas, eines Friedensrichters in Bordeaux, möchte nicht weniger zu empfehlen sein. Es ist betitelt „Philosophische Studien über das Christenthum", hat in wenigen Jahren 8—9 Auflagen erlebt, und wird jetzt von Hester ins Deutsche übersetzt.

v. N. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese oder ähnliche Bücher von Manchen doch wenigstens einmal im Leben gelesen würden, ehe sie es wagen, über Dinge abzuurtheilen, die sie nicht kennen. Man sollte sagen, die Zweifler könnten doch das Eine zum Mindesten niemals übersehen, daß, wenn die christlichen Lehren wahr sind, sie das ewige Todesurtheil dessen enthalten, der durch seine Schuld nicht glaubt. Den-

noch fragt man nicht einmal, ob es Bücher gebe, die den Zweifel lösen.

R. Migne hat in den letzten Decennien 300 sehr dicke Quart-Bände von Vertheidigungsschriften der christlichen Lehren aus allen Jahrhunderten gesammelt und in lateinischer Sprache herausgegeben, auf daß sie in der ganzen Welt verbreitet werden können. Außerdem gibt es für Jeden in seiner Muttersprache derartige Apologieen genug, so daß er vor Gott und seinem Gewissen wohl schwerlich entschuldigt werden kann, falls er den Glauben nicht hat, weil er ihn nicht kennt, und ihn nicht kennt, weil er ihn nicht sucht.

Dr. Wenn die Predigten unseres Herrn Pfarrers auch stets so wären, wie diese Conferenzen hier, dann würden sie von den Gebildeten besser besucht werden.

v. N. Predigt der denn nie so?

Dr. O, bei Leibe nicht!

v. N. Woher weißt du das denn? Hast du sie alle gehört?

Dr. Das eben nicht, ich weiß das ohnehin.

R. Wenn die Predigten Ihres Herrn Pfarrers stets so wären, wie Sie es eben wünschen, dann möchte er wohl ein schlechter Pastor sein.

Dr. Wie so? Ein Mann von solchem Geiste?

R. Ein Mann von solchem Geiste — Lacordaire selbst würde sicher als Pastor zu B... nicht stets so predigen, vielleicht nur selten oder gar nicht.

Dr. Wie verstehe ich das?

R. Ein Pastor ist eben das, was ein grober, aber in einen feinen Rock gekleideter Mensch über mich in C. laut-leise Anderen gegenüber aussprach, und wobei ich dachte, was ein Höherer, als ich, ausrief: „Herr,

verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Er betitelte mich nämlich „Pfaffe". Hätte der Mensch etwas gelernt, wüßte er, was er thäte, dann würde er mich nicht so bezeichnet haben, da dieses Wort eben von p. f. a. f. herkommt, den Anfangsbuchstaben von pastor fidelis animarum fidelium, d. h. also: treuer Hirt der gläubigen Seelen.

Dr. Ja, ja! aber wie hängt das mit meinem Wunsche zusammen?

R. Würde Ihr Pfarrer stets solche gelehrte Apologieen des Christenthums halten, so wäre er weit eher der Bekämpfer der Ungläubigen als der getreue Hirt gläubiger Seelen, abgesehen davon, daß selbst Ihre so genannten Gebildeten zum größten Theil ihn nicht verständen. Wenn Lacordaire von Jahr zu Jahr in der Kirche Notre Dame zu Paris diese Predigten, oder besser Conferenzen, vor einem Auditorium hält, wo Kopf an Kopf oder Schulter an Schulter steht, so hat es seine besondere Bewandtniß. Ich gebe zu, daß Ihr Seelsorger vielleicht eben so wenig, als ich, im Stande ist, der Art zu predigen. Diese Gabe wird aber auch so wenig von Jedem verlangt, als sie Jedem verliehen ist. Viele, sehr viele der besseren Pastoren besitzen sie nicht, ohne deßhalb im Geringsten aufzuhören, treue Hirten zu sein, die ihre gläubige Herde auf eine Weide führen, wo sie nichts Anderes findet, als was sie suchen soll, einfache und schlichte Worte des Evangeliums. Sie sind und bleiben die beste Nahrung für die gläubige Seele, wie das simple tägliche Brod für den gesunden Leib. Wer in Krankheit künstlicher Arznei bedarf, dem wird sie nicht fehlen, wenn er sich danach umsieht. Aber wenn die Herren Aerzte

— welche mich übrigens der Katechismus ehren heißt — unsere Brodbäcker, die keine philosophischen Studien gemacht haben, verdrängen wollen, dann werden sie mich und meine sonst kindlich einfältigen Landleute kennen lernen. Ich befürchte, daß sie dann schlimm wegkommen.

Dr. Ich kann es nur loben, daß Sie es mit Ihren einfältigen Bauern halten.

R. Mir scheint es auch nichts weniger, als ein Beweis gegen die göttliche Weltregierung zu sein, wenn meine guten Pfarrkinder nur einen schlichten Hausmannsverstand und nicht das Talent und das Wissen eines Akademikers haben. So nothwendig dieses — diesen, so zweckdienlich ist jener — jenen. Daß die Talente ganz verschiedenartig ausgetheilt sind, daß der eine fünf, der andere deren zwei, der dritte nur Eines empfängt, ist sehr weise, Herr Doctor, ist sehr gut.

v. N. Weder die Forderung, es solle Alles absolut vollkommen sein, noch auch das Verlangen, es solle kein Grad-Unterschied der relativen Vollkommenheit bei den einzelnen Geschöpfen Statt finden, kann vor dem Richterstuhle der prüfenden Vernunft bestehen. Um auf das Erstere noch einmal zurückzukommen, so wird man unwiderstehlich zu dem Schlusse gedrängt: Entweder muß Gott eine unvollkommene Welt schaffen, oder gar keine. Das ist klar. Aber ließe sich nun nicht fragen, ob es nicht etwa Gottes würdiger und überhaupt besser sei, wenn der Ewige immer und immer für sich allein geblieben wäre? Da gäbe es wenigstens keine Unzufriedenen, die seine Weisheit und Güte lästerten!

R. Aber auch keine Legionen von Engeln und unzählbaren Menschen, die ihn loben und preisen.

v. N. Hier kämen wir wieder auf die fatale Majoritäts-Frage, ob es denn mehr Geschöpfe gibt, die ihn verherrlichen, als die ihn verunehren.

R. Diese gefährliche Klippe wollen wir durch die Behauptung umschiffen, daß ich sage: Ein einziges Lobgebet wiegt unter Umständen hundert Flüche auf. Fünf Gerechte halten ganz Sodoma die Wage. Dazu ist eine zeitweilige Unzufriedenheit des wankelmüthigen Menschen auch noch keineswegs ein Fluch der Hölle. Was meinen Sie, Herr Doctor?

Dr. Es freut mich, ehrwürdiger Herr, daß Sie die Welt nicht trüber, nicht düsterer ansehen, als sie ist.

R. „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!" zur Zeit gesprochen, und wäre es auch in der eilften Stunde, wiegt schwerer in der Wagschale der barmherzigen Gerechtigkeit, als alle Gräuel eines Missethäters, der am Kreuze büßend selbst bekennt: „Wir dulden, was wir verdient haben."

Dr. Die Trostworte, die Sie aussprechen, sind mehr als Alles in der Welt geeignet, ein gläubiges Gemüth, und wäre es niedergebeugt und zu Boden geschlagen, aufzurichten und zu beruhigen.

R. Nicht ich, sondern der Katechismus ist es, Herr Doctor, der sie ausspricht.

v. N. Keiner ist mehr im Stande, ihre heilsame Wirkung zu schätzen, als derjenige, welcher sie an sich selbst erprobt hat. Es gibt Dinge, die lassen sich nicht begreifen, nicht einmal denken, die muß man fühlen.

R. Ja, so ist es.

v. N. Wir wären also mit unserer Untersuchung zu Ende, wenigstens mit der zuletzt aufgeworfenen Frage. Ich zweifle, ob zu der gediegenen Entwicklung des Lacordaire noch ein Wesentliches zuzusetzen sei. Nicht allein widerstrebt es ja der gesunden Vernunft nicht, daß ein Geschöpf vollkommener ist, als das andere, sondern sie verlangt es unabweislich, daß es so ist.

R. Ob die Lösung Jeden befriedigt, weiß ich nicht. Ich für meine Person kann ihr dieses Lob nicht versagen. Uebrigens scheint die Sache doch nach der verneinenden, aber noch mehr nach der bejahenden Seite hin einer weiteren und tieferen Erörterung fähig zu sein.

v. N. Ich wüßte nicht, wie. Wie in einem Heere nicht Alle General sein können, sondern es auch Officiere von verschiedenem Range, und gemeine Soldaten geben muß; wie in einem Staate nicht Jeder ein Fürst sein kann, sondern Einige Minister, Andere Beamte, wieder Andere Ackerbauer ꝛc. sein müssen, so wird auch gewiß, ja, noch weit mehr im großen Weltganzen eine Unterordnung von den Seraphim und Cherubim herab bis zum Wurm im Staube der Erde sich vorfinden müssen, und je mehr sich der Abstufungen vorfinden, desto vollendeter ist das All. Dürfte der Kieselstein klagen, daß er nicht Diamant, der Lehm, daß er nicht Gold, der furchtsame Hase, daß er nicht ein muthiger Löwe, das Thier überhaupt, daß es kein Mensch, der Bürger des Staates, daß er nicht König, der glücklichste der Sterblichen, daß er nicht ein Engel oder gar der ewige Gott sei — dann wäre keine Welt denkbar. So lange die Engel und die Menschen mit dem zufrieden lebten, was sie durch die Weisheit und Güte des Schöpfers waren, ging Alles gut; sobald sie aber

Götter sein wollten, da war der Donner des göttlichen Zornes und des Unheils der Geschöpfe los.

Dr. Das kommt Ihnen wahrscheinlich vor, wie mir bei einer kurzen Reise durch eine der schönsten Rheingegenden. Dort fand ich das herrliche Thal mit den einförmigen, langen und entsetzlich langweiligen Stangen des elektrischen Telegraphen durchzogen. Allen Respect vor dieser großartigen, bewunderungswürdigen Erfindung, die den Funken in einer einzigen Secunde 74,000 Meilen weit laufen und den menschlichen Gedanken eine Raum- und Zeitlosigkeit, also eine Ewigkeit ahnen läßt. Allen Respect davor, muß ich doch gestehen, ich wünschte diesen Apparat weg, oder, gelinder und gnädiger ausgedrückt, ich verwünschte ihn in den Grund und Boden hinein — wie ich auch schon anderwärts die Drähte unter der Erde gefunden hatte. Wenn Sie Sich Alles gleich vollkommen, d. h. gleich lang, gleich dick, gleich gut in allen Beziehungen denken, so bekommen Sie eine sonderbare Welt, voll von nichts als lauter Hopfenstangen.

v. N. Das wäre wahrlich wenig plaisirlich. Und je größer meine Erkenntnißkraft, je länger meine Lebensdauer wäre, desto unausstehlicher würde das Dasein sein, zumal man dann nicht einmal einen Mund hätte, um zu gähnen.

N. Ich denke, wir überlassen die Hopfenstangen-Weltgeschichte denen, die sich näher damit befassen wollen, etwa einem antichristlich-philosophirenden Gelehrten, der sich durch eine neue Speculation berühmt machen will. Ich meinerseits verzichte darauf, sonst möchte sich vor meinem großen Geiste meine reparirte Uhr noch einmal bis auf die Erde in kostspieliger De-

muth verbeugen. Wir wollen dieses Gedanken-Manöver auf sich beruhen lassen, nicht, Herr Doctor?

Dr. Ich bin's zufrieden.

R. Erlauben Sie mir denn eine Bemerkung, die sich an die bisherigen anschließt. Wer die Geschichte der Kirche auch nur ein wenig kennt, dem kann es nicht entgehen, daß ihrer Lehre, wie überall, so auch hier, den Angriffen des Un- und Irrglaubens gegenüber ein sonderbares Loos zufällt: wenn sie einen Feind auf der linken Seite kaum überwunden hat, dann erhebt sich auf der entgegengesetzten ein anderer, der genau das Gegentheil des Geschlagenen vorschützt. Les extrêmes se touchent — die Gegensätze berühren sich — wie der erste und letzte Grad eines Kreises, oder wie auf einem Zifferblatte ein Uhr der zwölften Stunde näher steht, als der sechsten. So gibt es eine Lehre — sie nennt sich Optimismus —, welche im directen Gegensatze zu dem, was wir bisheran bekämpft haben, zu behaupten wagt, daß die vorhandene Welt nicht allein den Vollkommenheiten Gottes nicht widerspräche, sondern daß eben sie die vollkommenste unter all den Welten sei, die eine ewige Allmacht, Liebe und Erkenntniß zu schaffen vermöchte.

Dr. Nun, diese Gegner werden der Kirche nicht viel zu schaffen gemacht haben, wie ich denn auch von einer solchen Ketzerei in meinem Leben noch nie etwas vernahm. Die Erfinder dieser neuen Weisheit würde ich in drei Tagen bekehren, wenn sie sich nur bemühen wollten, mit mir zu den Armen und Kranken zu gehen. Sie waren sicherlich auch einige homines novi, so ein paar Ihrer Privat-Docenten, die auf eine Professur

speculirten und sich durch etwas Neues bemerklich machen wollten.

R. Sie hatten es nicht nöthig, Herr Doctor.

Dr. Sie hatten etwa Geld und waren deßhalb gerade so die Gescheidtesten unter Allen, wie unser Matador — wie?

R. Ich brauche Ihnen nur deren Namen zu nennen, um Sie eines Bessern zu überzeugen.

Dr. Deren Namen wären wirklich allgemein bekannte?

R. Sie mögen selbst entscheiden: Malebranche und Leibnitz.

Dr. Sie scherzen, oder Sie wollen mir auf den philosophischen Zahn fühlen.

R. Malebranche und Leibnitz sind die bedeutendsten Vertheidiger des Optimismus und eben des Optimismus, den ich Ihnen mit einigen Worten zu zeichnen die Ehre hatte. Werden Sie diese großen Philosophen ins Irrenhaus einsperren wollen, wohin Sie dieselben zwar nicht als Arzt, wohl aber als Denker zu verweisen auf gutem Wege waren?

Dr. Ja, der Ansicht war ich allerdings weit eher, als sie auf die Höhe des Ruhmes zu heben, auf der sie glänzen werden, so lange die Welt steht.

R. Eben diese behaupten, die Welt, wie wir sie sehen, sei die allerbeste, die es geben könne.

Dr. Es ist unbescheiden, zweifelnd zu fragen, ob's an dem sei; indessen, Herr Rector, Sie haben doch nicht im Sinne, mir durch ein Wortspiel eine Verlegenheit zu bereiten?

R. Ganz so ist es, wie Sie meine Worte verstan-

den und ich sie ausgesprochen habe. In dieser Angabe irre ich nicht.

Dr. Darauf weiß ich nicht, was ich sagen soll.

R. Diese Denker, die unter allen Philosophen gewiß einen hohen Rang einnehmen, speculirten also: Gott ist als das höchste — mithin auch in seiner Freiheit vollkommenste — Wesen frei, eine Welt zu schaffen oder auch nicht. Damit stimmen sie mit der heiligen Schrift überein, welche sagt, daß „Gott Alles gemacht habe wegen seines Willens“, oder, wie der h. Augustinus erklärend hinzufügt: „Mit dem freiesten Willen hat Gott gemacht, was er immer gemacht hat.“ — Entschließt er sich aber zur Schöpfung, urtheilten jene Optimisten weiter, so muß er nothwendig die vollkommenste wählen, diejenige, welche seiner am würdigsten und somit am geeignetsten ist, seine Herrlichkeit zu offenbaren. — In so fern treffen dieselben mit Ihren eigenen Ansichten zusammen, wie Sie früher sie bezeichneten. Dabei bleiben diese Gelehrten aber nicht stehen, sondern suchen auch auf eine geistreiche Weise darzuthun, daß diese Welt, die wir bewohnen, trotz alles Bösen und Uebels die gotteswürdigste und die vollkommenste sei. Unsere Welt sei die beste, die gedacht werden könne.

Dr. Wie ist es möglich, Herr Rector, daß so große Philosophen in so offenbare Irrthümer verfallen können?

v. R. Das magst du denen sagen, die sich in ihrer Philosophie eine unantastbare Unfehlbarkeit zutrauen und noch obendrein keine Malebranche und Leibnitz sind, ja, ihnen die Schuhriemen aufzulösen, nicht für würdig erachtet werden dürfen.

Dr. Sie in diesem Puncte zu widerlegen, muß doch den Vertheidigern der Kirchenlehre ein Leichtes gewesen sein, da ja das Elend der ganzen Welt sie überschreit.

R. Und doch bedurfte es dazu Männer, die als würdige und ebenbürtige Gegner den Kampf aufnehmen konnten: Bossuet und Fenelon, letzterer namentlich setzte mit seinem anerkannter Maßen großen metaphysischen Talente unter anderen das Argument entgegen: Wenn Gott wirklich sich zum Vollkommensten entschließen muß, dann ist er auch nicht mehr frei — wie doch Malebranche und Leibnitz an die Spitze stellen —, die Welt zu erschaffen oder nicht. Dann muß Gott die Welt schaffen; denn das Nichtsein dieser Welt ist doch nicht vollkommener, als ihre Existenz. Die Welt, die wir vor uns haben, ist doch besser, vollkommener, als gar keine.

Dr. Das ist schlagend; obgleich ich augenscheinlichere Argumente hätte beibringen können.

R. Bedenklicher noch, als die innere Unhaltbarkeit dieses Optimismus, sind seine consequenten Folgerungen. Wenn Gott in der That nichts Vollkommeneres sollte schaffen können, als was er wirklich geschaffen hat; wenn das Wirkliche bei ihm nur möglich ist: dann geräth man unabweislich in den Pantheismus, in die Lehre einer mit Nothwendigkeit von Ewigkeit her aus Gott emanirenden Weltentwicklung, wie sie bei griechischen Philosophen und später bei Spinoza und ähnlichen angetroffen wird.

v. N. Das ist klar. Ein Haar breit vom Katechismus, und Gott ist vernichtet. Ein noch so kleiner Winkel zwischen zwei geraden mathematischen Linien führt beide durch gehörige Verlängerung zu einem Ab-

stande von Millionen Meilen. Das ist der fürchterliche Ernst des Kleinkinder-Katechismus in der Hand der größten Denker. Alles oder Nichts. Dieser kleine Katechismus ist kühn und intolerant bis aufs Jota. Er spielt va banque mit den Irrthümern und Leidenschaften der ganzen Welt. Das Wunder aller Wunder erkenne ich darin, daß er allein über dem Ruine der untergegangenen Völker und über dem Grabe der verschwundenen philosophischen Schulen 1800 Jahre Stand hielt und zusehends gewann. Der Mensch muß das anerkennen oder auf Consequenz und Vernunft verzichten.

Dr. Ich stimme dem vollends bei. An ein Accordiren mit dem Katechismus ist nicht zu denken. Die Geschichte gibt Zeugniß. Wie ich gesehen habe, trennte die griechische Kirche von der römisch-katholischen nur ein oder der andere wesentliche Glaubenspunct. Diese gab aber lieber sechszig Millionen Menschen Preis, als daß sie dieselben mit dem Opfer eines einzigen Dogma gewinnen wollte. Es liegt etwas Großartiges in dieser Intoleranz, so lange sie sich auf den Irrthum und nicht auf die irrenden Personen bezieht.

R. Wie es eben dieser intoleranten Lehre gemäß sein muß; denn „den Irrthum sollst du hassen, den Irrenden aber lieben", bemerkte vorher schon der Herr Baron mit den Worten des h. Augustinus.

Dr. Auch das muß ich gestehen: unsere heutigen Pantheisten, deren ich manche aus ihren Schriften kenne, haben kein Christenthum, keinen persönlichen, lebendigen Gott, mögen dieselben noch so fromm seinen Namen tausendmal aussprechen und bei der oft religiös begeisterten Betrachtung der schönen Natur von einem herrlichen Berge herab vor der aufgehenden

Sonne auf die Kniee sinken, oder die Gottheit in einem wachsenden Grashälmchen in stolzer, sich selbst vergötternden Demuth-Hülle anbeten.

R. Sie beurtheilen diese „Stunden der Andacht" pantheistischer Weltanschauung richtiger, als viele phantastische Beter, die, in dem Zerrbilde einer unchristlichen Frömmelei sich verlierend, an den anerkannt besten, weil kindlich einfachen Kerngebeten keinen Geschmack mehr finden.

Dr. Während ich die Verirrungen des Verstandes in der Behauptung des Optimismus an einem Malebranche und Leibnitz nicht begreife, kann ich von dem Anrechte des menschlichen Herzens nicht loslassen, das, wie mir früher einmal zur ungelegenen Zeit bemerkt wurde, in menschlichen Dingen ein Wörtchen mitsprechen darf.

v. N. Spricht das Herz denn noch stärker, als der Verstand, gegen die Lehre, daß die gegenwärtige Welt die vollkommenste sei?

Dr. Glauben Sie nicht? Hat man denn noch nie in seinem Leben das furchtbare Elend in den Spitälern großer Städte mit angesehen und, was mehr ist, mit gefühlt? Von dem Arzte sagt man, daß er — selbst gesund —, unter den Kranken lebend, gegen das Leiden seiner Mitmenschen abgestumpft werde. Das mag zum Theil wahr sein; aber ich gestehe, daß mein Herz blutete, als ich unlängst in einem großen Hospitale einen Flügel voll alter Leute sah, die, wie ein armer Lazarus den reichen Prasser, so den unendlichen Raum fast vergebens um eine Mundvoll Luft von Secunde zu Secunde anflehten.

In einem anderen Theile des gewaltigen Gebäudes

sah ich unschuldige Kinder, die von der Natur stiefmütterlich — was sage ich? wie von einer Rabenmutter, als Ausgeburten des Elendes ins Dasein geworfen wurden, nicht um hier den frühen Tod, ihr einziges Glück, sondern um ein Leben zu finden, das nicht Tod, nicht Leben, sondern ein jahrelanges, röchelndes Sterben ist.

Wieder anderwärts stieß ich auf lebende Leichen in der sogenannten Blüthe ihrer Jahre. Da müßten Sie sehen, wie diese sich über die langen Gänge auf ihren schwankenden, ausgedörrten oder gar hölzernen Beinen umherschleppen. Den Tag über sehnen sie sich mit Schmerzen nach der Ruhe des Abends, und in den schlaflosen ewigen Nächten seufzen sie hundertmal: Kommt dann der Morgen noch nicht? Aus ihren hohlen Augen spricht wie mit Geisterstimme: „Nein, diese Welt ist nicht die beste!“

Ich sah wiederum in einem anderen Flügel-Gebäude, wie ein noch gräßlicherer Würgengel sein verheerendes Lager aufgeschlagen hatte und alle, die darin, wie in einem Rettungshafen, Zuflucht suchten, erbarmungslos und unerbittlich gefangen hielt, um sie mit eiternden Geschwüren so lange zu plagen, bis sie einem Menschen nicht mehr ähnlich sind. Dort fand ich viele Unglückliche von einer Fäulniß angefallen, welche, einem nagenden Wurme gleich, oft an der äußersten Spitze einer Zehe oder dem Nagel des Fingers anbeißt, im Fleische fortwühlt und schrecklich, schrecklich langsam dem gesunden Herzen todbringend näher rückt oder mit brennendem Schmerze bis ins Mark der Knochen einfrißt.

Sie hätten mit mir, meine Herren, einer oft vor-

kommenden Amputation beiwohnen müssen. Sie würden dann als Laien noch mehr, denn ich, gefühlt haben, was es heißt, wenn Aerzte, Wohlthäter der Leidenden, einen Menschen in seinem dreißigsten Jahre an allen Gliedern auf eine Bank festschnallen, ihm mit Messern, auf deren einer Seite Tod, auf der anderen elendes Leben geschrieben steht, sich nahen, um ihm ein ganzes Bein aus der Pfanne des Beckenknochens herauszuschneiden.

v. N. Das Elend in den Spitälern ist groß, sehr groß. Aber trotz allem dem finden sich unter diesen Unglücklichen manche, die weniger klagen und gläubiger auf die Fürsehung bauen, als wir in weit günstigeren Verhältnissen.

Dr. Sie erinnern mich, Herr v. N., durch Ihre Bemerkung an eine Scene, die ich nicht, Ihnen am wenigsten, meine Herren, zum Schauder, wie zur Erbauung und zum Troste vorenthalten kann. Ein Arzt des Spitals, mein Freund und Studien-Genosse, führte mich an eine Thür mit den Worten: „Willst du den glücklichsten Kranken sehen, der unter diesen Dächern liegt und sich des Daseins freut?" Ich sprach: Wo immer in der Welt du mir einen glücklichen Menschen zeigen kannst, o, versäume es nicht, am wenigsten in diesen Mauern, wo die Wände selbst nur von Elend und Tod zu erzählen wissen. Er öffnete — Pesthauch athmete das ganze Zimmer, und doch befand sich nur Eine Kranke auf demselben. An ihrem Leibe fraß der Krebs immer weiter um sich. Der Tod lag also neben ihr, ihr Vertrauter bei Tag und in der Mitternacht. Sie blickte uns mit schönen, klaren Augen an und lachte. Denken Sie Sich, die lachte! Ich irre nicht.

Nein, meine Herren, ich habe mich nicht versehen. Das freundlichste Lächeln des unschuldigsten Kindes schwebte fort und fort auf ihren weißen Lippen und spielte besonders anmuthig in den zarten Zügen ihres weiblichen Heldengesichtes, so oft sie auf einzelne Fragen antwortete. Und doch bestanden ihre Schätze der Erde in nichts, als in einem zierlichen Crucifixe, das ihr ein jüdischer Arzt zum Geschenke gemacht hatte, in einem daran hangenden Rosenkranze mit dicken Körnern, in einem Gebetbuche mit Goldschnitt und einer Menge bunter Heiligen-Bildchen, die an der Wand klebten — Alles Andenken an einzelne Personen, die sie in der Krankheit besucht oder in ihrem früheren Leben gekannt hatten. Ha! — die lachte! Sie lächelte uns noch ein Lebewohl nach, als wir uns entfernten. Während mein College sich vor der Thür umdrehte, um dieselbe zu schließen, bemerkte er, wie ich verlegen meine Augen mit dem Taschentuche trocknete. „Schäme dich deiner Thränen nicht, Wilhelm," lispelte er mir mit Rührung zu, „sie sind nicht die ersten, die auf diese Schwelle fielen." Wer ist sie, Albert? fragte ich mit Theilnahme beim Weitergehen. Sie scheint ja kaum 27 Jahre zu zählen. Ist das ein Mensch oder ein Engel? „Ich weiß es nicht, Wilhelm!" war die Antwort; „sie ist eine barmherzige Schwester, die Anderen nach Kräften das Leben zu erhalten oder wenigstens zu erleichtern gesucht und für sich den nahen Tod zum Lohn davon getragen hat."

v. N. Diese Erzählung rührte mich bis zu Thränen.

Der Geistliche biß sich auf die krampfhaft zitternde Unterlippe, als wollte er sich das Blut

heraussaugen, während Wilhelm sich ans Fenster stellte und in die halb dunkle Mondschein-Landschaft hinaus sah. Da entfernte ich mich und kam erst nach einer längeren Pause wieder. Mit zwei Büchern in der Hand sprach ich:

Nein, der liebe Gott hat gewiß eine bessere Welt in seiner unendlichen Weisheit und Güte schaffen können, als die ist, in der wir ein kurzes Dasein fristen.

R. Doch wie tröstlich ist der Gedanke, daß wir in einer Zeit leben, die sagen darf: „Das ganze Heidenthum, selbst das gebildetste in Athen, hat nicht ein Hospital, nicht eine einzige barmherzige Schwester aufzuweisen."

v. N. Die ergreifende Schilderung der Erfahrungen deines Lebens versetzte mich unwillkürlich in die Gräuel des Krieges, wie sie der verstorbene Bekannte meines seligen Vaters, der Graf Joseph de Maistre, in seinen Abendstunden von St. Petersburg darstellt, dessen interessantes Werk ich genau kenne. Vernehmen Sie gütigst folgende Stelle:

„Bemerken Sie überdies, daß dieses schon an sich so furchtbare Gesetz des Krieges doch nur erst Ein Capitel des allgemeinen Gesetzes ist, welches auf der Welt lastet.

„In dem weiten Reiche der lebenden Natur herrscht eine offenbare Gewaltsamkeit, eine Art vorgeschriebener Wuth, die alle Wesen zum wechselseitigen Untergange (in mutua funera) gegen einander waffnet: sobald Sie aus dem Reiche des Gefühllosen heraustreten, sehen Sie die Verurtheilung zu gewaltsamem Tode schon an den Gränzen des Lebens geschrieben stehen. — Schon in dem Pflanzenreiche fängt man an, das

Gesetz zu fühlen: von der ungeheuren Catalpa bis zum niedrigsten Grase, wie viele Pflanzen sterben, und wie viele werden getödtet! Sobald Sie aber in das Thierreich eintreten, erscheint das Gesetz auf einmal in furchtbarer Evidenz. Eine zugleich verborgene und fühlbare Macht zeigt sich ohne Unterlaß beschäftigt, das Lebens-Princip durch gewaltsame Mittel bloßzustellen. In jeder der großen Abtheilungen des Thierreiches hat sie eine gewisse Anzahl von Thieren ausgewählt und beauftragt, die anderen aufzufressen; so gibt es Raub-Insecten, Raub-Würmer, Raub-Vögel, Raub-Fische und Raub-Säugethiere. Es gibt keinen Augenblick seines Daseins, in dem das lebende Wesen nicht von einem anderen aufgezehrt würde. — Ueber alle diese zahlreichen Gattungen von Thieren ist der Mensch gesetzt, dessen zerstörende Hand nichts verschont von allem, was da lebt; er tödtet, um sich zu nähren; er tödtet, um sich zu kleiden; er tödtet, um sich zu schmücken; er tödtet, um anzugreifen; er tödtet, um sich zu vertheidigen; er tödtet, um sich zu unterrichten; er tödtet, um sich zu vergnügen: er tödtet, um zu tödten: ein stolzer und furchtbarer König, braucht er Alles, und nichts widersteht ihm. Er weiß, wie viele Tonnen Thran ihm der Kopf des Hai- oder des Pottfisches geben wird; seine feine Nadel heftet auf die Korktafeln der Museen den niedlichen Schmetterling, den er auf dem Gipfel des Mont-blanc oder des Chimborasso im Fluge erhascht hat; er stopft das Krokodil aus, er balsamirt den Colibri; auf seinen Wink muß die Klapperschlange in der erhaltenden Flüssigkeit sterben, die sie den Augen einer langen Folge von Beobachtern unversehrt zeigen soll. Das Pferd, das sei-

nen Herrn auf die Tigerjagd trägt, brüstet sich stolz unter dem Felle desselben Thieres; der Mensch verlangt Alles auf einmal: von dem Lamme sein Eingeweide, um eine Harfe tönen zu machen; von dem Wallfische seine Barden, um die Schnürbrust der Jungfrau zu halten; von dem Wolfe seinen mörderischsten Zahn, um die leichten Erzeugnisse der Kunst zu poliren; von dem Elephanten seine Waffen, um ein Kinderspielwerk daraus zu formen: seine Tische sind mit todten Körpern bedeckt. Der Philosoph kann sogar entdecken, wie dieses immer fortgehende Schlachten in dem großen Ganzen vorgesehen und geordnet ist. Soll nun aber dieses Gesetz bei dem Menschen still stehen? Nein, gewiß nicht. Doch welches Wesen soll den vernichten, der sie alle vernichtet? Er selbst. Es ist dem Menschen aufbehalten, den Menschen zu erwürgen. — Wie wird er aber das Gesetz erfüllen können, er, der ein sittliches und mitleidiges Wesen ist; er, der geboren ist, um zu lieben; er, der über Andere weint, wie über sich selbst; er, der ein Vergnügen darin findet, zu weinen, und sich noch Dichtungen erfindet, wodurch er sich Thränen erweckt; er endlich, dem erklärt worden ist, daß auch der letzte Tropfen ungerechter Weise vergossenen Blutes von ihm werde gefordert werden? Der Krieg ist es, der das Urtheil vollstrecken wird. — Hören Sie nicht, wie die Erde schreit und Blut verlangt? Das Blut der Thiere genügt ihr nicht, auch nicht das Blut der Schuldigen, welches von dem Schwerte der Gesetze vergossen wird. Träfe die menschliche Gerechtigkeit sie alle, so würde es keinen Krieg geben; allein nur eine kleine Anzahl derselben vermag sie zu erreichen, und selbst diese verschont sie oft

noch, ohne zu ahnen, daß ihre grausame Menschlichkeit dazu beiträgt, den Krieg nöthig zu machen, besonders wenn eine andere nicht minder dumme und nicht minder unheilvolle Verblendung zu derselben Zeit daran arbeitet, die Sühnung in der Welt auszurotten. — Die Erde hat nicht vergebens gerufen: der Krieg entflammt sich. Plötzlich ergriffen von einer göttlichen Wuth, der Haß und Zorn fremd sind, eilt der Mensch nach dem Schlachtfelde, ohne zu wissen, was er will, noch was er thut. — Was ist nun dieses schreckliche Räthsel? Nichts ist seiner Natur mehr entgegen, und nichts ihm weniger zuwider: mit Begeisterung thut er, was er verabscheut. — Haben Sie nie bemerkt, daß auf dem Felde des Todes der Mensch niemals den Gehorsam versagt? Er kann wohl einen Nerva oder Heinrich IV. morden; aber der verabscheuenswürdigste Tyrann, der unverschämteste Menschenschlächter wird dort nie das Wort hören: Wir wollen dir nicht mehr dienen. Eine Empörung auf dem Schlachtfelde, eine Uebereinkunft, sich, einem Tyrannen entsagend, friedlich zu umarmen, ist eine Erscheinung, wovon mein Gedächtniß kein Beispiel darzubieten hat. Der Macht, die den Menschen ins Gefecht treibt, widersteht nichts, vermag nichts zu widerstehen; ein unschuldiger Mörder, leidendes Werkzeug einer furchtbaren Hand, stürzt er sich blindlings in den Abgrund, den er selbst gegraben; er gibt und er empfängt den Tod, ohne zu ahnen, daß er es ist, der den Tod gemacht hat.

„So geht, von der Milbe bis zum Menschen, ohne Unterlaß das große Gesetz der gewaltsamen Zerstörung aller lebendigen Wesen in Erfüllung. Die ganze Erde,

immerfort mit Blut getränkt, ist nur ein unermeßlicher Altar, auf welchem alles, was lebt, ohne Ende, ohne Maß, ohne Unterlaß, bis zur Vollendung der Dinge, bis zur Vertilgung des Bösen, bis zum Tode des Todes, geopfert werden muß. —

„Doch den Menschen muß der Fluch mehr direct und sichtbar treffen: wie die Sonne umzieht der Würgengel diesen unglücklichen Erdball, und läßt eine Nation nur ausruhen, um andere zu schlagen. Haben aber die Verbrechen, und besonders die Verbrechen einer gewissen Art, sich bis zu einem vorbezeichneten Grade gehäuft, dann beschleunigt der Engel seinen unermüdlichen Flug über alle Maßen. Wie die brennende Fackel, die man im Kreise schwingt, macht ihn die unermeßliche Schnelligkeit seiner Bewegung auf allen Puncten seiner furchtbaren Bahn zu gleicher Zeit gegenwärtig. Er schlägt in einem und demselben Augenblicke alle Völker der Erde; ein ander Mal wirft er sich, als Ausführer einer genau angemessenen und unfehlbaren Rächung, auf gewisse Nationen und badet sie im Blute. — Erwarten Sie nicht, daß dieselben irgend eine Anstrengung machen werden, um ihrem Urtheile zu entgehen oder dasselbe abzukürzen. — Man glaubt jene großen Schuldigen zu sehen, die von ihrem Gewissen erleuchtet ihre Strafe verlangen, und sie annehmen, um darin Sühnung zu finden. So lange ihnen noch Blut übrig bleibt, werden sie es darbieten; und bald wird eine sparsame Jugend sich von den verödenden Kriegen erzählen lassen, welche die Verbrechen ihrer Väter erzeugt hatten."

R. Nein, meine Herren, eine Welt, deren Geschichte gleichsam mit Menschenblut geschrieben und nach gewissen Geschichtsbüchern fast nichts weiter ist, als eine

Reihe von Kriegen der Völker und der Städte, und von Streitigkeiten bis in die Familien herab, eine solche Welt ist wahrhaftig nicht die beste.

v. N. Die Furchtbarkeit des Kampfes habe ich nirgend schöner dargestellt gefunden, als in dem Gedichte, das „Die Schlacht" überschrieben ist. Ich habe es zwanzigmal gelesen, so gut wie einmal, und doch finde ich es stets neu genug, um es abermals zu hören. Wenn's beliebt?

R. Wir bitten, enthalten Sie es uns nicht vor, da Sie bereits nachgeschlagen haben.

v. N. Ich lese:

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Commando.
Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth,
Was blitzt dorther vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig, hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;

Wie brauſ't es fort im ſchönen wilden Tact!
Und brauſ't durch Mark und Bein.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!
Schon fleucht es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſ't von Heer zu Heer,
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.
Der Tod iſt los — ſchon wogt der Kampf,
Eiſern, im wolkigen Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich,
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, Viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartätſche,
Auf Vormanns Rumpf ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.
Die Sonne löſcht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „„Grüße mein Lottchen, Freund!""
Wilder immer wüthet der Streit!
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden! ſeht,
Hinter uns wie die Kartätſche ſpringt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlummre ſanft, wo die Kugelſaat
„Regnet, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein."

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horcht, was strampft im Galopp vorbei,
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt! —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang,
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Ein Bedienter, der schon seit einer Weile an der Thür stand, meldete, daß das Essen bereit sei. Indem ich auf die Uhr sah, mußte ich verwundert fragen:

v. N. Schon Neun? wie ist es möglich? Wie unvollkommen ist doch die übrigens so schöne Welt, weil die Zeit ihrer Bewohner so windschnell vorübereilt!

R. Und die Menschen, die Kronen der Schöpfung, an die Speisen und damit an die Erdscholle gebunden sind, so gut, wie das gemeinste Thier.

Dr. Ja darüber ließe sich noch gerade zu dieser Stelle ein wichtiges Capitel anschließen, welches man „Die Hungernden" überschreiben dürfte.

R. Doch wir werden abbrechen müssen, denn das Capitel würde lang sein. Wir haben des Elendes genug. Möchte das nur jeder bedenken, der helfen kann,

und sich dabei an das göttliche Mitleid erinnern, welches spricht: „Alles, was ihr dem geringsten meiner Brüder um meinetwillen werdet gethan haben, das habet ihr mir gethan.“ So oft mir diese Worte in den Sinn kommen, denke ich an eine äußerst brave, aber sehr arme Familie, die mehrere Meilen von hier entfernt wohnt. Kännten doch Alle deren Tugend und Elend, es würde sich gewiß noch ein Reicher finden, welcher sich ihrer annähme. Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als wenn Jemand bei seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode durch ein Testament dieser Familie an einen Acker verhälfe, worauf sie ihre nothdürftigsten Nahrungsmittel gewinnen könnte. Das Geld, welches man vielleicht in kurzer Zeit ohne Noth verausgabt, würde hinreichen, das Uebermaß der Armuth zu beseitigen. Jeden Abend, deß bin ich überzeugt, würden der fleißige und sparsame Vater, die schwachsinnige Mutter und alle Kinder auf den Knieen ein Vater unser für den Wohlthäter beten. Gäb's einen schöneren Lohn, einen höheren Genuß?!

Dr. Sind diese Armen denn ohne Unterstützung?

R. Das nicht. Es wird gesorgt, aber nicht geholfen. Die betreffenden Wohlthäter sind bei allseitigen Ansprüchen genöthigt, ihre Almosen unter viele Bedürftige zu theilen.

v. N. Darf ich bitten, meine Herren?

R. Wir folgen. Wie Jeder von Ihnen aus seinem Leben interessante Mittheilungen zu einem und demselben Zwecke machte, so hatte auch ich vor, Bemerkungen über das anzuknüpfen, was mir so nahe liegt. Ich meine den fürchterlichen Kampf des Geistes und des

Fleisches, der heißer sein kann, als ein mörderischer Angriff der bewaffneten Feinde auf offenem Felde.

Ich wollte auf das innere Elend hinweisen, das manchmal sich schauderhafter gestaltet, als ein Leiden in den Hospitälern. Es gibt nämlich ein doppeltes Gesetz im Menschen, das Gesetz des Geistes und das des Fleisches, die sich stets widerstreben und worauf der Dichter sich bezieht, wenn er sagt:

„Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, der sich selbst bezwang."

Nun, es mag diese Sache auf sich beruhen bleiben.

v. N. Siehst du, Wilhelm, da sind wir wieder in einem wichtigen Puncte vollends einig; nicht wahr?

Dr. Sie denken an die Wahrheit, daß diese Welt keinen Optimismus an der Stirn trägt?

R. Durch Gedanken-Austausch findet sich manches in Uebereinstimmung, was oft in nichts zu harmoniren scheint.

v. N. Wenn ich bitten darf, meine Herren, so lassen Sie uns gehen.

V.

Als der Herr Rector am folgenden Tage in mein Zimmer getreten war, wo er auch Wilhelm traf, sprach er nach gegenseitiger Begrüßung:

R. Ich habe leider mein Versprechen nicht gehalten, Sie diesen Morgen zu besuchen, wie ich ihnen gestern Abends beim Abschiede zugesagt hatte. Sie werden entschuldigen; es war nicht möglich. Der Bote hat doch die Anzeige davon gemacht?

v. N. Wir können Ihr Ausbleiben nur bedauern, entschuldigen nie und nimmer.

Dr. So streng, Herr Baron?

v. N. Wo sich keine Schuld vorfindet, kann von einer Entschuldigung nicht die Rede sein.

Dr. Ja, so, ganz recht. Sie waren auf dem benachbarten Dorfe, nicht wahr?

R. Ich hatte kaum die schriftliche Bitte des Pfarrers von W . . . gelesen, worin er mich ersuchte, für einige Tage vorkommenden Falles seine Stelle zu vertreten, als ich auch schon eiligst zu einem Kranken gerufen wurde.

Dr. War Gefahr da?

R. Mehr als Gefahr; denn ich fand den Mann todt.

v. N. Das ist traurig. Der Herr Pfarrer wird bei seiner Rückkunft diesen Fall höchlich beklagen und wünschen, nicht ausgegangen zu sein; denn er ist pflichttreu und besorgt.

R. Wenn der Mensch in Allem, also auch in der Erkenntniß, vollkommen wäre und in Allwissenheit die Zukunft vorhersähe, dann würde mein Herr Confrater gewiß nicht abgereis't sein, um dem Begräbniß seines Bruders beizuwohnen. Er würde die Todten die Todten haben begraben lassen, um den Lebenden vor dem Sterben beizustehen.

Dr. Sie häufen die Worte von Tod und Sterben so, daß ich unwillkürlich mit meinen Gedanken in das ganze Elend der Menschheit zurückversetzt werde, welches bei unseren letzten Besprechungen der Gegenstand unseres gemeinsamen Mitleidens war, und — Herr Rector?! . . . .

R. Und was und?

Dr. Eine etwas massive Unvollkommenheit der Welt bildet, bei welcher Sie, trotz aller Siege auf dem Felde der menschlichen Uneinigkeit und Unvollkommenheit, wohl schwerlich einen Triumph feiern werden.

R. Sie werden wohl nicht behaupten, daß es mir je in den Sinn gekommen ist, mit den angeführten Gründen alle Einwürfe beseitigen zu wollen. Ich habe nur gesagt, daß durch dieselben vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Erfahrung viele, sehr viele — keineswegs aber alle Uebel schwinden, wenn dieselben scheinbar als Beweise gegen eine göttliche Fürsehung auftreten.

Dr. Sie geben also selbst zu, daß diese Beruhigungen keine befriedigenden Antworten sind.

v. N. Befriedigend allerdings, Wilhelm, in tausend Fällen, nur nicht in jedem einzelnen.

R. So meine ich. Wo dieselben nicht ausreichen sollten, da wird es wahrhaftig nicht an anderen fehlen, und zwar an solchen, die, obgleich die angeführten nicht leer und nicht zu verwerfen sind, ungleich stärker, ungleich triftiger erscheinen müssen.

Dr. An solchen thut es noth. Ich bestreite die vorgebrachten nicht, aber seit gestern bis heute genügen sie mir eben so wenig, als früher. Je mehr ich über die tausendfach verschlungenen Krankheiten, Leiden, Uebel aller Art, wie wir sie gestern vor dem Abendessen und zum Theil noch während desselben namhaft machten, reiflich nachdenke, desto weniger finde ich in Ihren, übrigens nicht zu verachtenden, Antworten den rettenden Faden, der meine Zweifel aus dem Labyrinthe des menschlichen Elends hinausführen könnte. Zeigen Sie mir gütigst den Ausgang, wenn Sie ihn kennen.

R. Ich habe Ihre furchtbaren Schilderungen des Druckes, der auf der Menschheit lastet, nicht unbeachtet gelassen. Sie beschäftigten mich sogar während der ganzen Nacht. Mit geschlossenen und dennoch wachenden Augen lag ich lange in meinem Bette und ging in Gedanken mit Ihnen durch die labyrinthischen Gänge des Hospitals, und mit Ihnen, Herr Baron, in den Pulverdampf und den Kugelregen des Krieges. Wie blutige Gespenster sah ich bei der nächtlichen Weile, die bekanntlich einer aufgeregten Phantasie leicht die Geister hervorzaubert, alle Ihre lebendigen und todten Leichen. So hörte ich eilf, zwölf und ein Uhr schlagen. Dann schlief ich ein, nicht sowohl um

süßen Schlafs zu ruhen, als vielmehr um mich fort und fort mit den angeregten Bildern abzumühen.

Dr. Ich bedaure, Ihnen die Ruhe benommen zu haben, deren Sie bedürfen.

R. Ich bin Ihnen vielmehr dankbar. Der Werth, mit dem Unglücke Anderer etwas bekannt und vertraut zu werden, wiegt mehr als eine Nachtsruhe auf. Hier in unserem Dörfchen lernen wir es nicht so kennen, wie in den großen Städten, wo sich neben das Uebermaß des zeitlichen Wohlstandes die bittere und trübe Hefe des Unglücks in Masse ablagert.

Dr. Was für eine Antwort haben Sie Sich denn in Ihren Nachtgedanken gegeben, Herr Rector?

R. Keine, Herr Doctor, gar keine, so viel ich weiß. Die feurigen Gedanken waren so stark, daß ich mich weit mehr passiv durch dieselben leiten ließ, als daß ich selbstthätig sie dahin lenkte, wohin ich wollte.

Dr. Sie scheinen in Ihren Gefühlen leicht erregbar zu sein.

R. Ich war es seit meiner Kindheit und bin es noch weit mehr in meinem jetzigen, etwas kränklichen Zustande. — Zu ruhigem Ueberlegen gelangte ich erst am Morgen, und die Fürsehung hat mir den Weg gewiesen, um einen denkenden Menschen in den Irrgängen des Zweifels beim Anblicke der Thränen unglücklicher Geschöpfe sich in etwas zurechtfinden zu lassen.

Dr. Den möchte ich kennen.

R. Sie wissen, daß ich diesen Morgen nicht, wie ich mit Besorgniß wünschte, einen kranken, sondern einen todten Menschen antraf. Man hatte ihn im Walde gegen sieben Uhr gefunden. Ohne genau zu

prüfen, ob er noch lebe oder nicht, lief man, um ärztliche und geistliche Hülfe zu holen. Er ist der unglückselige Vater einer unglücklichen Familie von Weib und acht Kindern, zu denen noch die Großmutter von der einen und der Großvater von der anderen Seite mitzurechnen sind. Jahre lang dem Trunke ergeben, hat der nun Verstorbene nicht allein sein ziemlich bedeutendes Vermögen verschwendet und sonach die Seinigen in trostlose Armuth, sondern, wie man sagt, auch seinen eigenen Vater durch Kummer und Verdruß ins Grab gebracht.

v. N. Ah, ist das der! Ohne Sacramente gestorben?!

N. Gute Nachbarn nicht weniger, als der Pfarrer, haben zur Zeit sich alle Mühe gegeben, ihn aus seinem Laster herauszureißen. Alles vergebens. Einmal hatte er zwar, wie ich vernehme, seine Leidenschaft für zwei bis drei Monate beseitigt, erlag aber dem Hohne einiger jungen Burschen, die bis dahin mit ihm auf demselben Wege der Trunkenheit wandelten. Auf weiteres Zureden, sich doch standhaft zu bessern, gab er dann stets die verzweifelte Antwort: „Ich kann nicht mehr!" Die Wirthe des Dorfes waren ehrlich genug, auf die Bitte des Pastors, ihm wenigstens keinen Branntwein mehr zu verabreichen; nun suchte er die Schenken benachbarter Orte auf, bis denn jetzt unser Herrgott seinem sündigen Leben ein Ende gemacht hat, nachdem er, so lange gewarnt, selbst kein Ende machen wollte.

v. N. Traurig, traurig!

N. Aber wer trägt an dieser Traurigkeit die Schuld? Auf dem Rückwege von meiner kleinen Reise gedachte

ich Ihnen mit diesem Vorfalle eine Antwort zu geben auf die Frage: „Wie kann man mit einer göttlichen Weltordnung das mannigfache Unheil unter den Menschen reimen?" Ich betone hierbei, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, die Betheuerung, daß der Einzelne nicht durch persönliche Verschuldung für jedes Uebel ohne Ausnahme die Verantwortung auf sich zu nehmen hat; aber das steht — auch wenn ich nur auf meine eigenen Lebenserfahrungen Rücksicht nehmen wollte — unzweifelhaft fest: die Welt will zu oft ihr Glück gar nicht; denn wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Als ich so hierüber nachdenkend in langsamem Schritte nach meiner Wohnung zurückkehrte, erinnerte ich mich noch einmal an einige Verse, die ich vor Jahren in ein Stammbuch niedergeschrieben habe. Wenn ich dieselben citiren darf?

v. N. Das wird uns sehr freuen, Herr Rector!

R. Das Motiv wurde mir, ich weiß nicht, wie, durch das Wort „Wasser" geboten, woran ich so etwa anknüpfte:

Wasser, ach, welch Element! Segen bereitet's und Fluch.
Weit von entfernten Gestaden führt es zur Heimat den Fremdling;
Weites und wüstes Grab ist es dem Menschen wohl auch.
Labend erquickt es den Wandrer, mit Vorsicht und mäßig genossen,
Wenn wie ein dürstender Hirsch müd nach der Quell' er sich sehnt.
Stets bringt giftiges Wasser, gesundes nicht selten Verderben,
Wenn der Erhitzte ohn' Maß gierig es lechzend verschlingt. —
So die Vergnügen der Welt. Wie viele sind giftig — weil Sünde! —

Thränen, von Thränen ein Meer, weint ob der Laster die Welt.
Himmel, ach Himmel, o hilf doch! o Hülf'! ruft weinend der Arme;
Aber: „Zu spät, zu spät!" flucht dann das Echo ihm zu. —
In dem Gewölbe der Brust dumpf tönt die Stimm' des Gewissens:
Klage den Himmel nicht an, hast ja nicht anders gewollt!

v. N. Wie, sind Sie Dichter?

R. Wenn man ein paar Worte an einander reihen — dichten nennt: ja, sonst sicherlich nein. — Aber laßt uns von der Form absehen und den Sinn der Worte auffassen; er allein bildet das einzig, was ich will.

v. N. O, das Kreuz und Leid, das der Mensch sich selbst auflabet, ist ganz bestimmt schwerer, als das, welches die Fürsehung ihm aufbürdet.

Dr. Daß wir an dem Jammer unserer vielfachen Uebel zu oft selbst Schuld tragen, wer sollte es bezweifeln?

R. Schuld und Strafe folgen sich augenscheinlich nicht selten unmittelbar, so daß ein jeder, der Augen hat zum Sehen, die eigene Verantwortlichkeit nicht verkennen darf. Dennoch wollen wir sie meistens nicht anerkennen, wenn wir selbst davon betroffen sind. Demuth, so weit sie auch nur ein Geständniß der Wahrheit ist, muß man eine seltene Tugend nennen. Um wie viel häufiger wird man ungerechter Weise Gott anklagen, wenn die Quelle des selbstverschuldeten Unglücks weit zurückliegt! Ihre Frau Gemahlin, Herr Baron, hat die Magd, die jetzt unten im Dorfe im Elend sitzt, mütterlich gewarnt, nicht wie blind ihrem

Unglücke in die offenen Arme zu laufen; was kann der Himmel dafür, wenn sie doch so wollte?

v. N. In der Seelsorge wird es gewiß nicht an manchen traurigen Beispielen fehlen.

R. Ach nein! da gibt es deren mehr als zu viele. Wenn ich allein an die unglücklichen Ehen denke, die jedoch, wie sich von selbst versteht, keineswegs sämmtlich eigener Verschuldung immerhin zuzuschreiben sind: wie manche derselben sieht und sagt der Seelsorger voraus! Aber wenn jemals seinem Worte nicht geglaubt wird, dann ist es hier. Vergebens warnt er, nicht in Sünden den wichtigen Schritt zu thun, um sich ewig zu binden. Er ruft Verirrten mit prophetischer Stimme zu, möchte ich fast sagen: Wer sein ganzes Familienglück auf eine Leidenschaft bauen will, die bald schwindet, der baut sein Haus auf Sand. Der erste Sturm stürzt es um, unfehlbar, wie ein Gebäude ohne solides Fundament. Eine feste Grundlage, die einem Felsen verglichen werden dürfte, bildet wahrhaftig niemals eine phantastische Täuschung, und möchte dieselbe noch so bezaubernd erscheinen. Wer nicht auf Tugenden, die von der Zeit, von Glück oder Unglück unberührt bleiben, ja, die in schlimmen Tagen sich gerade oft am meisten erproben und bewähren, sein Schicksal gründet, der darf nie Ansprüche auf gerechte Klagen machen. Wer Gott, dessen Beistand Gatte und Gattin wahrhaftig in den Eheverhältnissen tausendmal nöthig haben, vor denselben durch Blindheit und Frevel zurückstößt, der wundere sich doch durchaus nicht, wenn er später verlassen dasteht, nachdem er sich auf ihn nicht hat verlassen wollen! Ich kenne einen Herrn, ziemlich weit von hier, einen Mann, der sitzt bis über die Schulter

im Unglück, zerfallen mit seinem Gewissen, zerfallen mit seinem Weibe und mit seinen eigenen Kindern, zerfallen mit seinen Gläubigern, denn er ist Gott und aller Welt schuldig — aber es wäre himmelschreiend, wenn er über einen Andern, als über sich selbst, klagen würde. Die Fürsehung oder das Ungefähr — ich weiß nicht, wie er es nennen mag — hatte ihn an Geist, an Körpergestalt, so wie in anderen äußeren Verhältnissen nicht bloß nicht vernachlässigt, sondern bevorzugt. Dennoch befürchte ich, daß er an sie nicht glaubt, unter anderen Gründen vielleicht aus dem, weil er im Hinblicke auf sein Mißgeschick keine gütige Fürsorge des Himmels erkennen mag.

v. N. Sie schildern mir die Lage eines Unglücklichen, die ich nur copiren müßte, wenn ich die traurigen Lebensverhältnisse eines Adeligen zeichnen wollte, der mir noch von Weitem verwandt ist und mein Studiengenosse war. Er kam so weit, daß er sich nicht schämte, öffentlich zu betteln. Jetzt noch ist er vor dem Hunger nur durch den Credit geschützt, den einige Wohlthäter in einem bürgerlichen Hause eröffnet und garantirt haben, in welchem ihm Kost und Logis geboten ist. Ich war, wie gesagt, Zeuge, leider sogar manchmal Theilnehmer seines Leichtsinnes, durch den es ihm unmöglich wurde, Fortschritte in seinen Studien zu machen und die erforderlichen Examina zu bestehen. Noch bis zum heutigen Tage schiebt er die Schuld davon, daß er nicht voran kam, um zu Stelle und Amt zu gelangen, der Parteilichkeit seiner gewissenhaften Lehrer zu. Seine Eltern — Gott tröste sie in der Ewigkeit — waren blind genug, mehr seinen raffinirten Aussagen, als den schriftlichen und

mündlichen Zeugnissen der Schule zu trauen. Es ist gerade, wie Sie bemerkten, Herr Rector: nicht allein verschuldet man so oft sein Elend selbst, sondern man will oder kann am Ende nicht mehr einsehen, daß man kein Recht hat, gegen das Schicksal zu klagen.

R. Wenn wir in unserer Zeit die Armuth betrachten, so können wir neben der Ueberzeugung, daß manche unverschuldet ist, nicht umhin, anzunehmen, daß die erste und letzte Ursache des Elends vieler Familienväter weit zurück in deren Jugend zu suchen ist. Es ist gewiß, daß sie gar oft da, wo sie ihren künftigen Broderwerb erlernen sollten, nichts Ordentliches erlernt haben.

v. N. Das trifft besonders in unseren Tagen bei dem Handwerkerstande häufig zu, wo nach Beseitigung aller früheren Zunftgesetze jeder Pfuscher seine Profession selbstständig beginnen und sich als Meister etabliren kann. Wir haben unten an der Kirche ein solches Exemplar von Maurermeister aufzuweisen, wie Sie schon wissen, den Mann unserer früheren Magd, der auch nicht drei Steine gerade über einander zu setzen versteht. Er hatte einmal — das muß ich Ihnen doch noch erzählen — einem gutmüthigen Bäuerchen dort über der Haide einen Backofen gemacht zum Gebrauch für dessen Familie. Es ist nämlich bei uns so Regel, einen eigenen Heerd nicht allein zum Kochen, sondern auch zum Backen zu haben. Kaum war dieser Meister nach empfangenem Lohne bis auf den Rücken des Berges gekommen, als der Eigenthümer seines Meisterstückes ihm nachgelaufen kam und rief und rief: „Meister N., Meister N.!“ Er hörte es und hörte es doch nicht. Er ging, ohne umzusehen, desto rascher.

Endlich wurde er von dem nachlaufenden Manne eingeholt und dringend aufgefordert, umzukehren. „Was ist denn?" sprach er mit gesetzter Stimme. — „Ja, was ist denn?" antwortete jener mit spöttelndem Leidwesen, „der Backofen ist eingefallen!" — „Nun, was soll das denn?" war die Entgegnung. — „Ja, was soll das denn?" weinelte der andere ihm nach, „der Backofen, den Ihr gemacht habt, ist aus einander gefallen!" — Mit den Worten: „Es kann auch auf der Erde nicht Alles ewig halten!" ließ er den ehrlichen Mann, wie ohne Mütze und Wamms, so auch ohne Backofen stehen und ging nach Hause, das heißt in die Schenke.

Dr. Nun, das ist doch gar zu arg!

v. N. So ist es aber – und vielleicht nicht bloß bei unserem Maurermeister Hans Peter, sondern auch bei manchem Meister der großen Städte, gleichviel, ob Schuster, ob Schneider, oder selbst deutsche Maîtres tailleurs oder Professionisten und Künstler mit prachtvollen Wappen und hochgelehrten Namen. . . .

Dr. Sie haben völlig Recht, muß ich unterbrechen, sonst kommen Sie auch noch an uns Doctoren, von denen viele ohne Brod sind, weil sie keinen Zuspruch von Seiten der Patienten haben, keine Patienten haben, weil sie kein Vertrauen genießen, und kein Vertrauen genießen, weil sie trotz aller Prahlerei mit gelehrten Ausdrücken doch nichts verstehen. Sieht man sich nach dem ersten und letzten Grunde um, wie Sie sagten, dann tragen sie die Schuld selbst, indem sie in den Studienjahren blutwenig lernten.

N. Derartige Schlußfolgerungen würden Sie übri-

gens mutatis mutandis auch bei Männern jedes anderen Berufes in Anwendung bringen können.

v. N. Darf man sich sonach wundern, wenn mir unlängst der Herr v. A.... zum traurigen Spaß mittheilte, daß in Ihrer Stadt gewisse Aerzte den Gemüsehändlerinnen früh Morgens zuvor kommen, an den Thüren schellen und von Haus zu Haus anfragen, ob man keine Kranken habe.

R. Nun — das war doch nur Scherz; aber schon schlimm genug, daß ein solcher möglich ist. Uebrigens wollen wir doch dem Herrn Doctor und seinen Collegen nicht mit der harten Behauptung zu nahe treten, daß ein Mangel an Patienten stets die Unkenntniß des Arztes zum Grunde habe. Die geringe Anzahl der Patienten steht natürlich mit der Menge der Aerzte in genauem Verhältnisse, und beruht weiter auf dem Abgange eines Zutrauens, welches sich auch oft keineswegs nach den Kenntnissen richtet.

v. N. Damit bleibt aber unser Satz wahr, daß das Unglück der Menschen häufig, vielleicht meistens, der Schuld des Betroffenen zuzuschreiben ist.

R. Das trifft besonders vielfach in Leiden und Krankheiten ein, also in Verhältnissen, worüber Sie, Herr Doctor, uns Aufschluß geben können. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß ein berühmter Arzt einmal den Ausspruch that: es könne nachgewiesen werden, daß es eben so viele Krankheiten gebe, die den Leib zerrütten, den Geist verdunkeln und den Menschen zur Verzweiflung bringen, als es Sünden gebe, die der Seele den Tod versetzen.

v. N. Das findet sich in den Soirées und wird von Windischmann behauptet.

Dr. Ich weiß nicht, ob das gerade wörtlich zu nehmen ist; so viel steht fest, daß das, was der Katechismus verbietet, der Arzt nicht zur Gesundheit anrathen kann.

R. Daß die Sünden in der Regel wenigstens körperliche Leiden nach sich ziehen, gibt sehr schön ein Spruch des alten Testamentes an, der da heißt: „Wer vor den Augen seines Schöpfers sündigt, muß in die Hände des Arztes fallen."

v. N. Ja, so ist's; die Erfahrung beweis't es, macht die Menschen aber nicht klug. Boileau hat mit seinen Satiren ganz Recht, wenn er in Scherz und Ernst zugleich sagt:

De tous les animaux qui . . . . qui . .

Ei, ich weiß nicht . . . . kurz und gut, er will sagen:

Von allen Thieren, die in den Lüften fliegen,
Die auf der Erde kriechen oder im Wasser schwimmen,
Von Paris bis nach Peru, von Japan bis nach Rom
Gibt es nach meiner Meinung kein dümmeres Thier als
den Menschen.

Dr. Das ist stark.

v. N. Und doch nicht weniger getroffen.

R. Wenigstens hier, wo es sich bei uns um die Sünden handelt, denen ihr Fluch auf der Ferse nachfolgt.

v. N. Ziehen wir nun die Summa aller Posten, soll dann die Fürsehung nicht gerechtfertiget dastehen?

R. Logisch richtig, nicht bloß juristisch und theologisch gerecht scheint es deßhalb zu sein, daß, wenn es viele Sünder gibt, es auch viele Leidende geben muß, und wenn der einzelne Unglückliche viel gesündigt hat, er auch Vieles leiden muß.

Dr. Da stießen wir sonach bei unserer Untersuchung auf die Frage, ob unter den Menschen Sünder, wie viele und wie große zu finden wären. Dieses Capitel müssen wir aber überschlagen; das kennt ja Gott allein, wie der Katechismus lehrt.

v. N. Beichtväter und Aerzte wissen doch auch gewiß etwas davon zu erzählen, und hätte ich bei meinen juristischen Studien die Carriere eines Richters eingeschlagen, dann möchte ich auch ein Wort mitsprechen dürfen.

R. Als Beichtvater kann ich, wie sich von selbst versteht, die Zunge nicht lösen, aber als Mensch muß ich gestehen, daß ich noch nie irgend Einen getroffen habe, der von sich sagen könnte und dürfte, er sei kein Sünder, oder es gäbe keine gerechte Weltregierung, wenn er etwas zu leiden bekäme.

v. N. Falls das Jemand sagte, würde er gerade zeigen, daß er ein Sünder wäre; denn Lügner sind doch auch keine Heiligen. Ich habe einen Satz aus Ihren Predigten gut behalten, welcher der heiligen Schrift gemäß lautet: „Wenn Einer sagt, er habe keine Sünde, der betrügt sich selbst, und die Wahrheit ist nicht in ihm." Ich dachte bei mir aus triftigen Gründen: Mann Gottes, du hast Recht; und hätte ich Demuth genug gehabt, dann würde ich auf meine Brust geschlagen und gerufen haben wie ein Zöllner in den Tempel hinein: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig!"

R. Nun, wenn Ihr Seelenzustand Sie niederschlug, dann werden Sie Sich wohl an der gleichen Lage Anderer getröstet haben.

Dr. Das Unglück Anderer ist doch wohl ein schlechter Trost.

R. Aber ein schlechter Trost ist besser als gar kein Trost. Der Gedanke, daß selbst der Gerechte sieben Mal fällt, hat mich schon manchmal aufgerichtet.

v. N. Warum lachst du denn, Wilhelm?

Dr. Ich dachte eben an eine Predigt, wo ein Geistlicher die Sünden Anderer öffentlich verrathen hat.

R. Das wird doch gewiß nicht wahr sein! Ein solcher Fall wäre der erste, der mir in der Geschichte — ich meine jedoch nicht die Romangeschichte — begegnete. Selbst von abgefallenen Priestern ist mir keiner bekannt, der je das Beichtgeheimniß gebrochen hätte. Hierüber scheint mir eine besondere Fürsehung zu walten.

v. N. Die Gerichtshöfe stellen an einen Geistlichen auch nicht mehr die Anforderung, über Beichtgeständnisse sich auszusprechen. Nun, woran denkst du denn, Wilhelm?

Dr. Ja, wenn Sie, namentlich Herr Rector, erlauben, dann will ich . . . .

R. Ei, heraus denn! Geistliche und Schullehrer müssen doch allenthalben herhalten; ich gehöre beiden Ständen an. Wenn man nur aus einem Scherz keinen Ernst machte, dann ginge es noch.

v. N. Aber spotte nicht über Heiliges.

Dr. Nein; es ist eben nur ein Spaß, der durch seine Wahrheit Ihnen für Ihre Vertheidigung der Uebel und der Strafen gut zu Statten kommt. Es ist ein Bericht des Herrn v. Göckingk, Finanzrathes in Berlin, über eine Predigt.

v. N. Nun denn!

Dr. Ich weiß ihn wörtlich anzugeben.

v. N. Besser als deine Glaub', Hoffnung und Liebe, scheint mir.

R. Still also!

Dr.

Ein Priester predigte am Fest der Magdalene
Vom Gräuel ihrer ersten Lebensart;
Doch ward hernach das Lob der Schöne
Ob ihrer Reu' und Buße nicht gespart.

„Nun," fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort:
„Wie viel sind unter euch, die mehr an diesen Ort,
Sich zu belustigen, als zu erbauen kamen!
O, sonderlich ist Eine unter euch,
Bei der hilft weder Drohn noch Bitten:
An unverschämten, ausgelass'nen Sitten
Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.
Wie heilig hat sie alle Jahr
Im Beichtstuhl Besserung versprochen!
Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!
Und da sich ihre Frechheit immerdar
Noch gar vermehrt: wer kann uns übel nehmen,
Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?
Denn, sagt die Bibel, wenn dein Bruder fehlt,
Erinnr' ihn ein-, auch zweimal dran;
Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,
So zeig's nach Pflicht der Kirche an.
Das will auch ich jetzt thun. Es ist — es ist —
Was meint ihr? Soll ich namentlich sie nennen?
Ich sollte billig wohl; doch wißt —
Allein, warum nicht? — Gut, ihr sollt sie kennen!
Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht
Sie noch zurück, so leid mir's thut, sie zu beschämen.
Es ist — doch ohne Makel könnt' ich nicht
Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.
Ich will sie denn auf andre Art der Welt

Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt schärfen.
Dort sitzt sie! Wie sie sich nicht stellt!
Jetzt werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen.
Gebt Acht! gebt Acht, auf welch' es fällt!"

Indem er nun empor mit seinem Buche fuhr,
War Jede bange vor dem Falle,
Und Jede bückte sich. — „Verdorbene Natur!
Ich dacht', Es wäre Eine nur;
Nun seh' ich erst, sie sind es Alle!"

v. N. Ja, ja! So, so! Wir wollen für jetzt nicht mit dir rechten, daß du diese Rede so genau auswendig kannst, über die Predigten deines Pfarrers aber nichts anzugeben verstehst.

R. Nun mögen Sie aber auch mit allen Zweifeln und Klagen über Gottes gerechte Weltordnung zurückhalten. Wenn Sünde und Laster so wuchern, wie Ihr Gewährsmann von Berlin angibt, dann finde man es nur ja nicht unerklärlich, daß so viele Uebel auf der Welt lasten. Unerklärlicher müßte es scheinen, warum nicht längst manches Sodoma und Gemorrha in den Erdboden versunken wäre.

v. N. Wie furchtbar das Laster zumal in den größten Städten herrscht, darüber habe ich mir vor einiger Zeit aus einem öffentlichen Blatte Notizen in mein Tagebuch gemacht.

R. Haben Sie dieselben zur Hand?

v. N. (Ich nahm aus einem Schranke einen Quartband, worein ich Derartiges zu notiren pflege, und las:)

„Einem Vereine für innere Mission ist die schauerliche Mittheilnng gemacht worden, daß London 600,000 Einwohner zähle, welche niemals eine Kirche besuchen; daß dort 23,000 Menschen jährlich betrunken von den

Straßen aufgehoben werden 150,000 Branntweintrinker, 20,000 Bettler, 30,000 Diebe, 6000 Diebshehler, 4000 Criminal-Gefangene, 10,000 Spieler von Profession, 12,000 Kinder, die absichtlich und planmäßig zum Laster erzogen werden, und 150,000 Menschen beiderlei Geschlechts vorkommen, die notorisch (die Zahl derer, die es minder offen treiben, mag noch größer sein) ein liederliches Leben führen. Jeden Sonntag ständen Abends zwölf Lesehallen offen, in denen Vorträge gegen das Christenthum gehalten würden. Man rechnet, daß an ungläubigen Volksblättern durch ganz England jährlich 29 Millionen in Umlauf kämen. Kann man somit an einer tief eingefressenen Krankheit Englands noch zweifeln?"

R. Das ist schauderhaft! Mein Gott und mein Alles!

Dr. Das wird auch übertrieben sein!

R. Ich will es hoffen.

v. R. Es ist nicht übertrieben, meine Herren, so sehr ich es wünschte. Nun halte, mein Lieber, dein Elend der Spitäler in großen Städten dagegen, von dessen Schilderung du selbst gestehen wirst, daß sie mit zu grellen Farben dargestellt wurde. Sie war mehr ein Erguß des warmen Gefühls, als das Gutachten eines Arztes.

R. Ich bin stets geneigt, die Welt in einem nicht zu düsteren Lichte erscheinen zu lassen. Das aber muß ich aus innerster Ueberzeugung aussprechen: Hielte Gott der Herr die Wage in seiner Hand, und legte alle Sünden in die eine Wagschale und alle Strafen in die andere, diese würden nicht balanciren. Das Uebergewicht des Bösen, das wir begingen, über das

Uebel, das wir erleiden, müßte ergeben, daß wir Schlimmeres verdient haben, als wir in Wirklichkeit dulden.

v. N. Soll ich der Wahrheit Zeugniß geben, soweit ich ihr durch meine Erfahrungen das Wort reden kann, dann muß ich Ihrer Bemerkung, Herr Rector, vollends beipflichten, daß alles Elend in der Welt wohl schwerlich das Maß der Sünden aufwiegt. Ich bedaure dabei, daß ich Sie aus dem schönen Traume in etwa aufwecke, als sei die Welt so böse, so verkommen nicht, wie sie es in der That dennoch ist.

R. Vergessen Sie gütigst nur das viele Gute nicht, was man allseitig antrifft.

v. N. Ich glaube, daß das Urtheil, welches nach allem, was ich gesehen und gehört habe, bei mir zur festen Ueberzeugung geworden ist, dem Einen wie dem Anderen Gerechtigkeit widerfahren läßt; ich habe viele tugendhafte Menschen getroffen, das ist wahr. Von den Lastern jedoch, die namentlich in den großen Städten herrschen, macht sich Jemand schwerlich einen Begriff, wenn er das städtische Leben nicht durch und durch kennt.

R. Dann schätze ich mich glücklich, hier in dem Dörfchen auf die Herrlichkeit der Städte verzichten zu müssen. Dann danke ich der Fürsehung, daß sie mich statt der viel gepriesenen Bildung unseres Jahrhunderts die alte Einfalt des Landlebens tagtäglich ansehen läßt, welches von dem sich jählings überstürzenden Fortschritte der Zeit nicht viel wissen will. — Herr Doctor, soll es wohl stets ein Uebel genannt werden können, wenn man nicht Alles sieht, nicht Alles weiß,

wenn unsere Erkenntniß keine Allwissenheit, sondern beschränkt, unvollkommen ist?

Dr. Darüber waren wir schon einig geworden, Herr Rector. Auch darin stimme ich Ihnen vollends bei, daß ein Geistlicher auf dem Lande mehr Freude und weniger Verdruß findet, als in den Städten. Ein Geistlicher in einem Dörfchen muß ja ein kleiner Herrgott sein können, allmächtig und verehrt, wenn er seinem Amte nur gewachsen ist.

R. Und dann auch thut, was seines Amtes ist.

v. N. Und für den Geistlichen das Allerschlimmste nicht eintrifft, wovon wir hier bei uns, Gott sei Dank, gar nichts kennen. Es ist die Nähe eines Dorfes bei einer großen Stadt. Dort treffen Sie zu oft die Nachtheile der Stadt, ohne deren Vorzüge, und vermissen dazu die ländliche Einfalt der Tugend, ohne zugleich der Fehler enthoben zu sein, die dem platten Lande eigenthümlich sind.

R. So groß die Vortheile sind, die ein Dorfpastor den städtischen Herren gegenüber genießt, so unweise muß es erscheinen, in idyllischen Phantasieen schwärmen zu wollen, Herr Doctor.

v. N. Fehler über Fehler hier und dort, Fehler überall. Die ganze Welt ist voll davon. Gott straft sie noch unter Gebühr.

R. Bei reiflichem Nachdenken wird man gewiß nicht voreilig die Fürsehung, welche die Welt leitet, fort und fort tadeln wollen; denn zu einer göttlichen, ja, schon zu jeder menschlichen, monarchischen, Regierung gehört außer der gesetzgebenden auch die richterliche und executive Gewalt. Gerechte Strafen zeugen deßhalb nicht gegen, sondern gerade für eine weise Len-

kung der Geschicke. Sie, Herr Baron, scheinen mir jedoch noch immer die sittliche Welt zu düster darzustellen. Es sieht sicherlich heiterer in derselben aus. Ihr Barometer steht zu tief. Das Laster tritt durch die Gerichtshöfe und die Kerker an den öffentlichen Pranger, während die Tugend, stets von der Demuth begleitet, im Verborgenen blüht.

v. N. Glückseliger Herr Rector!

Dr. Seine Ansicht, Herr Baron, scheint mir aber doch auch nicht bloß ein beglückender Irrthum, sondern ein richtigerer Maßstab zu sein, als der Ihrige. Die Menschen reden tausendmal lieber von den Fehlern ihrer Mitmenschen, als von deren Tugenden. Mich selbst spreche ich keineswegs von dieser Bösartigkeit ganz frei. Dadurch scheinen jene vor diesen ein bedeutendes Uebergewicht zu erhalten, das sie in der That nicht besitzen. Von Kindheit an bis in das höchste Alter ist das menschliche Herz geneigt, viel lieber Böses als Gutes zu erzählen und zu hören. Geben Sie doch nur einmal Acht, worüber man sich in den untersten wie in den höchsten Kreisen am liebsten unterhält. Beobachten Sie doch nur die alten und jungen Weiber mit und ohne Hut und Schleier, deßgleichen auch die weibischen Männer mit und ohne Glacé-Handschuhe. Was ist denn der Gegenstand der gewöhnlichen Unterhaltung? Was Anderes, als Ehrabschneidung und Verleumdung? Versuchen Sie es einmal, in einem Gasthause bei Tafel oder bei einem Glase Wein aus Grundsatz nie Böses, sondern nur Gutes von Anderen zu erzählen, dann werden Sie sehen, wie man den Mund aufsperrt und Sie angähnt. Vor einigen Monaten noch konnte ich die Beobachtung von der entgegengesetzten

Seite her machen. Die Gesellschaft, in der ich mich befand, wurde allmählich ziemlich schläfrig. Das bemerkte ein Herr, der nichts so sehr haßt, als die Langeweile. Er erzählte deßhalb mit unschuldiger Miene seinen nächsten Tischgenossen einen verwickelten Scandal von der Frau eines Beamten, die noch kurz vorher in B. wohnhaft war. Er gab nicht einmal etwas Bestimmtes an, sondern er brachte nur unter Schulterzuckungen allerlei mysteriöse Andeutungen vor. Plötzlich war alle Schläfrigkeit verschwunden. Selbst diejenigen welche bis dahin nicht wußten, wie sie den Abend zubringen sollten, haben sich bis weit über die Policeistunde hinaus köstlich amusirt. Anderen Tages sprach schon die halbe Stadt von der Dame, während von einer braven, tugendhaften Hausfrau kein Mensch redet.

R. Ja, so ist es. Man könnte noch weiter gehen und sagen: Falls man den Worten und Thaten eines ehrlichen Mannes nichts anhaben kann, verdächtiget man seinen Zweck. Weiß aber alle Welt, daß sein Zweck ein uneigennütziger, ja, selbst ein heiliger ist, dann schimpft man über die Mittel. Es liegt etwas Satanisches in dem Zuge des menschlichen Herzens, das nach Ihrer richtigen Bemerkung stets lieber Böses hört und redet, als Gutes. Darin mag auch der Grund zu suchen sein, warum Buchhändler sich lange bedenken, das Leben heiliger Personen in Verlag zu nehmen, dem Eugène Sue dagegen für ein liederliches Machwerk 80,000 Franken zu bieten gleich bereit waren. Glaube doch Niemand, dieser berüchtigte Schriftsteller schreibe aus Ueberzeugung. Gingen ihm seine communistischen Ideen, denen er in seinen Schriften ein glänzendes Gewand anzulegen versteht, wahr-

haft zu Herzen, dann würde er nicht in einem Hause wohnen, das fürstlich eingerichtet ist, nicht in Wagen fahren, deren ein Prinz sich nicht zu schämen hätte. Wäre sein Herz von dem voll, wovon sein Mund überläuft, dann würde er sein Vermögen so vertheilen, wie er es in seinen Werken darstellt; er hätte nicht Bediente, die ihm auf silberner Schale die Handschuhe präsentiren. Weil er das Laster nackt auftreten läßt, darum sind seine Schriften so gesucht und gelesen.

Dr. Talent kann man ihm übrigens doch nicht absprechen.

R. Ganz recht, wenn Sie unter Talent die Gabe der Darstellung verstehen. Wenn Sie ihm aber gediegene Kenntnisse zutrauen, dann irren Sie sehr. Hätte er auch Beides zugleich, glauben Sie, daß er den europäischen Namen, seine berüchtigte Berühmtheit erlangt haben würde, falls er, statt der Mysterien des Lasters, die Geheimnisse der Tugend geschrieben hätte?

Dr. Keineswegs. Im Gegentheil, seine Speculationen und lucrativen Geschäfte haben es auf die schwache Seite des menschlichen Herzens abgesehen, von der wir vorhin sprachen.

v. N. Aber, meine Herren, demonstriren Sie nicht gerade gegen Sich?

Dr. Wie so?

v. N. Sie wollten ja doch nachweisen, daß die sittliche Welt weniger düster erscheine, als ich dieselbe erblicke.

Dr. Das ist eben dadurch erreicht, wenn Sie mit uns zugeben, daß die Menschen der Regel nach immer lieber das Böse als das Gute an die Oeffentlichkeit bringen.

v. N. Das gebe ich dir nicht allein zu, sondern ich nenne es sogar mit unserem Herrn Rector etwas Satanisches, wenn der Mensch lieber von Anderen Böses hört und redet, als Gutes. Steckt aber nach dieser Ansicht ein Stück vom Satan in jedem menschlichen Herzen von Geburt aus, dann ist die Welt noch schlechter, als ich dieselbe dargestellt habe.

R. Sie nehmen das Wort „satanisch“ zu buchstäblich.

Dr. Und können nicht in Abrede stellen, daß durch die bösen Nachreden die Welt dem Guten gegenüber, das man verschweigt, ihr richtiges Verhältniß von Schatten und Licht verliert.

v. N. Sonderbare Geschichte! Aus demselben Vordersatze erschließe ich das Gegentheil von dem, was Sie beide daraus folgern. Nehme ich auch den Ausdruck „satanisch“ im milderen Sinne, so erscheinen die Menschen immerhin sehr verdorben, und zwar jetzt in doppelter Hinsicht: einmal in Bezug auf die äußeren Thaten, welche man in seinen Erlebnissen sieht und erfährt, das andere Mal in Bezug auf den Umstand, den Sie selbst zu meinen Gunsten hervorhoben, daß nämlich das menschliche Herz selbst in seinen innersten Tiefen verdorben ist und das Böse von Geburt aus liebt und sucht.

N. Wir können auf die Prüfung dieser abweichenden Schlußfolgerungen füglich verzichten. Selbst im günstigsten Falle muß man eingestehen, daß die Welt nicht unschuldig ist. Auch der Ungläubigste wird demnach den Satz unterschreiben müssen, daß, wenn es einen gerechten Gott gibt, der sich um die Welt küm-

mert, diese im Verhältnisse ihrer Schuld durch Uebel gestraft werden muß.

v. N. Wir hätten also durch den Verlauf unserer Unterhaltung noch mehr erreicht, als wir beabsichtigten.

Dr. Wie so?

v. N. Es stellt sich als erwiesen heraus, daß die Uebel, welche die Menschheit treffen, nicht bloß keinen Widerspruch gegen die göttliche Fürsehung begründen, sondern geradezu für dieselbe Zeugniß ablegen. Nicht jetzt, wo wir unserer Sünden wegen bestraft werden, können wir mit Fug und Vernunft sagen, daß kein allheiliges Wesen die menschlichen Geschicke leitet, sondern dann erst würden wir gerechten Grund zum Zweifel haben, wenn trotz aller Sünden und Laster die Welt ohne Züchtigung und Strafe bliebe. Da du jedoch auch hier noch nicht auf das Allgemeine dich rückhaltslos einlassen willst, wie es scheint, so gedulde dich einen Augenblick.

Dr. Zu welchem Zwecke?

v. N. Ich möchte dir noch einen bestimmten Fall vorlegen. Ihnen, Herr Rector, möchte ich zugleich ein Gedicht vortragen, das Sie zwar ohne Zweifel schon kennen, welches aber in dem Zusammenhange dieser unserer Betrachtung seine rechte Beleuchtung erhält. Sie mögen danach bemessen, ob Sie es in Ihre Sammlung aufnehmen wollen oder nicht. (Hierauf holte ich ein Buch und las laut, wie folgt:)

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!

Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o, sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit der Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht;
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasie'n!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid;
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmückt noch jetzt das weißliche Gewand,
Aber, ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!
Weh! vom Arm des falschen Mann's umwunden
Schlief Louisens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine Andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztisch in verliebtem Scherz;

Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegen bringt,
Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph, Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Louisens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr.
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild.

Ha, Verräther! Nicht Louisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht, was Löw und Tiger schmelzen kann?
Seine Segel fliegen stolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er ein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schooße
Lag es da in süßer goldner Ruh',
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu;
Tödlich-lieblich sprach aus allen Zügen
Sein geliebtes, theures Bild mich an;
Den beklommnen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach';
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach.

Weh, umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o, im Busen Hölle!
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt!
Eumenidenruthen deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort;
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph, Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach;
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick;
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück!

Seht, da lag's entseelt zu meinen Füßen —
Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin;

Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen.
Schlage, Flamme durch den Holzstoß hin!
Glücklich, glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse, wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker! kannst du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Ob diese Unglückselige Gott anklagen kann? Zeugt das schreckliche Uebel, das sie getroffen hat, gegen das göttliche Walten in zeitlichen Dingen? Muß sie nicht vielmehr sich selbst anklagen und bekennen: „Ich habe gesündigt, und Gott ist gerecht"?

Dr. Erlauben Sie mir hier, mich Ihrer eigenen Worte zu bedienen.

v. N. Welcher?

Dr. Als Sie vorhin fragten: „Demonstriren Sie nicht gegen Sich selbst?"

v. N. Wie sollte ich das denn? Schreit das Schicksal dieser Kindesmörderin noch nicht laut genug, daß,

wer unschuldiges Blut vergießt, sein eigenes Blut zur Sühne opfern muß?

Dr. Wer ist es, der da büßet? Das arme Geschöpf soll auf der Richtstätte durch das Beil des Henkers fallen, während der Schuldige, der Schurke, der dieses Weib treulos verließ, frei ausgeht, und an der Seine Strande allenfalls ein falsches Ach winselt oder mit seinem Schlangenherzen um Andere buhlt.

v. N. Wie! du sprichst von einem armen Geschöpfe? als wäre sie unschuldig in das fürchterlichste Unheil gerathen, das ich mir nur denken kann!

Dr. Ich sage gerade nicht, daß sie unschuldig sei; aber: „Menschlich hat dies Herz empfunden, und Empfindung soll ihr Richtschwert sein?" möchte ich mit dem Dichter fragen.

v. N. Ein Dichter, der sich in die volle Gemüthswelt einer zum Tode verurtheilten Kindesmörderin hinein versetzt, ein Dichter, der ein weibliches Schlachtopfer vor dem Beile des Henkers stehen und dasselbe ausrufen läßt: „Gott im Himmel kann verzeihen, dir verzeiht die Sünderin!" muß zum Schuldbekenntnisse ein ganz anderes Wort finden, als menschliche Empfindung. So viel ich jetzt eben, wo ich das Gedicht noch einmal mit einem flüchtigen Blicke durchlaufe, erkennen kann, hat er trotz seiner Meisterschaft im Versemachen den Ausdruck nicht gefunden, den ich, wenn auch nur in Prosa, der Natur getreuer anzugeben vermöchte.

R. Der Herr Doctor spricht die Büßende ja doch nicht von aller Schuld frei. Er weis't nur, etwas stark allerdings, auf den Mitschuldigen hin. Ich möchte seinen Gedanken für unsere Untersuchung auffassen und festhalten; denn er bietet uns unerwartet eine

neue Waffe, das Walten einer heiligen Fürsehung in den menschlichen Schicksalen zu vertheidigen.

Dr. Mich dünkt, zu bezweifeln!

R. Wir wollen sehen.

v. N. Erlauben Sie doch, meine Herren, daß ich Sie unterbreche. Ich sehe, daß das Vorlesen dieses Gedichtes den Zweck nicht erreicht hat, den ich erzielte.

R. Ich bitte. Wir sind ja alle einverstanden, daß diese Verurtheilte nicht ohne Schuld leidet, die Strafe also eine verdiente, eine gerechte und die Fürsehung gerechtfertiget ist.

Dr. Dagegen möchte ich doch einen theilweisen Einspruch einlegen.

v. N. Sehen Sie! Wir scheinen so wenig über diesen Punct einig zu sein, daß wir vielmehr alle drei über ihn ein abweichendes Urtheil fällen. Da er nun einmal in Anregung gebracht ist, so möchte ich wünschen, ihn nicht unerledigt liegen zu lassen, zumal er vor Allem in unseren Tagen so vielfach bald irrthümlich, bald gewissenlos aufgefaßt und von Romanenhelden mit liederlicher Verruchtheit beschöniget wird.

R. Wenn's beliebt, so wollen wir auf die Sache näher eingehen. Ich glaubte, unsere Uebereinstimmung sei wenigstens so weit erreicht, als zum Abschluß unserer bisherigen Betrachtung nöthig ist. Da dieselbe sich schon ohnehin in die Länge zog und durch allgemeine Reflexionen sowohl, wie durch einzelne Beispiele zum gewünschten Resultate führte, so wollte ich den vom Herrn Doctor hingeworfenen Gedanken benutzen, um auf ein neues Feld einzulenken.

Dr. Das kann ja immerhin noch geschehen, nach-

dem der Herr Baron seine Bedenken vorgebracht hat, nicht wahr?

v. N. Gewiß. Vorab muß ich ein= für allemal die Bemerkung machen, daß die Dichter weder für mich noch für irgend einen vernünftigen Menschen eine unfehlbare Auctorität bilden. Bei gründlichen Untersuchungen bedarf man keiner Männer, die dichten, sondern solcher, welche die Wahrheit sagen. Ich liebe dieselben nichts desto weniger sehr, weil sie geistvollen Gedanken eine schöne Form zu geben verstehen. Gerade in diesem ihrem Vorzuge liegt für unbesonnene Leser aber oft ihr gefährlicher Einfluß.

R. Darin stimmen wir gewiß alle überein; denn selbst Schiller, den Sie in Händen haben, ist bekanntlich ein eben so unzuverlässiger Geschichtschreiber, als berühmter Dichter.

v. N. Auch darin sind wir einig, daß im vorliegenden Falle die Todesstrafe keine Unschuldige trifft. Der Dichter selbst hebt, wie ich sehe, ihre Schuld hervor, wenn er z. B. sagt:

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn.

Aber er, und Wilhelm mit ihm, deutet die Schuld nur an, berührt sie nur leise und nebenbei. Daher kommt es, daß ihm die Strafe in keinem Verhältnisse zur Sündenthat zu stehen und das Schicksal dieser Unglücklichen mit einer göttlichen, weisen und gerechten Lenkung der Geschicke nicht zu harmoniren scheint.

Dr. Sie bezeichnen mein Bedenken vollkommen richtig.

v. N. Du machst also keine gemeinschaftliche Sache mit denjenigen, welche alle Laster der Unsittlichkeit

bis zum Ehebruch hin in Theaterstücken und Romanen rechtfertigen, oder doch entschuldigen, oder wenigstens beschönigen, indem sie sentimental poetisch sagen:

Menschlich hat dies Herz empfunden,
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!

Dr. So sehr ich der menschlichen Schwachheit Rechnung zu tragen außerordentlich geneigt bin, so werde ich doch nie und nimmer auch nur durch meinen Beifall Thür und Thor einem Laster öffnen wollen, das den Menschen bis ins Mark der Knochen ruinirt, Familien ins Elend stürzt, ganze Völker abgelebt macht und sie mit Schimpf und Schande der wohlverdienten Sclaverei oder dem völligen Untergange entgegen führt.

R. Sie rechtfertigen die Fürsehung auf eine glänzende Weise in Rücksicht der Uebel, die auf der Welt lasten.

Dr. Wo es mit meiner Ueberzeugung übereinstimmt, werde ich nie ermangeln. Jedoch stoße ich vielfach auf Uebel, die aus dieser Quelle nicht herfließen.

R. Der todbringenden Quellen gibt es aber, wie wir schon bemerkten, wohl eben so viele, als Todsünden.

Dr. Aber, aber! die Menschen, welche aus keiner dieser Giftquellen getrunken haben und dennoch leiden und sterben?

v. N. Haben wir denn nicht schon gefunden, daß alle Menschen Sünder seien? Denke doch nur an deine berliner Predigt. Was ich aber besonders bemerken wollte, war, daß du nach meiner Ansicht zu stark auf Rechnung der menschlichen Schwachheit setzest, was du dem vernünftigen Menschen auf die Seele schreiben mußt. Du verwahrest dich mit Recht, zu denen gerech-

net zu werden, welche das Laster geradezu rechtfertigen. Solltest du aber auch wohl von der sentimentalen Weichlichkeit und Fäulniß derjenigen unangesteckt sein, welche nach Manier eines Eugène Sue und Consorten durch Contrastirung eines Lasters mit dem anderen dem Rechts- und sittlichen Gefühle gefährlicher sein können, als solche, die das Laster ganz nackt auftreten lassen?

Dr. Wie meinen Sie das?

v. N. Schriftsteller neuerer Zeit verstehen es, mit einer raffinirten Bosheit Religiosität und Sittlichkeit dadurch zu untergraben, daß sie z. B. einen Liederlichen mit allen Formen des äußeren Anstandes, ja, selbst mit einer Art von Liebenswürdigkeit umkleidet in Vergleich und Gegensatz mit einem heuchlerischen Bösewicht bringen. Das Fluchwürdige des letzteren sticht dann gegen das Laster des ersteren so grell ab, daß man bei dem Abscheu vor der Heuchelei eines Schurken sich weit mehr zu den so genannten Schwachheiten des Sittenlosen hingezogen fühlt. Statt dann dem Grundsatze zu folgen: Das Eine sollst du unterlassen und das Andere nicht thun, werden unter hundert Zuschauern derartiger Theaterstücke oder Lesern solcher Romane neunzig ihrem Gefühle blindlings folgen, und für die Sittenlosigkeit d'une bonne grâce, für die noch so tief gesunkene, aber offenherzige Salons-Liederlichkeit Partei nehmen. Ich weiß nicht, ob, wenn es möglich wäre, Policeimaßregeln und Censur nicht eben so sehr gegen diese feinen immoralischen Attentate in Anwendung gebracht werden müßten, wie gegen kolossalische Schandwerke. Wer noch einen Funken von Ehrgefühl hat, der schaudert von selbst vor diesen zurück, wäh-

rend jene das Gift in einen süßen Trank mischen und die Schlange unter Rosen auf Beute lauern lassen.

R. Ein Teufel ist immer am gefährlichsten, wenn er sich in einen Engel des Lichtes verkleidet. Tritt er mit der schwarzen Fratze eines Ungeheuers offen auf, kommen seine naturwüchsigen Pferdefüße gleich zum Vorscheine, dann wird eine sentimentale Romanenleserin sich schwerlich verführen lassen.

v. N. Meinst du nicht, Wilhelm, daß du Anfangs mit den Beschönigungen der Kindesmörderin deßhalb zu viel sympathisirtest, weil das Ungeheuer des Mitschuldigen all deinen Haß, den Abscheu deines ganzen Herzens in Anspruch nahm? Wenn dein Mitleid den Einen mit Recht verdammt, dann darfst du die Andere nicht freisprechen.

Dr. Wie früher, so erkläre ich sie auch jetzt nicht für unschuldig. Nur scheint mir die Strafe in keinem richtigen Verhältnisse zu der Schuld zu stehen. Hierin vermisse ich die Rechtfertigung des Schicksals.

v. N. Du vergissest doch nicht, daß auf der Seele des schuldvollen Weibes auch noch der Mord ihres eigenen Kindes liegt?

R. Und diese That es ist, die durch einen gewaltsamen Tod gesühnt werden soll — wenigstens in so weit, als das unglückliche Loos der Verurtheilten durch die Hand des weltlichen Gerichtes herbeigeführt wird?

Dr. Die Todesstrafe bleibt für sie immerhin eine zu grausame.

R. Sie denken, Herr Doctor, wie mir vorkommt, hier bei unserer Untersuchung zu viel an die richterliche und policeiliche Maßregel des Staates, statt in

dem Schicksale der Unglücklichen die Hand Gottes zu erkennen oder doch wenigstens danach zu suchen. Gesetzt, es sei die vorliegende Dichtung eine wirkliche Geschichte: dann ließe sich allerdings fragen, ob die Todesstrafe nicht füglich in eine gelindere von den Richtern hätte verwandelt werden müssen. Für ein und dasselbe Verbrechen wird nach Verschiedenheit der Zeiten, der sittlichen und intellectuellen Bildung des Volkes die Strafe eine verschiedene sein müssen. Zustände früherer Jahrhunderte oder ungebildeter Nationen nach dem Maßstabe unserer heutigen Tage bemessen zu wollen, ist eben so ungerecht, als thöricht. Geschichtschreiber lassen sich diesen Fehler sehr, sehr oft zu Schulden kommen. Angenommen, es würde uns allen hier wie in jedem denkbaren ähnlichen Falle der Tod durch das Beil des Henkers als eine zu harte, ja, selbst vollends als eine ungerechte Strenge erscheinen: könnte dadurch etwas gegen die Fürsehung erwiesen werden? Wie, wenn die Person, was immerhin sehr möglich sein dürfte, fünfzig schwere Sünden auf dem Gewissen hätte? Wie, wenn ein einziger dieser Frevel vor Gott als ein todeswürdiger angesehen würde?

v. N. Ganz recht; so lange nicht erwiesen ist, daß die Kindesmörderin außer der bekannt gewordenen Schuld unschuldig wie ein Kind und wie ein Engel ist, kann der Mensch über zu große Strenge ihres Looses nicht klagen. So lange nicht bewiesen ist, daß Sünden und Verbrechen vor dem göttlichen Richter nicht schwerer angerechnet werden, als von uns irrthumsfähigen Menschen, wird die göttliche Weltregierung in diesem Puncte auch vom Zweifelsüchtigsten unangetastet bleiben müssen.

Dr. Sie dürfen Sich aber doch nicht zu stark auf die Irrthumsfähigkeit der Menschen berufen, als wenn deren Urtheil gar keinen zuverlässigen Maßstab der Schuld bilde, wenigstens in so weit letztere zur Kenntniß der Richter kommt.

v. N. Wilhelm, Wilhelm! Ich will nicht die ganze Geschichte der Welt gegen dich durchgehen; ich verweise statt alles Anderen nur auf Eines der neueren Zeit. Durch den Code Napoleon stand Todesstrafe auf Diebstahl mit Einbruch. Wenn also, wie vorgekommen ist, eine arme Frau, deren Kinder vergebens nach Brod schrieen, die Fensterscheibe eines Bäckerladens eindrückte und ein Schwarzbrod heraus nahm, so mußte sie zum Tode verurtheilt werden. In den verflossenen Jahren dagegen wurde die Todesstrafe gänzlich abgeschafft, weil sie gewissen Leuten auch für den verruchtesten Mörder zu hart erschien. Welch eine Verschiedenheit, welche Unzuverlässigkeit der menschlichen Urtheile, und zwar selbst der öffentlichen Gesetzgeber, geschweige des Urtheils von mir und dir oder anderen Privatpersonen! Können sie einer ewigen Gerechtigkeit etwas anhaben?

R. Wenn Sie erlauben, so möchte ich hier das anknüpfen, was der Herr Doctor selbst mir vorhin nahe legte und was ihm vollends befriedigende Antwort geben wird. Gesetzt, das Schicksal der Kindesmörderin wäre zu hart, gesetzt, der Treulose an dem Strande der Seine wäre nicht bloß Mitschuldiger, sondern trüge allein alle Verantwortung, gesetzt endlich, die Richter seien bestochen gewesen und hätten sogar eine Unschuldige zum Tode verurtheilt: auch dann noch sehe ich nicht ein, wie man die Fürsehung anklagen könnte.

Sollte ich nur auf einen Grund der Rechtfertigung Rücksicht nehmen, so würde ich mit diesem einen allein schon genügen müssen.

Dr. Der wäre?

R. Daß die Verantwortung selbst bei all diesen Voraussetzungen nicht auf Gott fiele, sondern auf die Menschen, auf den treulosen Mann, auf die gewissenlosen Richter. Wenn wir gestern als Resultat des selbstverschuldeten Elends den Satz hinstellen konnten: Klage den Himmel nicht an, du selbst hast ja nicht anders gewollt, — so würde ich hier ausrufen: Klage nicht Gott, sondern klage die Menschen an, welche gegen alles Recht dir ein Leid zufügen oder dich bis zum Tode tyrannisch verfolgen.

v. N. Wenn man von allen Vertheidigungsgründen, welche wir bisheran vernommen haben, absehen wollte, so müßte diese Eine Antwort genügen. Meinst du nicht, Wilhelm?

Dr. Ich bestreite die Kraft und das Gewicht dieser Rechtfertigung nicht; aber warum duldet Gott die ungerechten Handlungen der Tyrannen und der gewissenlosen Richter?

v. N. Weil er auch die guten Handlungen gnädiger Fürsten und gerechter Richter duldet.

Dr. Ist es aber nicht zum Verzweifeln, wenn man unschuldig im Kerker schmachtet?

v. N. Entschieden nein — so sehr ich weiß, daß manche Gefangene verzweifeln, die sich für unschuldig halten, obgleich sie es vielleicht nicht einmal sind.

R. Gesetzt, sie seien es auch: hätte der Mensch nicht eben so viel Grund, beim Anblicke des Segens gerechter Könige die Fürsehung anzuerkennen und sie zu

preisen, als beim Gedanken an den Fluch der Tyrannen sie zu bezweifeln oder zu tadeln?

v. N. Leider ist das menschliche Herz so parteiisch, daß es beim geringsten Uebel, welches ihm unverdienter Weise zustößt, die Schickung herausfordert, sich zu verantworten, aber bei allem Guten, bei allen Wohlthaten, die ihm zufließen, ohne sie verdient zu haben, an eine höhere Leitung nicht einmal denkt.

R. Wenn es Tyrannen gibt, Herr Doctor, gibt es denn nicht auch gute Könige? Wenn sich gewissenlose Richter gefunden haben und noch finden mögen, fehlt es denn andererseits an gerechten Richtern? Glaubt man den Himmel anklagen zu können wegen des Druckes hartherziger Leute, soll man denn des Himmels vergessen dürfen, trotz aller Gutthaten barmherziger Mitmenschen?

Dr. Es würde also auf die Entscheidung ankommen, ob es mehr Wohlthäter oder mehr Unterdrücker gibt. Diese übersichtliche Tabelle zu entwerfen, wird aber für den Menschen eine Unmöglichkeit bleiben.

v. N. Dann bist du geschlagen.

Dr. Das sehe ich nicht ein. Die Untersuchung bliebe dann vielmehr in suspenso.

v. N. Ich bitte um Vergebung. So lange du nicht tabellarisch nachweisen kannst, daß Gott mehr Unterdrücker als Wohlthäter auf der Erde duldet, mußt du die Klage fallen lassen, daß er unrecht handle, indem er den ersteren das Leben gönne.

Dr. Wir hätten uns, wie ich jetzt einsehe, an den Handlungen halten müssen, statt nach den handelnden Personen zu fragen.

R. Das scheint mir auch. Es käme nicht darauf an,

die Anzahl der Wohlthäter mit der Zahl der Unterdrücker zu vergleichen; man wird vielmehr die Wohlthaten gegen die Unterdrückungen in Rechnung bringen müssen.

Dr. Auch dann noch wird man die Thaten nicht zählen, sondern wägen müssen. Oder nicht?

v. N. Da stoßen wir wieder auf die für dich ungünstige Unmöglichkeit, weil wir Sterblichen zu dieser Entscheidung weder Maß noch Gewicht haben.

R. Obgleich wir diese Frage nicht endgültig zu lösen im Stande sind, so können wir dieselbe doch für uns privatim ausmachen, wenn Jeder nach seinem Gefühle, nach seinem besten Wissen und Gewissen urtheilt. Glauben Sie, Herr Doctor, daß der Fluch der Tyrannen größer ist, als der Segen guter Fürsten?

Dr. Das möchte ich wenigstens nicht verneinen.

v. N. So! Dann kennst du die Geschichte nicht, wie sie ist, sondern nur nach dem Gefasel demokratischer Anekdotenschreiber oder nach den Machwerken elender, bankerotter Literaten. Das nimm mir nicht übel.

Dr. Wenn Sie glauben, Herr Baron, daß freisinnige Geschichtschreiber uns eine schwarze Brille aufsetzen, wodurch man Alles zu dunkel erblickt, dann kann man mit eben dem Rechte behaupten, daß uns regierungsfreundliche Historiker eine grüne auf die Nase zwängen, durch die man Alles in den schönsten Hoffnungsfarben vor sich sieht.

R. Ruhig, ruhig! Wir alle werden zugeben, daß auf dem Felde der Geschichtschreibung Vieles, sehr Vieles im Argen liegt. Kein Gebiet der Wissenschaft hat mehr dem Parteigeiste, der Leidenschaft, dem Irrthum, so wie der absichtlichen Lüge und Verdrehung

dienen müssen, als dieses. Das ist bekannt. Laßt uns aber weiter gehen. Sind Sie der Ansicht, Herr Doctor, daß vor Gericht das Recht oder das Unrecht im Uebergewichte gehandhabt wird?

Dr. Ganz entschieden das Recht. Ungerechte Verurtheilungen sind nur Ausnahmen.

R. Schön! Sollen wohl von Seiten Anderer die Bedrückungen oder aber die Wohlthaten und Segnungen überwiegend vorherrschen?

Dr. Darauf wüßte ich, aufrichtig gestanden, keine Antwort. Das läßt sich am wenigsten entscheiden, da diese Einflüsse sich auf den Privatverkehr in der menschlichen Gesellschaft beschränken und nicht, wie bei Potentaten und Richtern, der öffentlichen Controle unterliegen.

R. Ich bitte recht sehr! Haben Sie denn nicht selbst schon so Vieles von Hospitälern erzählt? Haben nicht eben Sie selbst gefühlt, was wohl eine einzige barmherzige Schwester in der Wage eines unparteiischen Richters aller Thaten der Menschen wiegen muß? Setzen Sie mir demnach auch nur Eine öffentliche Anstalt ungerechter Unterdrückung an die Seite der Tausende Hospitäler und Armenhäuser; zeigen Sie mir einmal neben den unzählbaren frommen Frauen und Männern, welche aus christlicher Nächstenliebe Haus und Hof, Vater und Mutter, ja, oft die glänzendsten Lebensverhältnisse verlassen, um Nothleidenden ohne Verdienst auf der einen, ohne Lohn auf der anderen Seite bei Tag und bei Nacht zu dienen; zeigen Sie mir, sage ich, auch nur einen einzigen Menschen, der öffentlich den Beruf habe, diejenigen zu unterdrücken, die nichts verschuldet haben. Es gibt millio-

nenmal Millionen Thaler frommer und wohlthätiger Stiftungen, aber auch nicht Einen Heller Capital, das urkundenmäßig der ungerechten Verfolgung dienen soll. Wie heilsam sind nicht ferner die Dienstleistungen der Aerzte und anderer Stände trotz aller wirklichen und möglichen Mißbräuche der Amtsgewalten! Nun wollen wir sämmtliche geheime Intriguen die verborgenen Wohlthaten aufwiegen, beide Gewichte balanciren lassen — wie stellt sich die Zunge im Kloben, wenn das Offenkundige allein abgewogen wird, worüber wir ein Urtheil fällen können?

Dr. Sie sind im Vortheil.

R. Nun, dann wollen wir nicht untersuchen, was bei mir feststeht, daß geordnete Regierungen, gleichviel, ob absolutistische oder freisinnige, mehr Heil und Segen als Fluch und Verderben bringen. Mit anderen Worten: Der wohlthätige Einfluß des Menschen auf den Mitmenschen ist in Hinsicht der Regierungsmaßregeln unverhältnißmäßig größer, als der ungerechte verderblich ist. Eine Welt ohne Regierer und Regierung ist bei mir eine Wüste voll wilder Thiere.

Dr. So gefaßt, gebe ich Ihrer Ansicht Recht.

v. N. Anders werden wir unparteiischer Weise die Sache nicht fassen können.

R. Ich räume Ihnen gern ein, daß ungerechte Verfolgung von Seiten Anderer den Unterdrückten leicht in dem Glauben an die göttliche Fürsehung irre leiten kann, falls er unvernünftige Urtheile wagt. Ein denkender und gerechter Mensch dürfte sich aber, sollte man sagen, diesen Fehler nicht zu Schulden kommen lassen.

v. N. Es ist nicht lange her, daß ich beim Grafen

R... zum Besuche war. An einem regnerischen Tage, wo wir einen beabsichtigten Ausflug nicht machen konnten, las ich zur Unterhaltung in den interessanten Schriften Conscience's, jenes talentvollen Mannes, der, wenn ich nicht irre, Erzieher der königlichen Prinzen in Belgien war. Eine seiner kleineren Geschichten verbreitet sich über das Schicksal eines jungen Mannes der meine ganze Theilnahme fand. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich mir damals über die göttliche Leitung seiner traurigen Erlebnisse weniger Red' und Antwort geben konnte, als es mir jetzt schon möglich ist, daß ich vielmehr halb bewußt bei mir sprach: Da müßte ich Herrgott sein, ich wollte mit den ungerechten Bedrückern anders verfahren! — Sie kennen doch, Herr Rector, seine Erzählung von Gerhard's Schicksalen?

R. Sie verzeihen. Von diesem Schriftsteller habe ich nur das flämische Stillleben in der Uebersetzung von Diepenbrock gelesen, obgleich ich seine sämmtlichen Werke besitze.

Dr. Sie selbst haben dessen Schriften nicht, daß Sie uns die Geschichte dieses jungen Mannes vorlesen und mich in etwa mit dem Schriftsteller bekannt machen könnten? Ich liebe vor Allem bei der Unterhaltung die Abwechselung.

v. N. Ich bedaure, jetzt nicht dienen zu können.

R. Ihr Gedächtniß ist Ihnen so treu, Herr Baron, daß Sie uns sicherlich den Verlauf der Geschichte nachzuerzählen im Stande sind. Ich kann mich an einer Erzählung interessiren, wie ein Kind.

v. N. Wenn Sie auf den Vortheil der schönen Darstellung Conscience's verzichten wollen, dann will ich Sie mit den Hauptsachen wohl bekannt machen. —

An einem dunkeln Abend, bei Sturm und Regen, stand in Antwerpen ein Mann an einen Baum angelehnt. In die tiefsten Gedanken versunken, setzte er sich fast unbeweglich dem nassen Wetter aus, als fühle er dessen Ungunst nicht. Er war einer der unglücklichsten Menschen, die auf Erden zu finden sind. Schon bei seiner Geburt begrüßte ihn weder die Mutter noch der Vater mit Freuden. Die Eltern selbst wünschten vielmehr ihrem einzigen Kinde den frühen Tod. So oft er später, als er schon größer geworden, mit anderen Knaben spielen wollte, wurde er verspottet und verhöhnt, als schaue ihm ein Teufel aus den Augen, und doch war er ein braves Kind. Bei all diesen ungerechten Verfolgungen setzte sich in den sonst edlen Charakter ein Zug von Menschenhaß fest, den ich doch besser ein Uebermaß von Menschenfurcht nennen müßte. So wuchs er zum Manne heran. In seinem gesunden Körper wohnte eine gesunde Seele, die nach Geselligkeit und Achtung dürstete, aber fort und fort mit Hohn und Spott gesättiget wurde. Nirgends fand er Trost in seinem gerechten Kummer, als nur im Gebete, als nur bei Gott. Das war der Unglückliche, der auf offener Straße, dem Regen ausgesetzt, in der Dunkelheit der Nacht sich an eine Pappel anlehnte. In dieser reichen Stadt an der Schelde gab es ganz gewiß keinen Aermeren, als diesen. Nur Eines schützte ihn vor Verzweiflung, das war sein Vertrauen zur göttlichen Fürsehung. Sie rief er auch damals in einem kleinen, aber herzlichen Gebete um Kraft an, seine Leiden zu ertragen.

Dr. Warum liebten ihn denn seine Eltern nicht einmal, und warum haßte ihn die ganze Welt?

v. N. Höre. Mit den Worten: „Ich habe bren-

nenden Durst, ich muß trinken!" ging er langsam aus einer Straße in die andere. Bald hier, bald da blieb er an einem Hause stehen und horchte an den geschlossenen Fensterläden. Wenn er Menschenstimmen wahrnahm, dann ging er traurig weiter; denn für diesen Menschen gab es unter Menschen keinen Aufenthalt. Endlich fand er ein Wirthshaus, in dem Alles ruhig war. „Da kann ich meinen Durst löschen", sprach er ganz erfreut bei sich selbst, ging hinein und fand zu seinem größten Unglücke — Menschen. Aller Aufmerksamkeit war aber auf die Hände eines Gauklers gerichtet, welcher ihnen Kunststückchen vormachte. Daher auch die lautlose Stille, die ihn getäuscht hatte. Er drückte den Hut tief ins Gesicht, dessen breiter Rand ihn vor den Blicken der Gäste schützen sollte, und forderte einen Krug Bier. Er setzte sich an einen Tisch allein, mit dem Rücken gegen die Anderen gekehrt. Kaum hatte die Wirthin ihm das Bier gereicht, als er auch schon den Krug halb leer trank. „Verfluchter Henkerssohn!" schrie plötzlich Einer, der sich gegen ihn erhob und ihm sein Bier ins Gesicht goß. „Wie kannst du vermaledeiter Kerl es wagen, in unserer Gesellschaft trinken zu wollen!" Der Verfolgte war wirklich der einzige Sohn des Scharfrichters in Antwerpen und hieß Gerhard. Unter Fluchen und Schimpfen wandte sich die Gesellschaft darauf an die Wirthin und drohte, auf immer ihr Haus zu verlassen. „Der Teufel verzehre hier sein Geld!" sagten sie. „Morgen wäret Ihr im Stande, uns die Kanne da vorzusetzen, woraus der Bluthund getrunken hat." — „Da seht," entgegnete die Wirthin aus Angst, ihre Kunden zu verlieren, „da liegt die Kanne!" Damit warf sie dieselbe in tausend Stücke.

Sie kreischte dem Gerhard zu: „Willst du dich noch nicht aus meinem Hause packen, du Mörder!" Dieser stand schweigend auf und schüttelte sich das Bier von seinem grauen Mantel. Stolz und Demuth kämpften in seiner Brust, wie Feuer mit Wasser. Er antwortete gelassen: „Frau, ich gehe. Mein Vater ist allerdings der Henker; aber dennoch hätte ich sogar mehr Menschlichkeit im Leibe, als ihr. Mein Vater tödtet die Menschen, die von euren Gerichten verurtheilt sind. Er thut es ganz gewiß nicht aus Mordlust. Er thut es, weil er muß. Ihr aber quälet mich, ohne daß ich euch etwas zu Leid gethan habe." Die Wirthin warf ihm nun das Geldstück zu, das sie von ihm empfangen hatte: „Da, nimm dein Geld", sprach sie, „und geh." Der Mann, welcher ihm das Bier ins Gesicht ausgegossen hatte, hob das Groschenstück auf und warf es wieder hastig mit den Worten nieder: „Schaut! schaut! es klebt noch Menschenblut daran!" Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens wurde von allen Anwesenden ausgestoßen, obgleich Gerhard das Geldstück noch an demselben Abend von einer Bankvermietherin in der Kirche zurückbekommen hatte und es so unbefleckt war, wie seine Seele. Jetzt konnte er seine Entrüstung über diese himmelschreienden Ungerechtigkeiten nicht mehr zurückhalten. Im Begriffe stehend, wegzugehen, redete er die Gäste mit edlem Stolze an: „Ich bin zwar der Sohn des Henkers; aber ich danke Gott, daß ich nicht so schlecht bin, als ihr." Als sie das hörten, stießen sie Stühle und Gläser um. Unter teuflischen Verwünschungen und Flüchen fuhr man mit Faustschlägen auf ihn los, bis er halb betäubt sich auf der Straße wiederfand.

Dr. Nun kann ich mir erklären, warum Sie Anfangs sagten, daß Sie beim Lesen dieser Geschichte gewünscht hätten, Herrgott zu sein. Wahrhaftig, bei einem solchen Anlasse muß Jeden der Wunsch ankommen, auch nur auf eine Viertelstunde mit allmächtiger Hand die Welt regieren zu können. Dann ginge es anders.

R. Wie denn?

Dr. Wie denn! Dann sollte — ich muß es aussprechen — ein Donnerkeil diese Kerle zerschlagen.

R. Wenn es also nach Wunsch ginge, dann hätten wir zum Herrgott fortan einen Jupiter tonans, nicht wahr?

Dr. Solchen Schurken gegenüber, wie diese Verfolger sind, allerdings. Sind die denn werth, daß sie der Erdboden trägt?

R. Wohin aber damit? In die Hölle?

Dr. Die wäre noch zu gut für sie.

v. R. Was soll man denn mit ihnen machen?

Dr. Wäre ich, wie Sie wollen, ein Jupiter tonans, ich würde mit meinem Blitzstrahl solche Bösewichter zermalmen, vernichten, daß auch nicht die Spur mehr von ihnen übrig bliebe.

R. Das mögen die Verdammten wohl wünschen. Eine plötzliche Vernichtung ist unendlich gnädiger, als eine ewige Hölle. Darum wünschen so viele Menschen jene und läugnen diese, nicht als ob sie auch nur einen haltbaren Beweis gegen das Dasein der Hölle vorbringen könnten, sondern weil man leicht glaubt, was man gern hat. Sie müssen also diese Sünder in die ewige Verdammniß werfen, da sie denselben

nicht ein glücklicheres Loos oder gar die himmlischen Freuden anbieten würden.

v. N. Wilhelm, wie ist es gut, daß du und auch ich nicht Herrgott sind! Was würde die Hölle voll und der Himmel leer werden, falls wir den Frevler auf der Stelle mit einem Blitzstrahle zerschlügen, wo er Unrecht thut! Säßest du auf dem Throne des Allerhöchsten, dann heulte ich schon seit langer Zeit mit den Teufeln.

R. Lasset uns dem alten Gott danken, daß er gnädig und barmherzig ist. Sonst wehe uns allen!

Dr. So schlecht sind Sie nicht, meine Herren, wie jene Schufte in der Schenke.

R. Gott allein durchforschet die Herzen und die Nieren.

v. N. Wilhelm — ich läge in der Hölle, wenn du mein Gott wärest! So viel weiß ich. Ich übertreibe es mit der Demuth nicht. Nein, nein!

Dr. Wie ging es denn nun mit dem guten Gerhard?

v. N. Während der Unglückliche mißhandelt wurde, saß ein armes, aber tugendhaftes Mädchen bei ihrer Mutter und ihrem Bruder in ein und derselben Stube. Dieser beschäftigte sich mit Schreinerarbeit, jene mit Spitzenknüpfen. Lina, so hieß die Tochter, half der Mutter zwar am Wirken; ihr Herz und Sinn war aber bei dem Henkerssohne. Sie liebte ihn treu und keusch mit Vorwissen der Ihrigen und machte sonach eine heldenmüthige Ausnahme von allen Menschen der Welt. Heldenmuth gehörte wahrhaftig zu ihrer Neigung, sonst hätte sie den Spott nicht ertragen können, der sie ihres Gerhard wegen traf. Indeß sie kannte sein Herz und seinen Charakter. Das

Aeußere, wonach sonst die Leute fast ganz allein urtheilen, kümmerte sie weniger, und so oft Nachbarinnen sie eine künftige Henkersfrau schalten, kräftigte sich bei ihr die Ueberzeugung und das Bewußtsein, daß ihre Liebe eine reine und ihre Neigung Gott angenehm sei. Ihr Getreuer, welcher bei Tage sich kaum unter freiem Himmel auf die Straßen der Stadt hinauswagen durfte und jetzt mehr als je eine Seele suchte, die ihn nicht haßte, ging noch an eben dem Abend auf ihr Haus zu, ich weiß nicht mehr, in welcher Straße. Er wußte, daß er dort ein Herz fand, dem er seinen Kummer mittheilen durfte und in dem er Mitleid und sogar Liebe fand, deren Spur er sonst nirgends unter der Sonne anzutreffen hoffen konnte. Er klopfte an ihre Thür und trat ins Zimmer. „Mein Gott, du hast Blut am Halse! Gerhard, was ist das?" war nach kurzer Begrüßung die Frage und das Staunen. „Das ist nichts", lautete die beruhigende Antwort. „Ich habe mich im Dunkeln gestoßen. — Wie glücklich würde ich sein, Lina, litte ich nur am Körper!" Diese Worte und ein hohler Seufzer ängstigten das Mädchen über die Maßen. Sie trocknete das Blut ab. Während sie ihn fortan mehr mit Blicken als mit Worten fragte, rief sie: „Gerhard! o Gerhard! starre mich nicht so an! du tödtest mich mit deinen Augen." Dabei sank sie zurück auf ihren Stuhl. „Lina!" sprach er mit großer Rührung, „höre mich. Ich habe dir nicht Vieles zu sagen. Vielleicht rede ich das letzte Mal mit dir." — „Rede, rede nur, mein Lieber," antwortete sie, „ich kann Alles, nur dein Schweigen nicht ertragen." — „So höre!" erwiderte er; „deiner Liebe verdanke ich es, daß ich nicht schon längst vor Gram

gestorben bin. Sich keiner Schuld bewußt zu sein und doch wie ein Verfluchter allüberall verfolgt zu werden, das übersteigt eine menschliche Kraft. Ich würde dennoch nicht klagen, säße meine Qual nicht da!" — hier zeigte er mit dem Finger auf seine blasse Stirn. — „Wir hegten bis heran die Hoffnung, der Himmel würde es so lenken, daß ich das Henkeramt meines Vaters nie antreten würde. Wir träumten, es würde sich fügen, daß wir ungekannt in einer anderen Stadt uns niederlassen und da ruhig wohnen könnten. Aber das war nur ein Traum, Lina! Morgen, ja, morgen wird dein Gerhard mit dem Richtschwerte in der Faust auf dem Schaffotte stehen. Drum ist diese Hand wie Eis." Bei diesen Worten reichte er ihr seine kalte Rechte. „Mein Vater ist krank, und der Schulz hat die Hinrichtung des Schiffers befohlen." — Hier schwieg er. „Nun, was willst du damit?" unterbrach sie die Stille. „Ich will — ich will," stotterte er, „daß du meiner vergessest und mich dem Schmerze Preis gebest." — „In Ewigkeit nicht", sprach sie mit einem Tone, der den glimmenden Docht seiner Hoffnung von Neuem belebte. „In Schmach und Spott", fuhr er fort, „hast du dein junges unschuldiges Leben zugebracht, um mir eine Liebe zu bewahren, die ich ohne dich nie kennen gelernt hätte. Morgen sollst du nicht mehr die Geliebte des Henkerssohnes, sondern des Henkers selbst sein?! Du kennst mich zu gut, als daß du glauben könntest, ich verlange das von dir." Plötzlich strahlte Freude in dem Antlitze der Getreuen. „Henker oder nicht," rief sie, „hier oder auf dem Schaffotte, du bist mein, und ich bleibe dein! Mag mich die Welt mit Spott überschütten und die Hölle ihren ganzen Hohn

gegen mich auslassen. Ich weiß, was meine Pflicht ist; ich breche mein Wort nicht; ich werde einst deine Frau, um dir glücklichere Tage zu bereiten, als du bis jetzt gefunden hast. Das Siegel meiner Treue sei dieser Kuß, der dir zugleich die Runzeln des Grames von der Stirn wegnehmen soll. Jetzt kenne ich die Qual, die du andeutetest, als du vorhin mit dem Finger auf deine Stirn zeigtest. Oder nicht?" — „Ach leider!" erwiderte er noch halb verzagt. — „Wenn dein Gram in dem Gedanken liegt, daß ich wohl den Sohn eines Henkers, aber keinen Henker lieben könnte, dann wisse, Gerhard, ich gelobe dir hiermit heilig die Ehe."

Dr. Das sind wohl die Tugenden, Herr Rector, welche nach einer Ihrer früheren Bemerkungen vorhanden sein müssen, falls eine künftige Ehe nicht auf Sand gebaut werden soll?

R. Ohne Zweifel gehören sie dazu.

Dr. Und die sich im Unglück erproben und bewähren?

R. So ist es. Ahnet man bei dieser treuen, weil reinen, Liebe nicht den Fluch jener sündigen Liebeleien, die so oft in denjenigen Cirkeln herrschen, welche sich beikommen lassen, für die Gesellschaft den guten Ton anzugeben?

Dr. Ja, von oben kommt der Fluch.

R. Und von unten die Rache.

Dr. Ein Ludwig XIV. u. XV. verschuldeten Vieles.

R. Und das reine Opfer eines Ludwig XVI. mußte Vieles sühnen.

v. N. Gott straft bis ins dritte und vierte Glied, aber er ist gerecht. Suchen Sie jedoch die Quelle der Pest nicht bloß in den höheren, geschweige lediglich

in den höchsten Regionen; die meisten Quellen liegen tiefer.

R. Sie kennen allerdings die feine Etiquette der größeren und kleineren Salons genauer, als ich. Ich kann mich aber mit dem Herrn Doctor der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß das Unheil von oben kommt, wenngleich nicht gerade bloß von Kronen, so doch von den Häuptern der eleganten Welt.

v. N. Ich wollte nur bemerken, daß Sie ein wenig über dem guten, früher unverdorbenen Volke auch schon „oben" nennen möchten. Dann sind wir einig. v. Radowitz läßt, wie Sie Sich erinnern werden, Waldheim an Arneburg schreiben, daß in den höheren Ständen, in den Männern des Geistes und der Wissenschaft die gläubige Seite ihre Stärke habe. Er erkennt darin ein bedeutendes Moment der neuesten Geschichte Deutschlands. Wir sprachen ja noch unlängst über diese Ansicht des berühmten preußischen Staatsmannes bei Gelegenheit einer Zeitungsnachricht über ihn. Seinem Urtheile muß man doch ein bedeutendes Gewicht beilegen. Sie werden Sich deßgleichen erinnern, daß er die gottlose Richtung der Zeit in den mittleren Ständen findet, die sich in ihrer Halbbildung ohne eigenes Urtheil von der indifferenten Tagesliteratur heute hierhin, morgen dorthin wie an einem Gängelbande leiten lassen. Diese gerade meinte ich, wenn ich bemerkte, daß Sie die Quelle des Unheils nicht zu hoch suchen möchten. Uebrigens fällt es mir nicht ein, die Verantwortlichkeit des frivolen Geistes und des bösen Beispiels der höchsten Stände verkennen zu wollen. Die Zeiten sind aber, Gott sei Dank! vorüber; es wird besser, meine Herren!

R. Schön. Erzählen Sie uns gütigst weiter von diesen Verlobten, worüber ich so gern den Segen des Himmels gesprochen sehen möchte.

Dr. Auch ich bin auf ihr Schicksal gespannt.

v. N. Ich will noch angeben, so viel ich aus der Geschichte derselben nach dem Berichte von Conscience behalten habe.

Die Braut betheuerte, daß sie zur Bestätigung ihrer Treue mit vollem Vertrauen zum Tische des Herrn gehen werde. Gerhard warf einen freudigen Blick auf ihr heldenmüthiges Angesicht, hob seine Augen zum Himmel und sagte: „Gott, verzeihe! Ich habe mich bei Dir beklagt, und Du hast mir einen Engel gesendet, um mich zu stärken.“ Er redete darauf noch Einiges, ich weiß nicht mehr, was, mit dem Bruder seiner Lina, der seine Arbeit an der Hobelbank fortgesetzt hatte, und nahm dann herzlichen Abschied.

So kam er am Walle zu dem Hause, dessen rothe Thür anzeigte, daß hier ein Scharfrichter wohnte. Gleich beim Eintritte erfuhr er vom Henkersknechte, daß der Schulz bei seinem Vater gewesen sei, der ihn erwarte. Er ging zum kranken Vater ans Bett und sprach: „Der Schulz war hier, Vater! Muß ich Henker werden?“ — „Ich habe Alles versucht, Gerhard, daß der Knecht deine Stelle vertrete,“ antwortete der Alte traurig. „Umsonst! Du mußt Henker werden, mein armer Sohn! Sieh da das Gesetzbuch, das der Schulz hier gelassen hat, dem gemäß mußt du als Erstgeborner meine Stelle einnehmen.“ Die nun folgende Unterredung des Sohnes, welcher sein Dasein beklagte, und des sterbenden Vaters, der ihn mit der Hoffnung auf die Ewigkeit tröstete, kann ich nicht mehr aus dem Ge-

dächtnisse angeben. Sie war rührend zu lesen, so viel schwebt mir noch deutlich vor. Genug, am folgenden Nachmittage kommt der Arme-Sünder-Karren herangefahren. Eine unabsehbare Menschenmenge hat sich auf dem Richtplatze eingefunden, um das Schauspiel zu genießen und zu sehen, wie ein grinsendes Menschenhaupt vom Rumpfe fällt, aus dem das Blut in Strömen fließt. Selbst Damen und feine Herren drängen sich herzu, obgleich sie sonst zu zart sind, auch nur eine Taube tödten zu sehen. Unter ihnen steht auch Lina mit ihrem Bruder, aber aus ganz anderen Gründen, als um sich an dem gewaltsamen Tode eines Mitmenschen zu ergötzen. Nun wird der Verurtheilte auf das Schaffot geführt. Der Henkersknecht entblößt ihm den Hals. Gerhard steht daneben. Als er das bloße Fleisch sieht, zittern ihm die Beine so, daß das ganze Gerüst bebt. Das Schwert entsinkt seinen Händen. Der Knecht hebt es auf und gibt es ihm wieder. „Schnell, Meister, schnell, Meister!" flüsterte er ihm zu, als das Volk unruhig wurde und zu murren anfing. Gerhard holt aus und faßt verzweifelten Muth. Angst hält den Schlag zurück. Abermals setzt er an, der arme Sünder dreht den Kopf, sieht's und stößt einen erbärmlichen Schrei aus. Das Schwert fällt dem Meister aus der Hand auf den Leib des zu tödtenden Schiffers. Dieser streckte seine Hände nach dem Volke aus und schrie um Hülfe, als wolle man ihn muthwillig quälen. „Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt, den Menschenquäler!" schrie man von allen Seiten und warf mit Steinen nach dem unschuldigen Gerhard. „Blutdürstiges Volk!" rief er laut aus; „da, wirf mich todt; hier bin ich!" Die Wuth der Menge glich nun bloß

noch ihrer gränzenlosen Verwirrung. Es regnete Stockhiebe und Faustschläge auf ihn. Im Getümmel und durch die Gunst der Dämmerung entrann er dem Tode. Durch die Vermittlung der Lina und ihres Bruders wurde er gerettet. Ich entsinne mich nicht mehr, wie das zuging. Man ließ ihn, als er abseits zu Boden geschlagen war, für todt liegen, während der wüthende Pöbel ihn in der Nähe des Gerüstes suchte. Kurz, so viel weiß ich, er kam durch die Fürsorge seiner Braut und ihres Bruders wieder zu sich und ist in einem hohen Alter zu Brüssel gestorben, wo er unter einem anderen Namen und in guten Verhältnissen in glücklicher Ehe mit Lina gelebt hatte.

Dr. Fürchterlich! fürchterlich! Wohin kann doch Vorurtheil und Leidenschaft führen!

v. N. Da darf man sich nicht wundern, daß uns in unbewachtem Augenblicke der Zweifel an Gottes gütiger und weiser Lenkung der menschlichen Geschicke beschleicht.

Dr. Wahrhaftig nicht.

v. N. Und doch finde ich nun keinen Anstoß mehr an dem Loose des edlen Henkerssohnes. Nicht etwa, weil es ihm später gut ergangen ist, sondern, weil die Schuld der Ungerechtigkeiten auf die Menschen und nicht auf Gott geworfen werden muß.

R. Ihre Erzählung bietet ein schönes oder, besser gesagt, ein passendes Beispiel zu dieser Wahrheit. Wer hat es zu verantworten, möchte ich Jeden fragen, daß Gerhard, trotz seiner Unschuld, von der Wiege an so verfolgt wurde? Gott, der die Mitmenschen zu lieben gebietet und Keinen, auch selbst den Bösen nicht, zu hassen gestattet, oder wir, die wir uns gegenseitig be-

feinden und bedrücken trotz der mächtigen Stimme des Gewissens, trotz aller Belehrungen, Bitten, Ermahnungen und sogar Drohungen der göttlichen Religion? Die Wüthriche in dem Wirthshause, der gemeine und der vornehme Pöbel auf der Richtstätte werden Antwort geben müssen. Wer hatte das Gesetz gemacht, daß der Henkerssohn auch selbst Henker werden mußte, und wer ist Schuld daran, daß es überhaupt Scharfrichter gibt und daß diese so verachtet dastehen, während der Soldat zu allen Zeiten geehrt ist? De Maistre wirft, ich weiß eben nicht, wo, diese letztere Frage auf und findet keine befriedigende Lösung, da der Soldat auf seinen Bruder losgeht, um ihn in Stücke zu hauen, obgleich der Keinem etwas zu Leide gethan hat, der Henker dagegen doch nur diejenigen tödtet, die als Scheusale der Menschheit von Rechts wegen verurtheilt sind.

v. N. Es fällt mir die Bemerkung wieder ein, die Sie bei einer anderen Gelegenheit machten, als Sie sagten, es sei eine wohl zu beherzigende Apologie der Fürsehung, daß nicht die Armen, nicht die Unglücklichen es wären, welche über die Schickungen des Himmels klagen, sondern durchgehends solche, die besser daran sind. Bei allem Unheil hielt Gerhard an dem Vertrauen auf Gott fest. Der Fürsehung beim Uebermaß des Elendes eine Klage verlauten zu lassen, mag wohl verzeihlich sein.

R. Job selbst, das alttestamentliche Muster der Geduld, gerieth in diese Versuchung, als seine drei Freunde und endlich sein eigenes Weib sogar über sein Gottvertrauen spotteten. Versuchung ist übrigens

noch keine Sünde. Da braucht also nichts verziehen zu werden.

v. N. Ich kann es mir wohl erklären, wie ein frommer Mensch nicht gerade immer von einer Versuchung des Zweifels an Gottes gnädiger Fürsehung unangefochten bleibt; wie aber ein Mann, der bei redlichem Willen Verstand und Vernunft gebraucht, bis an sein Lebensende in diesem Zweifel planmäßig stecken bleibt, das ist mir total unerklärlich.

R. Mir nicht, Herr Baron!

v. N. Wie lösen Sie denn meine Schwierigkeit? Schwinden ja doch bei redlichem Nachdenken alle Einwürfe, die man gegen das göttliche Walten in zeitlichen Dingen je vorgebracht hat und fortwährend vorbringt. Wie kann man dem Glauben an die Fürsehung widerstehen?

R. Eine Antwort auf diese Frage haben wir bereits früher einmal gegeben, nämlich: 1) Man lies't Alles, nur keine Bücher, die dem ehrlichen Zweifler Red' und Antwort geben können; 2) liegt der religiöse Glaube nicht lediglich im Gehirne, sondern großentheils im Herzen. Er umfaßt naturgemäß den ganzen Menschen. Der geistige Mensch ist aber nicht bloß Erkenntnißkraft, sondern auch Gefühls- und Wollenskraft. Ist das Herz eines Menschen faul, dann werden Sie ihm schwerlich jemals gesunde Begriffe beibringen können. Demonstriren Sie einmal einem Liederlichen die Erhabenheit und Nothwendigkeit der Sittenreinheit. Sie beginnen eine Danaiden-Arbeit. Sie schöpfen Wasser in durchlöcherte Fässer. Es hält nicht. Mir bemerkte einmal ein unverheiratheter, wissenschaftlich gebildeter Mann von etwa 40 Jahren, der Mensch könne nicht ent-

haltsam sein. Selbst das schaudervolle Geständniß, wozu ich ihn consequenter Weise drängte, daß nicht nur er, sondern die meisten Erwachsenen, unter Umständen alle ohne Ausnahme folgerichtig H . . . . und E . . . . . . cher seien, konnte ihn nicht abhalten, den christlichen Glauben, die Lehre Jesu und seiner Apostel zu verwerfen, welche alle Laster bekanntlich verbieten, „die unter Christen nicht einmal genannt werden sollen." Versuchen Sie es einmal, einem Geizhalse zu beweisen, daß Geben seliger ist, als Nehmen. Sehen Sie zu, ob Sie ihn bekehren, ob er es glauben wird. Steinhausen spricht ganz wahr:

Nimm dem Menschen sein Gewissen,
Nimm dem Glauben seine Kraft;
Bleibt nur Gier nach den Genüssen,
Die die Welt den Sinnen schafft.

Glaube ist der Welt tradiret
Als ein heilig Unterpfand;
Wo man theilet und addiret,
Hat der Glaube schlimmen Stand.

Tugend ist kein Modetempel,
Den der Zeitgeist ausstaffirt,
Glaub' kein Einmaleins-Exempel,
Das mit Ziffern sich probirt:
Glaube trägt der Gottheit Stempel,
Den nicht Menschenkunst gravirt.

v. N. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß man das Einmaleins, alle mathematischen Wahrheiten gerade so läugnen würde, wie die religiösen, falls bei jenen das Herz des lüsternen und sündigen Menschen eben so stark betheiligt wäre, wie es bei diesen interessirt ist. Nun aber macht es einen gewaltigen Un-

terschied, ob ich es annehmen soll, daß $2 \times 2 = 4$ ist, oder ob ich die Offenbarung glauben soll. Bei der einen Wahrheit kann ich das Herz nach Allem gelüsten lassen, was es nur immer begehrt; bei der anderen aber muß ich barmherzig, demüthig, keusch leben und selbst den Feind lieben. Das ist eine gewaltige Differenz.

R. Woher kommt es, meine Herren, daß man sogar die Echtheit der ganzen alten Geschichte geläugnet hat, nicht etwa diese oder jene streitigen, einzelnen historischen Data, sondern die gesammte Geschichte?

Dr. Ja, diese sonderbare Behauptung habe ich auch schon vernommen. Die Gründung und Ausbreitung des Christenthums nicht bloß, sondern auch die Geschichte Cäsar's, die Eroberungen der Römer, die Werke Plato's und Cicero's seien von den Mönchen im Mittelalter erfunden und untergeschoben worden.

v. N. Das würde, nebenbei bemerkt, aber ein Beweis sein, der noch sprechender wäre, als unsere gothischen Dome, daß das Mittelalter doch nicht so gar dunkel gewesen sein muß, falls die Mönche die Schriften des Plato und des Cicero zu fabriciren vermocht hätten.

R. Woher kommt es, daß man auf diesen Wahnsinn verfallen konnte? Einfach daher, weil die Geschichte zur Annahme der historischen Thatsachen des Christenthums unabweislich hindrängt.

Dr. Man stellt auch weniger die Geschichte des Christenthums in Abrede, als die Gottheit des Stifters. Man stellt Jesum mit Sokrates und anderen ehrwürdigen Volkslehrern zusammen.

R. Soll dieser Versuch, an den genirenden Glau-

bens- und Sittenlehren vorbeizukommen, weniger unsinnig sein, als der radicale Unglaube?

Dr. Das scheint mir doch, Herr Rector! Nehmen wir das Leben, Wirken und Streben von Plato und Christus, welche Uebereinstimmung! Beide erheben sich in ihren Lehren gegen den Aberglauben der Zeit. Beide theilen das gemeinsame Loos des Martyrertodes: der eine am Kreuz, der andere durch den Giftbecher.

R. Ganz recht. Aber nun die unausfüllbare Kluft zwischen Beiden.

Dr. Welche?

R. Hat Plato je behauptet, er könne Wunder wirken?

Dr. Nie.

R. Oder er sei etwas mehr, als ein Mensch, ein ewiges Wesen?

Dr. Eben so wenig.

R. Jesus von Nazareth hat aber bekanntlich, wenn man die fundamentalen historischen Thatsachen nicht läugnen will, behauptet, er könne Wunder wirken, er heile thatsächlich Krankheiten und erwecke Todte zum Leben, ja, er sei Gott und, wohl bemerkt, kein Gott unter den tausend angeblichen Göttern des Heidenthums, sondern der einzige von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ihm ist ein Name gegeben, der über alle Namen ist, sagt ein Apostel, so daß vor seinem Namen sich deßhalb beugen alle Kniee derer, die im Himmel, auf und unter der Erde sind.

Dr. Das Eine hat er von sich behauptet, und das Andere sagen seine Schüler von ihm aus.

R. Also: er muß entweder der gewesen sein, wofür er sich ausgab, oder nicht. War er es nicht, dann

müssen wir ihn für einen Wahnsinnigen, oder für den größten Schurken halten, der je auf der Welt gelebt hat. Entweder Gott, oder ein Narr oder der fluchwürdigste Betrüger. Können Sie Sich ein Viertes denken, wenn Sie die Grundelemente der christlichen Geschichte festhalten wollen?

Dr. Sie machen mich auf eine Schlußfolgerung aufmerksam, deren Strenge ich bisheran weniger gewürdigt habe. Durch wie viele Bücher zieht sich aber diese Annahme wie ein rother Faden hindurch!

N. Das weiß ich. Leider ist das der Fall. Ob's vernünftig ist? ob wirklich gelehrt, wie diese Bücher angepriesen werden?

v. N. Christus kann so wenig mit Sokrates auf dieselbe Linie gesetzt werden, daß jeder ehrliche Bauersmann diesem ähnlicher ist als jener. Wer den Zeugnissen der Geschichte nicht vollends ins Angesicht schlagen will, der muß den Sokrates für einen großen Denker, für einen edlen Charakter, kurz, für einen Weisen halten, Christum aber für den Gottmenschen; denn Spuren von Wahnsinn finden sich eben so wenig in den historischen Quellen, als Anzeichen von Betrug. Alle Welt konnte sein Wirken beobachten und beurtheilen. Ich kann mir wohl einen Betrug als möglich denken, wenn der Herr kein anderes Wunder gethan hätte, als das zu Cana in Galiläa. Wenn aber ein 38 Jahre lang Kranker, dessen Krankheit also älteren Datums ist, als die Geburt des Heilandes, wenn fünftausend Menschen das Object des Wunders zwischen den Fingern halten, wenn die Leiche des Lazarus vier Tage im Grabe liegt und im Beisein der Juden auf ein einziges Wort hin sich zum Leben erhebt ꝛc. ꝛc.,

dann muß man Jesum für das halten, wofür er sich ausgab, oder die Geschichte läugnen. Man betrügt ferner wohl zeitlichen Gewinnes halber, aber zum Lohn des Betruges nichts als Leiden und Tod klar voraussehen und doch täuschen, ist unerhört. Den historischen Christus festhalten und dennoch seine Gottheit in Abrede stellen wollen, ist der unsinnigste aller Angriffe auf ih.n

R. Ist aber der andere Versuch, die christliche Geschichte zu läugnen, weniger unhaltbar? Liegt uns dieselbe nicht um vier bis fünf Jahrhunderte näher, als die Geschichte des Sokrates? Greift sie nicht hundertmal mehr in die Gestaltung der sittlichen, socialen und selbst politischen Weltordnung ein? Sind ihre Zeugnisse nicht unauslöschlicher auf Papier und steinerne Monumente eingegraben? — Wollte man auch selbst an den apostolischen Schriften rütteln, wie will man an den Beweisstellen in heidnischen Autoren vorbeikommen?

Dr. Welche meinen Sie denn?

R. Ei, nehmen Sie doch nur den berühmten Historiker Tacitus, der ein Zeitgenosse der Apostel war, dessen Annalen und Geschichte der Deutschen Ihnen gewiß bekannt sind. Nehmen Sie Plinius, einen der größten Gelehrten seiner Zeit, des ersten Jahrhunderts, welcher Proconsul von Bithynien und Pontus und Freund des Kaisers war.

Dr. Sprechen diese denn von dem Christenthume?

R. Wunderschön, wenngleich vom heidnischen Standpuncte aus.

Dr. Besitzen Sie die betreffenden Werke?

R. Ich will sie Ihnen zuschicken und die berührten Stellen bezeichnen. Von eben so hohem Alter und

eben so großer Bedeutung ist auch eine ausführliche Stelle über das Leben und den Tod Jesu Christi in dem Geschichtswerke des Flavius Josephus, eines Juden. Wir wollen also an die historischen Beweise der folgenden Jahrhunderte gar nicht einmal denken, die aus den blutigen und den wissenschaftlichen Verfolgungen des Christenthums genommen worden. Sie liegen in unzählbarer Menge uns vor, und ihre Echtheit ist unbestreitbar. Von Anfang her griff man bekanntlich auf alle mögliche Weise die christliche Glaubens- und Sittenlehre an, nie aber ihre geschichtliche Grundlage. Dieses hat man erst nach achtzehnhundert Jahren versucht.

Dr. Das wäre allerdings ein bedenkliches Unternehmen.

R. Zumal, da die Geschichte der christlichen Religion alle Charaktere besitzt, die man überhaupt an Geschichte stellen muß, um sie als zuverlässig gelten zu lassen.

Dr. Welche meinen Sie damit?

R. Man verlangt dazu: 1) daß die Schriften von der Oeffentlichkeit überwacht und von ihr nicht widerlegt wurden; 2) daß die darin erzählten Thatsachen öffentliche sind, und 3) daß dieselben in den ganzen Zusammenhang der anderweitigen Völker- und Weltgeschichte hinein passen. Diese drei Merkmale besitzt die christliche Geschichte in vollem Maße. Wo sich diese drei Requisite nur immer vorfinden, da treffen wir zuverlässige Geschichte und keine Erdichtung. Mag nun zwischen ihr und uns ein Jahrzehend, oder mögen Jahrtausende dazwischen liegen — gleichviel. Die Geschichte Cäsar's und seiner Kriege verdient eben so

festen Glauben, als die des Napoleon und seiner Schlachten. Glaube wird hier und dort erfordert. Thorheit, sagen zu wollen: ich glaube gar nichts. Und der Thoren gibt es, die das sagen.

v. N. Man sollte meinen, solche Reflexionen müßten Manchen auf andere Ansichten bringen.

R. Sie legen denselben, Herr Baron, ein größeres Gewicht bei, als ich. Ich möchte bloß erwarten, daß solche Reflexionen Manchen dahin brächten, sich einmal nach den historischen Beweisen des Christenthums umzusehen; ich möchte bloß erwarten, daß man die größte Frage der Welt, die doch, wie Jeder weiß, seit achtzehnhundert Jahren der Erde eine andere Gestalt gegeben hat, nicht übers Knie abbreche. Alle civilisirten Völker haben doch nun einmal das Christenthum, und wo die christliche Lehre noch nicht hingedrungen ist, da finden Sie ohne Ausnahme die vollste Barbarei. Welch strafwürdige Verwegenheit muß es sein, sich mir nichts, dir nichts über diesen Glauben wegzusetzen, ohne auch nur drei Monate seines Lebens auf ein gründliches Studium der wissenschaftlichen Beantwortungen vorkommender Zweifel verwendet zu haben! Doch, wie gesagt, der Unglaube hat seine Quelle nicht bloß im Verstande, sondern auch im Herzen, und nicht bloß im Herzen, sondern auch im Willen. Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!

Dr. Darin liegt eine Katholicität des Glaubens, daß er, wie alle Zeiten und alle Orte, so auch alle Seelenkräfte des Einzelnen in Anspruch nimmt und umfaßt.

R. So wie auch darin, daß er für alle Menschen insgesammt bestimmt ist. Könnte er nur auf dem Wege

wissenschaftlicher Speculation errungen werden, dann blieben sämmtliche Menschen von der Ueberzeugung des Glaubens ausgeschlossen, welche die höheren Bildungs-Anstalten zu besuchen kein Geld haben, also wohl unter tausend neunhundert neunundneunzig Geschöpfe eines und desselben himmlischen Vaters. Wem der Weg des Denkens nicht offen steht, der schlage den Weg des Herzens oder des Willens ein. Es liegt eine wahrhaft göttliche Weisheit in dem Johanneischen Satze: „Wenn Jemand den Willen Dessen thun will, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre aus Gott sei, oder ob ich aus mir selber rede, das heißt, als bloßer Mensch, wofür ihr mich haltet."

v. N. Ja, so ist es. Man braucht nur anzufangen, zu beten, und man fühlt seine Kraft, man wird inne, was der Katechismus über das Gebet lehrt. Sobald einer vollkommen nach der Lehre Christi betet, wird er ein Wiederschein, ein Abbild der ewigen Wahrheit. Ein Volk, das den Willen des Vaters thut, wie er durch seinen Sohn geoffenbaret wurde, würde ein Himmel voll Engel sein.

R. Sie sprachen vom Gebete. Das erinnert mich an eine andere Quelle des Unglaubens, die ich aber kaum anzudeuten wagen würde, wenn ich Ungläubigen gegenüber stände.

Dr. Woran denken Sie?

R. Der Glaube ist eine Gnade! Es gibt ein Licht, das erleuchtet jeglichen Menschen, der auf die Welt kommt. Mein Auge mag noch so gesund, ein außer mir stehender Gegenstand noch so groß und nahe sein — ich sehe nichts, falls das Licht nicht vermittelt.

v. N. Gnade ist allerdings, wie Sie andeuten zu wollen scheinen, dem Ungläubigen ein Sonnenstrahl ohne Sonne, ein leerer Begriff.

R. Dem Gläubigen hingegen ist der Glaube ohne Gnade so undenkbar, als der Anblick der Sonne ohne ihre erleuchtenden Strahlen. Diese Glaubensgnade wirkt, man weiß nicht, wie. Während der Stolze sie beim stärksten so genannten „guten Willen" nicht an sich zu reißen vermag, findet und fühlt sie der Demüthige mit unbegreiflicher Ueberzeugung. Göthe spricht sinnreich von dieser Thatsache. Aus seinen „Bekenntnissen einer schönen Seele" ist in diese Sammlung eine bemerkenswerthe Stelle aufgenommen, die darüber handelt.

v. N. Lassen Sie uns dieselbe doch nicht übergehen.

R. Ich werde sie gleich angeben können. So:

„Indem ich einst die Bußlieder David's studirte, war mir sehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff (?), woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entsündigt sein wollte, und daß er auf das dringendste um ein reines Herz flehte. Wie nun aber dazu gelangen? Die Antwort aus den symbolischen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. Die Fragen: Was heißt das? Wie soll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Wortes, durch das Alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. Daß der Unanfäng-

liche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmal als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen sei, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu sein: das ward mir, wie in einer dämmernden Form, geoffenbart. O, warum müssen wir, um von solchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zustände anzeigen! Wo ist vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum ist er uns ähnlich geworden, weil wir sonst keinen Theil an ihm haben könnten. Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was ist denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüthes sein.

„„Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben!““ flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethräntes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist. Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem

Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war. Das ist Glauben! sagte ich, und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in Kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war. Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden, sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt. Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein und das andere Mal etwas davon empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einen Jeden lehrt, daß ein Gott ist."

Doch lassen Sie uns nicht zu weit von den Wegen der Fürsehung abgehen. Sie konnten es nicht begreifen, Herr Baron, wie Jemand im Unglauben verharren kann, da die Religionswissenschaft auf alle Zweifel

Red' und Antwort gibt. Kommt es Ihnen jetzt etwa erklärlicher vor?

v. N. Ich sage Ja, und fühle zugleich mehr als vordem die Verantwortlichkeit des planmäßigen Unglaubens. Das Strafwürdige liegt nicht sowohl im Unglauben an und für sich, sondern darin, daß man den Glauben nicht kennen zu lernen sucht, ihn nicht liebt, ihn nicht will und um die Gnade des Glaubens sich nicht kümmert.

Dr. Das Resultat unserer früheren Untersuchung wäre wohl, daß alle Uebel, welche uns von Anderen bereitet werden, der Lehre von der Fürsehung nicht widerstreben.

v. N. Scheint es dir nicht so?

Dr. Gegen die Antwort, daß die Schuld aller Verfolgungen auf die Menschen und nicht auf Gott falle, läßt sich wohl nicht ankommen.

R. Wie viele von den Uebeln in der Welt, worüber wir klagen, mögen aber von unseren Mitmenschen herkommen?

v. N. Freilich sind nicht alle Bedrückungen so boshafter Weise beabsichtigt, als es die Stimme des Verführers im „Mährchen vom Tannenbaum" bekundet, die da spricht:

So hab' ich's gern, so mir's gefällt;
Ich keine größre Lust doch hab',
Als wenn in dieser verpfuschten Welt
Eins seine Ruh' durch mich verloren!
Solch Jammern, wie kitzelt mir's in den Ohren!
Ha, daß ich Tag und Nacht dürft' hören,
Wie Herzen brechen, und berstend fallen
Der Zeiten Baue und Tempelhallen!

R. Ja, welcher Mißbrauch wird nicht in dem Wechselverhältnisse der Menschen unter einander getrieben! Alle Standesunterschiede könnten und sollten nur dazu dienen, die Menschen zur Einheit eines gemeinsamen Lebens zu vereinen; denn Wohlwollen und Dankbarkeit sind das Hauptband des menschlichen Gemeinwesens im Unterschiede zu dem Verkehr der Thiere. Aber wohin kommt es durch unsere Schuld? Die Fürsehung hat den Großen dieser Erde Macht und Majestät gegeben, um die Untergebenen zu beschützen und zu beschirmen, die Kleinen angewiesen, in freudigem Gehorsame zu dienen; sie hat den Reichen die Aufgabe gestellt, mit vollen Händen Wohlthaten zu spenden, die Armen bestimmt, sparsam zu leben und fleißig zu arbeiten. Wie aus dem Kampf der Elemente die Harmonie der Welt hervor ging, so sollte aus den Gegensätzen der menschlichen Verhältnisse der Friede erwachsen, der dadurch zu Stande kommt, daß Eines das Andere trägt und stützet. Wenn der Reiche aber auf nichts Anderes Bedacht nimmt, als durch Wucher sein Hab und Gut bis ins Unendliche zu vermehren, und den Armen darben läßt, kann Gott dafür? Wenn der Arme sich jeder Anstrengung entzieht, und was er mit Recht und Unrecht erhält, verschwendet, kann Gott dafür? Wenn es statt Herrscher Tyrannen, statt Untergebener Sclaven gibt, hat es die Fürsehung so gewollt und angeordnet? Wo immer die Richter mit der Gerechtigkeit Handel treiben, die Unschuldigen verurtheilen, die Schuldigen freisprechen, wo immer Arme, Witwen und Waisen unterdrückt werden, wo immer Räuber den ehrlichen Wanderer anfallen, Tugendhafte verfolgt und Schurken zu Ehrenstellen erhoben wer-

den: da schreit die Schuld der Menschen zum Himmel. Kurz, Gott hat ein Recht, von uns Rechenschaft über alles Elend zu verlangen, aber wir dürfen es uns nicht beikommen lassen, ihn auffordern zu wollen, sich zu rechtfertigen. — Auf eigene und auf fremde Schuld hinblickend, mögen Sie selbst entscheiden, ob Uz zu loben oder zu tadeln ist, wenn er mit aller Entschiedenheit in seinen „Strafgerichten Gottes" sagt:

Gott ist die Liebe selbst, und seine Menschenhuld
Ist reich an schonender Geduld;
Doch wenn die Erde sich empöret
Und allen Lastern dienstbar fröhnt,
Entbrennt sein Eifer und verzehret
Den Sünder, der ihn höhnt.

Die furchtbar'n Plagen stehn auf seinen Wink bereit,
Zum Dienste der Gerechtigkeit:
Der Krieg, im blutigen Gewande,
Geht würgend aus auf sein Gebot;
Die Pest fliegt über ganze Lande,
Begleitet von dem Tod.

Es zittert die Natur, wenn sich der Höchste regt:
Die Erde bebt und wird bewegt,
Wenn auf den Fittichen der Winde
Gott unter schwarzen Wolken geht,
Und eines ganzen Volkes Sünde
Vor seinem Antlitz steht.

Ein Ungewitter braus't, mit ungestümem Lauf,
Auch über uns vom Herrn herauf!
Gott Zebaoth will uns vernichten!
Doch laßt uns ihm entgegen gehn
Und seinen drohenden Gerichten
Durch Buße widerstehn!

O, schone, schone noch! Vertilg' uns nicht als Feind,
Gott, unser Schöpfer, unser Freund!
Du dürstest nicht nach unserm Blute:
Nimmt aber Bosheit überhand,
So besserst du mit schärfrer Ruthe
Ein ungehorsam Land.

So ruchlos ist die Welt, als herrschte Gott nicht hier!
Ihr Sünder, soll er sein wie ihr,
Und schweigen, da die Unschuld schreiet,
Und ihr den Armen unterdrückt,
Der Unzucht euch zu Sclaven weihet
Und euch mit Schande schmückt?

Der Allerheiligste, den ganze Rotten schmähn,
Soll eure Gräuel schweigend sehn,
Wenn ihr das Recht um Geld verhandelt,
Euch mit der Witwen Aernte speis't;
Wenn jeder Frevel nackend wandelt
Und nicht mehr Frevel heißt?

Erwartet ihr von Gott, in ganz verderbter Zeit,
Nur Güte, nicht Gerechtigkeit?
Die Erde soll sein Lob verkünden;
Er offenbart sich durch die Welt:
Ihr aber habt, mit schwarzen Sünden,
Der Schöpfung Reiz entstellt!

Entwaffnet seinen Grimm! Der Bogen liegt gespannt
In seiner aufgehobnen Hand.
Bald holt er mit entflammten Pfeilen
Euch auf dem Wege Sodoms ein:
Dann werdet ihr um Hülfe heulen,
Und wird kein Helfer sein.

Dr. Sie haben unserer Frage eine für Ihre Sache günstige Wendung dadurch gegeben, daß Sie die Uebel als Folgen und Strafen theils unserer eigenen, theils fremder Vergehen darstellen. Sie vertheidigen die Fürsehung so geschickt, daß man Ihnen nicht leicht beikommen kann.

R. Würde statt meiner unser Herrgott sich selbst vertheidigen, dann möchte der Kampf rascher entschieden sein. Wenn man will, dann kann man sagen: Er hat seine Vertheidigungsrede selbst gehalten. Er ließ dieselbe niederschreiben, wiewohl zu einem anderen Zwecke, als um sich zu rechtfertigen.

Dr. Wo findet sich diese Vertheidigungsschrift denn?

R. Ueberall; sie ist in alle Sprachen übersetzt.

Dr. So!

R. Das älteste schriftliche Document, welches wir besitzen, da es vor beinahe vierthalb tausend Jahren verfaßt wurde.

Dr. Sie denken an Moses?

R. Allerdings. Der gibt im Namen Gottes den kürzesten und schlagendsten Beweis an, daß trotz aller Uebel die Fürsehung gerechtfertigt dastehe.

v. N. Der ganze Vertheidigungs-Proceß steht auf einer der ersten Seiten seiner fünf Bücher kurz zusammengedrängt, nicht wahr?

R. Sie wissen schon, was ich meine. Sollten Sie, Herr Doctor, es nicht errathen?

Dr. Ich besinne mich hin und her, kann aber noch nicht einsehen, in wie fern Moses als Advocat der Fürsehung auftrete.

R. Aehnlich, wie der Herr den Nikodemus, möchte ich Sie fragen: Sie sind ein Doctor und wissen das nicht?

v. N. Als Anwalt der göttlichen Regierungs-Maßregel sagt Moses kurz: „Gott schuf die Menschen nach seinem Ebenbilde und sprach: Herrschet über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf der Erde. Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut. Und Gott setzte von Anbeginn an die Menschen in das Paradies. Da waren allerlei Bäume, schön zu schauen und lieblich zu essen. Von allen durften sie essen, nur von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen nicht. Erst als sie dennoch davon gegessen und sich durch Sünde von Gott weggewendet hatten, kam der Fluch über Eva, über Adam und über die Erde. Jetzt trat mühsame Arbeit und Noth, Krankheit und Tod ein."

R. Wie früher dem einzelnen Menschen, so muß man hier der ganzen Welt zurufen: Klage den Himmel nicht an, du hast ja nicht anders gewollt! Hätten die Menschen neben dem Guten nicht auch das Böse kennen gelernt, dann würden sie, dem entsprechend, neben dem Glücke kein Unglück verkosten. Ist der Schöpfer Schuld daran, daß seine Geschöpfe sündigten und seine Schöpfung verunstalteten? Dürfte man Raphael tadeln, wenn Jemand dessen unnachahmliche Gemälde verunstaltete in der Meinung, sie auszubessern? Wenn Gott vorhatte, die Menschen nach einem zeitlichen Glücke mit der ewigen Seligkeit zu belohnen, falls sie dieselbe durch Treue verdient haben würden,

was konnte er mehr thun, als ihnen das möglich leichteste Gebot geben, sie durch die glänzendsten Verheißungen zum Gehorsam ermuntern und durch Androhung der strengsten Strafen von Untreue zurückschrecken?

Dr. Aber, meine Herren: Hic Rhodus, hic salta! Hier werden viele Ihrer Gegner die Frage bei der Hand haben: „Was machen wir mit der mosaischen Urkunde?"

R. Sollte denn wohl Jemand nachweisen können oder wollen, daß Moses den Fall der Menschen und den Ursprung des irdischen Elends nicht auf den Ungehorsam der Stamm-Eltern zurückführe?

Dr. Das würde man vielleicht auch bestreiten.

R. Redet aber nicht das ganze alte Testament von diesem Fundamental-Ereigniß, an das sich alle folgenden Veranstaltungen Gottes anknüpfen, und ohne welches das Gesetz und die Propheten ohne Halt in der Luft schweben? Was ist der ganze alte Bund Anderes, als eine stete Hinweisung und Vorbereitung auf den kommenden Erlöser? Was ist aber eine Erlösung in Christus, wenn das Bedürfniß einer Wiederherstellung der gefallenen Menschheit, die Erbsünde, die Grundlage der ganzen Erlösungs-Theorie, nicht festgehalten wird? Wird das Christenthum nicht ohne sie eine Chimäre? Ruht nicht seine ganze Lehre vom Erlöser, von dessen Tode, von der Taufe u. s. w. auf der Lehre von der Erbsünde?

Dr. Ich gebe das alles zu, Herr Rector! Aber wenn ich mich auf den Standpunct Ihrer Gegner denke, dann bin ich nichts desto weniger noch weit,

sehr weit von Ihnen entfernt. Mancher wird nicht läugnen, daß das alte wie das neue Testament auf der Lehre von der Erbsünde beruhe; man wird zugeben, daß die mosaische Erzählung von dem Sündenfalle und ihren Folgen auf Wahrheit beruhe, wenn die Wahrheit des Evangeliums angenommen wird, wie man auch umgekehrt die Bekämpfung des Christenthums Preis geben wird, sobald die Glaubwürdigkeit Moses' und der Propheten feststeht. Es gibt nämlich keine Religion, als nur die christliche, welche anerkannter Maßen allein die Erfüllungen der alttestamentlichen Verheißungen für sich in Anspruch nimmt und die dazu nothwendigen Bedingungen in ihrem Lehrgebäude aufweiset. Sie werden darum eingestehen, daß es ganz consequent ist, das Eine wie das Andere in Frage zu stellen. Das Dogma der Erbsünde steht und fällt mit dem der Erlösung; Moses steht und fällt mit Christus.

R. Da gerathen wir wieder auf das weite Feld der größten Frage der Weltgeschichte, ob nämlich Jesus von Nazareth ihr göttlicher Mittelpunct ist oder nicht. Wer diese Sonne aus dem Centrum durch Unglauben weghebt, dem fallen die Propheten vor ihm und die Apostel nach ihm wie Planeten, die ihrer Centripetal-Kraft entbunden sind, in die Unendlichkeit des Nichts.

v. N. Wir sind schon einmal, gewiß nicht ohne Nutzen, von dem Wege unserer Untersuchung über die göttliche Weltregierung ab- und zur Frage über den historischen Christus hingeführt worden. Ich sollte sagen, wenn erstens die Geschichte der Thatsachen und Personen, worauf unsere Religion sich stützt, unmöglich wegdemonstrirt werden kann, wenn selbst die

meisten Feinde derselben den Plan aufgeben, den historischen Christus zu läugnen, wenn dieser aber zweitens weder Spuren des Wahnsinns, noch drittens Indicien des Betruges verräth, dann stände seine Gottheit fest, da ein Viertes nicht gedacht werden kann.

R. Mir genügt diese Induction, die genaue Kenntniß der Geschichte vorausgesetzt, ganz und gar; sie ist mir unbestreitbar. Aber Sie wissen, Herr Baron, daß man sich auf allgemeine Reflexionen nicht gern einläßt. Es bleibt deßhalb nichts Anderes übrig, als den ganzen Beweis für die Wahrheit des Christenthums durchzugehen oder die Lehre von der Erbsünde aus der Mitte des gesammten Lehrgebäudes heraus zu reißen, um zu versuchen, ob die Echtheit dieses Bruchstückes sich nicht selbst in seiner Isolirtheit darstellen lasse.

Dr. Die Alternative ist unumgänglich. Sie bietet ihre Schwierigkeiten.

v. N. Was findest du denn um Gottes willen für eine Unrichtigkeit an der Logik der Gedanken, wie ich sie eben den früheren Erörterungen des Herrn Rectors gemäß noch einmal kurz zusammenfaßte? Wo wäre auch nur eine Lücke, eine Mangelhaftigkeit?

R. Ich erlaube mir, meine Herren, den Vorschlag zu machen, diese Untersuchung abzubrechen.

Dr. Wäre das aber nicht, Herr Rector, ein gar zu bequemer Weg für Sie, mit der erhobenen Schwierigkeit fertig zu werden? Wollen Sie denn aus dem Kampfe für die Ehre Gottes desertiren? Sagten Sie ja doch, Sie hätten geschworen, für dieselbe bis in den Tod Stand zu halten!

R. Das hoffe ich auch, mit der Gnade Gottes. Lieber sterben, als der Fahne meines Glaubens untreu werden. Aber auch der treueste Soldat kann dahin kommen, daß er seine Waffen hinwirft und ausruft: „Ich kann nicht mehr!" Auch ein Gefangener kann seine alte Treue, selbst in Ketten, bewahren. Meinen Sie nicht, Herr Doctor?

Dr. Eine Niederlage ist keineswegs das Zeichen des Unrechts. Das Recht ruht nicht auf der Spitze des Degens.

v. N. Sie werden Ihre Bescheidenheit doch um Gottes willen nicht so weit treiben, Sich mitten im Siege für besiegt zu halten? Sonst trete ich ein.

R. Unser ehrenwerther Gegner selbst wird nicht behaupten wollen, daß sich der Kampf zu seinen Gunsten schon entschieden hätte. Ich habe mir eine Unterbrechung unserer Untersuchung nur zum Zwecke eines Waffenstillstandes erbeten, um in Ueberlegung ziehen zu können, ob wir den vollständigen Beweis der christlichen Wahrheit versuchen und somit den Kampf in eine unabsehbare Länge ziehen sollen, oder ob es der raschen Entscheidung wegen vorzuziehen sei, sich einen einzelstehenden Posten vertheidigen zu lassen.

v. N. Das Eine führt zu weit, das Andere in die Enge. Ich möchte eine Vermittlung vorschlagen.

R. Welche?

v. N. Ziehen wir den Posten zurück. Gottes Gerichte sind und bleiben gerecht, und alle seine Wege Gerechtigkeit; auch wenn man beim Hinblick auf die Uebel einer nothwendiger Weise unvollkommenen Welt nur an die eigene Schuld des Betroffenen, oder an die Schuld derjenigen denkt, welche den Mitmenschen

bedrücken. Nicht auf Gott, sondern auf die sündigen Geschöpfe fällt die Verantwortung alles Elendes, wie der Verlauf unserer Unterredungen hinlänglich dargethan hat.

R. Da es bereits so spät geworden ist, so werden Sie, Herr Doctor, uns den erbetenen Waffenstillstand wohl bereitwillig gönnen; oder nicht?

Dr. Sie denken: Zeit gewonnen, viel gewonnen! Wie?

R. Das darf ich für jetzt wenigstens nicht in Abrede stellen.

Dr. Da mir der Sieg der Wahrheit näher am Herzen liegt als die Vernichtung eines Gegners, so entspreche ich um so lieber dem Vorschlage, den gefährlichen Posten einstweilen zurück zu ziehen, um ungestört am Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen vorbei zu kommen und ohne Streit friedlich wie im Paradiese zusammen zu leben.

v. N. Wie! Sie wollen Miene machen, uns zu verlassen? Ich hoffe, daß Sie es nicht verschmähen werden, nach dem Kampfe doch wenigstens noch ein Stündchen bei uns der Ruhe zu genießen.

Dr. Der Herr Baron hat uns von dem verbotenen Baume zurück gehalten, aber auch bereits Anweisung gegeben, von allen anderen Früchten seines Paradieses zu genießen. Sie bleiben, Herr Rector!

v. N. Das bedarf keiner weiteren Ueberlegung.

R. Wenn es sein soll, so sei es; aber unter der Bedingung, daß Sie beide morgen nach der Jagd bei mir Rast machen.

v. N. Gut; wir werden gegen Abend bei Ihnen eintreffen. — Laßt uns denn jetzt, wenn's beliebt, se-

hen, was die Zeitungen heute Neues bringen. Ich habe seit einigen Tagen kaum eine in Händen gehabt.

Nach dieser Bemerkung erhob sich Jeder von uns und begab sich zu dem Tische an der Wand, auf dem die Tagesblätter lagen. Sie boten vielfache Veranlassungen dar, über die Politik der Gegenwart und Vergangenheit zu sprechen und die noch übrige Zeit gesellig zuzubringen.

VI.

Am folgenden Tage war uns das Wetter äußerst günstig, in der Umgegend, wie wir beabsichtigt hatten, zu jagen. Mit ziemlich reicher Beute beladen, traten wir bei der Abenddämmerung in den Garten des Pfarrhauses ein, wo wir aufs freundlichste empfangen wurden. Wilhelm konnte seine große Freude nicht lange zurückhalten, über zwei glückliche Schüsse, die er gethan, bis ins Einzelnste zu erzählen. Er ruhte nicht, bis der Herr Rector alles Wild, das von uns erlegt worden war, gesehen und bewundert hatte. Auch sprach er mit Vergnügen über einzelne Vorfälle, die ihm in früheren Jahren zugestoßen waren, wo er in einer größeren Gesellschaft einige Mal an Jagdpartieen Theil genommen. Hätte ich mich nicht absichtlich zurückgehalten, so würde ich durch seine Bemerkungen sicherlich veranlaßt worden sein, den größten Theil der Abendunterhaltung mit Jagdgeschichten zu vergeuden. Ein Jäger ist gar zu sehr geneigt, mit wahren, übertriebenen oder auch wohl erdichteten Abenteuern Andere und sich erfreuen zu wollen und über die geringfügigsten Vorkommnisse endlose Erzählungen anzuspinnen. Meiner Schwäche und

Versuchung bewußt, fragte ich: „Ist es nicht eigentlich barbarisch, daß man sich an dem Morden der unschuldigsten Thiere ergötzen kann? Liebte der Vogel hier doch das Leben und die Freiheit eben so sehr, wie wir! Um eines Leckerbissens willen zerstört man ihm sein Dasein! Und je mehr der Hase da in die Todesangst gerieth, desto ersichtlicher freuten wir uns, Wilhelm, die wir doch Menschen sind!

N. So große Lust ich unlängst hatte, einen Hund in Stücke zu hauen, der mir auf der Straße den Mantel zerriß, so empfindlich ist es mir doch immer gewesen, ein Thier schlachten zu sehen. Es wird mir zeitlebens der Schmerz unvergeßlich bleiben, den ich als Knabe Tage lang trostlos getragen habe, als ich einmal aus der Schule kam und auf dem Küchentische zwei meiner Tauben fand, deren Kopf getrennt neben ihnen lag. So gierig ich gekommen war, an gewohntem Ort und Stelle nach meinem Butterbrode zu langen, so unmöglich wurde es mir, damals um eilf Uhr, ja, selbst um die Mittagszeit, zu essen. Ich weinte, wie eine Mutter kaum um ein gestorbenes Kind trauern kann. Es waren nämlich die ersten Opfer, die aus meinem Taubenschlage einem Freunde zu Lieb fallen mußten, welcher uns unerwartet besucht hatte. Nicht ihr Verlust, meine Herren, nein, ihr grausamer Tod allein betrübte und empörte mich. Denn als ich nicht lange vorher einem Verwandten meines Alters ein Paar schenken sollte, that ich es mit bereitwilligem Herzen. Später habe ich mich allerdings auch daran gewöhnt, meine liebsten Täubchen dem gewaltsamen Tode Preis zu geben.

v. N. Adam und Eva im Paradiese haben gewiß

niemals eine Taube beim Kopf genommen, um ihren Rumpf auf die Erde zu schleudern.

R. Sie erinnern mich an physiologische Vorlesungen eines rühmlichst bekannten Mediciners, des Professors Nasse, an der Universität zu Bonn. Er suchte vor der großen Anzahl seiner Zuhörer nachzuweisen, wie der Organismus des Menschen in seiner jetzigen Constitution noch zur Stunde darauf hinweise, daß dieser sich ursprünglich nur von Pflanzenstoffen genährt habe. Die Erläuterungen des genannten Professors zielten im Ganzen oft darauf ab, den Einwürfen zu begegnen, die von Seiten der Anthropologie und Physiologie den biblischen Nachrichten über die adamitische Lebensweise gemacht werden. Das große Ansehen, welches dieser Gelehrte allenthalben genoß, trug viel dazu bei, daß seine Entwicklungen den Meisten plausibel erschienen.

Dr. Ja, ich habe ihn auch persönlich gekannt.

R. Mir wenigstens liegt in dem Verfolgen und gewaltsamen Morden der Thiere immerhin eine Andeutung, den mosaischen Wahrheiten auf die Spur zu kommen. Wenn ich sehe, wie der Fleischer jetzt einem Lamme, das seinen Mund nicht aufthut, den Hals rücklings beugt, um ihn mit dem Messer kaltblütig durchzuschneiden, dann denke ich manchmal: so war es nicht immer. Der Mensch, wie er als Ebenbild Gottes aus der Hand des alliebenden Schöpfers hervorging, hat so nicht verfahren können. Wie er aber jetzt verfährt, verräth er die Spuren seiner gefallenen Natur. Wenn ich recht berichtet bin, dann nagelt man in gewissen Gegenden Gänse durch ihre Füße auf ein Brett fest, um sie in dieser fürchterlichen Ruhe desto rascher

zu mästen und den Gourmands desto wohlschmeckendere Leberpasteten zu bereiten. Sind diese Thierquäler Menschen von unversehrter Gottebenbildlichkeit?

v. N. Verbinde ich diese Ihre Bemerkungen mit den vorgesetzten Beweisen Ihrer Gastfreundlichkeit, dann werde ich auf Gedanken gebracht, die mir seither nie in den Sinn gekommen sind.

Dr. Ich sehe, Sie nehmen die Schüssel mit den Scheiben der Jägerwurst! Welche Beobachtungen wollen Sie denn an diese Speise anknüpfen?

v. N. Paradiesische, Wilhelm!

Dr. Nun, da bin ich doch gespannt! Ein Lamm und eine Taube dienen wohl allgemein als Sinnbild der Unschuld; das Thier aber, wovon dieses da die Ueberbleibsel sind, wird doch gewiß mit der paradiesischen Unschuld nichts zu thun haben.

v. N. Allerdings.

Dr. Sollen denn am Ende gar die Schweine schöne Beweise hergeben, daß die ursprüngliche Vollkommenheit unseres Geschlechtes eine höhere war, als sie jetzt angetroffen wird?

v. N. Ob Beweise, ob Spuren, ob Ahnungen, — ich lasse es dahingestellt sein. Erlaube mir, den Gefühlen, die mich eben anwandelten, unverhohlen einen Ausdruck zu verleihen; dann mag man richten. Sie sollen nichts Weiteres sein, als Nachklänge zu dem Tone, der vorhin angeschlagen wurde.

R. Nun denn, Herr Baron, auch ich kann aus den Andeutungen Ihrer Gedanken nichts errathen.

v. N. Das wüsteste aller Thiere ist das Schwein; aber es gibt keines, mit dem sich der Mensch, wie er jetzt leibt und lebt, mehr amalgamirt, als mit ihm. Er

verschlingt von ihm alles, was es an und in sich trägt, während er von allen anderen größeren Thieren doch das Eine oder Andere liegen läßt. Mag das Schwein noch so säuisch sein ganzes Leben lang im Kothe herumwühlen, man verzehrt seinen Rüssel mit offenbarem Wohlbehagen; ja, feingebildete Herren und Damen lecken noch zur guten Letzt ihre Finger ab, womit sie Schnauze, Ohren rc. dieses . . . — nun, ich kann keinen passenderen Namen finden, als den das Thier hat — dieses Schweines berührt haben. Man scheut sich wohl, seine zarten Finger an einem armen, zerlumpten Manne zu verunreinigen; aber sie mit den unedelsten Theilen einer geschlachteten Sau zu besudeln und sie dann mit eigener Zunge und Lippe zu reinigen, daran nimmt man keinen Anstand. Der Herr Rector hat ganz Recht, wenn ihm beim Anblick des Abschlachtens der Geschöpfe auf der Erde der Gedanke aufstößt, ob es wohl von Anfang an so gewesen sei. Ich kann mich ebenfalls derselben Ahnung nicht erwehren, wenn ich mir vorstelle, wie drei, vier Menschen auf ein niedergeworfenes Schwein hinknieen, wie der Meister unter allen ihm dann die Kehle abrasirt, das Mordinstrument hineindrückt, ihm langsam das Blut abzapft, auf daß auch selbst von diesem ja kein Tropfen verloren gehe. Und wozu? Man reißt dem Schlachtopfer die Gedärme aus dem Leibe, preßt heraus, was in denselben war, stopft's Blut hinein, und dann — beißen wir Menschenkinder, wir Kronen der Schöpfung, in diese schweinischsten Ueberbleibsel des Schweines, kauen und verschlingen sie. Je mehr ich über diese Erscheinungen nachdenke, desto bedeutungsvoller kommen mir die Hinweisungen des Herrn Rectors vor. Wenn man

von den Handlungen der Jäger, der Metzger und der perfectesten Köche ausgeht und bis zu den Menschenfressern in den Wäldern fortschreitet, dann findet man ohne Zweifel Spuren genug, die nicht unsicher muthmaßen lassen, daß früher andere Menschen über die Erde einhergegangen sein müssen. Solche, welche im Tode des Lebendigen ihr eigenes Leben fristen, sind wohl schwerlich in diesem Zustande von der gütigen Weisheit Gottes geschaffen worden, der seine milde Hand öffnet und alles, was da lebt, mit Segen erfüllt. Soll unser Leben wohl angewiesen worden sein, sich von Leichen zu ernähren? Nein, nimmermehr.

R. Mehr als diese äußeren Handlungen deutet die innere Verdorbenheit des menschlichen Herzens auf die Existenz einer Erbsünde hin. Rousseau geht zwar von dem Grundsatze aus, daß der Mensch von Geburt aus gut sei; aber die Erfahrung der Welt und das tagtägliche Leben strafen ihn so sehr Lügen, daß ein königlicher Philosoph über einen Gleichgesinnten den Ausspruch thun konnte: „Er kennt die Canaille nicht.“ Deutsche Pädagogen, durch den Zauber der Namen Basedow und Pestalozzi geblendet, bauen deßgleichen der Bibel entgegen auf dieses Fundament ihr luftiges Lehrgebäude, wozu ihnen Rousseau die Zeichnung gegeben hat, und verrücken nicht selten einem Dorfschulmeister sowohl, als auch dem Philologen den gesunden Menschenverstand. Es ist zu beklagen, daß selbst von Stellen aus, woher man es eben nicht erwarten sollte, bis in die neueste Zeit derartige Bücher den angehenden Erziehern empfohlen werden. Ich will nicht einmal daran denken, daß solche Theorieen durch mündliche Vorträge den unerfahrenen Zöglingen des Schul-

faches auf eine noch gefährlichere Weise eingeimpft werden. Kein Wunder, daß Erziehungs-, Lehr- und Lernmethode so total verkehrt angegriffen und durchgeführt vorliegen, wenn der Ausgangspunct, die Grundlage des Ganzen, auf einer falschen Annahme beruht. Rousseau's „Emil" muß nach ganz entgegengesetzten Principien behandelt werden, als ein Zögling christlicher Erziehungslehre. Jener nimmt ihn als vollendet gesund, diese als krank. Jener betrachtet ihn als nackten Naturmenschen, als potenzirtes Thier, von und für die Erde allein geboren, diese für einen gefallenen, aber von und für den lebendigen Gott geschaffenen Geist. Rousseau's Emil weiß in seinem fünfzehnten Jahre noch nicht, daß er eine Seele hat, und erfährt es in seinem achtzehnten Jahre noch viel zu früh; das christliche Kind betet schon in seinem zweiten Lebensjahre zur Freude der Menschen und zur Bewunderung der Engel. Ist es nicht Schade und Schande, daß Jean Jacques und Gleichgesinnte dem außerordentlich vielen Guten ihrer Pädagogik das Schlimmste beigemischt haben, indem sie das angeborne Schlechte im Kinde verkannten?

v. N. Nein, man kennt den Menschen nicht, wenn man glaubt oder mit Bewußtsein den Glauben erheuchelt, daß der Mensch von Natur aus unversehrt gut sei. Mögen die bezeichneten philanthropischen Erzieher noch so Schönes von der natürlichen Unschuld des Kindes zu erzählen wissen, mögen sie neben der Erweckung und Förderung der allerdings vorhandenen guten Anlagen noch so blind sein wollen gegen die bösen Keime, die wir mit auf die Welt bringen — wir sind und bleiben zum Bösen geneigt von der Wiege an.

Dr. Man läugnet das Böse nicht, das sich beim Kinde vorfindet; man stellt dieses keineswegs als vollkommen dar, so viel ich mich erinnere. Das wäre barer Unsinn. Wer mit der Jugend zu thun hat, weiß das eben so gut, wie wir alle. Wer sollte es in Abrede stellen wollen?

v. N. Aber man wähnt, das Uebel liege nicht von vorn herein im menschlichen Herzen; es komme ihm später zu, entweder durch böses Beispiel oder durch schlechte Grundsätze einer verkehrten Erziehung, oder vielleicht am Ende auch gar durch verdorbene Atmosphäre, wie ein materialistischer Professor sagen würde.

Dr. Mir scheint übrigens die Methode, welche bei der Erziehung mit Ueberzeugungsgründen zu Werke geht und das vorhandene Gute hebt, unendlich richtiger und besser, als jene alte Behandlungsweise, die den sündigen Adam mit einem Stocke aus dem Kinde herausschlagen will.

v. N. Mir scheint ein ehrlicher Bauersmann im altfränkischen Rock, in dessen Zimmer eine Ruthe hinter dem Spiegel steckt, tausendmal mehr zu kennen, wo es beim Kinde noth thut, als alle diejenigen, welche von einem sündigen Adam durchaus nichts wissen und nur durch rationelle Gründe auf das Gehirn des eigensinnigen Knaben wirken wollen. Mag man noch so sehr sich bemühen, aus dem Kinde schon einen Plato herauszusokratisiren; man lockt doch keine Maus aus einem Loche, in dem keine Maus sitzt, und eine Taube brütet nimmermehr ein unschuldiges Täubchen aus einem Ei, das ihr ein Kuckuck ins Nest gelegt hat.

R. Wir dürfen, wie ich meine, die Sache nach keiner Seite hin zu weit treiben. Wer es darauf anlegt, alle Erziehungskunst nur darein zu setzen, das Böse aus dem Kinde herauspeitschen zu wollen, irrt und frevelt eben so, wie derjenige, welcher im Zögling einen vollkommenen Engel erblickt und gegen seine angeborenen Fehler blind sein will. Und stellt man sich auch blind dagegen — glauben Sie mir, Herr Doctor, man sieht die sündige Erbschaft doch. Beobachten Sie nur die Erzieher von Rousseau's Grundsätzen; beobachten Sie dieselben nicht, wie sie Bücher schreiben, sondern wie sie sich im Leben, in der Schule benehmen. Das Papier ist geduldiger, als der leibhaftige Knabe. Als ich noch im Schulfache angestellt war, da hatte ich einen Collegen, dem Rousseau's „Emil" Alles galt, wenigstens weit mehr, als die heilige Schrift mit ihrer Lehre von der Erbsünde und den daraus entspringenden Erziehungs-Grundsätzen. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß er zehnmal mehr Strafe ertheilte, als ich mit meiner Ueberzeugung, daß im Knaben etwas Böses stecke.

Dr. Der Umstand verstößt noch keineswegs gegen seine Maximen. Ein Gymnasialschüler ist bereits in einem Alter, wo er mit Verführungen von außen schon in Berührung gekommen ist.

R. Aber sein Verfahren gegen seine eigenen noch kleinen Kinder war ebenfalls der Art. Er suchte ihnen, wie ich zuverlässig weiß, das Böse von innen handgreiflich herauszutreiben, Tugend aber von außen her beizubringen.

v. R. Wären manche Gelehrte nicht so entsetzlich ungelehrig, manche so genannte naturwüchsige Tu-

gendhelden aller augenfälligen Wahrheit nicht so ganz und gar unzugänglich: dann würden sie sich durch die unmündigen Kinder unterweisen lassen. Man nehme doch nur ein Knäbchen oder ein Mädchen, bevor es den Verführungen von außen ausgesetzt, ja, sogar, bevor es auch nur im Geringsten zurechnungsfähig ist — es schreit uns ja die Erbsünde zu. Welch ein Trotz und Eigensinn liegt nicht in einem Kinde von zwei, drei Jahren! Welch ein Neid, welch ein Zorn und Ungehorsam offenbart sich nicht selten in dem zartesten Alter, worin das Kleine, wenn es lächelt, allerdings ein Engelchen zu sein scheint!

Dr. Das sehe ich nicht ein.

v. N. Du mußt das doch besser noch wissen, als ich, da du Kinder hast; gleichwohl weiß ich es hinlänglich und ebenfalls aus eigener Anschauung. Hast du nie bemerkt, wie groß und wie boshaft oft der Neid eines zweijährigen Söhnchens oder Töchterchens ist, falls die Mutter seine Suppe einem fremden Kinde geben will? Vor Aerger schlägt es ihr das Löffelchen aus der Hand; vor lauter Mißgunst weint es bis zum Uebermaß, so daß ihm Stimm' und Thränen stehen und stocken bleiben.

Dr. Das ist ganz natürlich.

v. N. Ja, das ist es eben, daß das ganz natürlich und nicht angelernt ist. Diese Natürlichkeit ist aber vom Bösen.

Dr. Sie nehmen meine Worte in einem anderen Sinne, als ich bezweckte. Wenn ich sagte, daß das Weinen eines Kindes bei der Entziehung seiner Nahrung natürlich sei, so verstand ich dabei, daß mir das ohne Zuziehung einer Erbsünde ganz erklärlich er-

scheine und die angeborne Güte nicht wegdemonstrire.

v. N. Wie so denn?

Dr. Wie eine Pflanze sich nach dem Thau des Himmels, nach der Feuchtigkeit des Bodens sehnt, traurig aber die Blätter hangen läßt, wenn diese Nahrung ihr entzogen wird, ganz so das Kind, wenn man ihm seine Speise vorenthält.

v. N. Ganz so? sagst du. „Oder auch nicht", war die Antwort eines Helden im Homer, als ihm allerhand Falsches nachgesagt wurde.

Dr. Warum denn nicht?

v. N. Voraus bitte ich, nicht so sentimental und phantasiereich von der Sehnsucht und Traurigkeit einer Nelke oder Rose zu sprechen. Wir sind an der ganz prosaischen Erbsünde; da muß man die Blumensprache und Naturpoesie bei Seite lassen. Man nennt wohl manchmal auch ein Menschenkind ein „Pflänzchen"; aber die menschliche Traurigkeit ist doch noch etwas ganz Anderes, als „die Blätter hangen lassen". Sie ist bewußter Seelenzustand. Das Erschlaffen eines Verhungernden, die matt herabhangenden Augenlider, Lippen und Arme eines Verdürstenden lassen sich allenfalls mit deiner Traurigkeit einer Blume vergleichen; aber der boshafte Eifer und der rachsüchtige Neid eines Eva-Kindes gebahret sich und ist thatsächlich himmelweit davon verschieden. Doch die Hauptsache hätte ich bald vergessen.

Dr. Soll denn der Nachgeschmack des Paradies-Apfels noch bitter-böser sein?

v. N. Allerdings, Wilhelm, so bitter, daß es für einen nachdenkenden Vater oder für eine besorgte Mutter

weder zum Lachen noch auch zum Lächeln ist. Das Kind äußert den bezeichneten Neid auch bisweilen dann, wenn es sieht, daß seine Speise einem anderen nur dann gegeben wird, wenn es selbst vollends gesättigt darauf verzichtet hat. Da hast du den blassen Neid, nicht etwa eine materialistische Blättertraurigkeit oder pantheistische Blumensehnsucht. Nun addire dir selbst gefälligst zu diesem Fehler alle übrigen schon genannten oder noch nicht genannten, die du an den unvernünftigen Kindern bereits wahrnehmen kannst: dann verräth sich die Vaterschaft des sündigen Adam hinlänglich.

R. Man greift, Herr Doctor, ganz gewiß fehl, wenn man aus Irrthum oder zu antichristlichen Zwecken, die man nicht selten im Hintergrunde hegt, die Thatsache übersehen will, daß im Menschen ein angestammtes Seelenübel liegt. Beobachten Sie den Knaben, wenn er der ersten Kindheit entwächs't. Wie hat er seine Freude daran, leblose Gegenstände ohne allen hinreichenden Grund zu zerstören! Geht er an einer Pflanze vorbei, er ruht oft nicht, bis er ihr mit seinem Stocke den Kopf abgeschlagen hat, und sollte er dazu einen Umweg selbst durch Wasser und Morast machen müssen. Kein Thierchen ist vor ihm des Lebens sicher; es sogar auf eine grausame Weise zu martern, ist seine Herzenslust. Die Vorliebe zum Bösen steckt von Geburt aus in uns und wird erst durch Erziehung gehoben oder gemildert. Als Mann können Sie sicherlich viele der Grausamkeiten an Thieren und der Verwüstungen an Blumen u. s. w. nicht mehr vornehmen, wozu Ihnen als Knaben die Lust angeboren war.

Dr. Wenn der Knabe ein Thier angreift, sollte dabei nicht etwa weit eher Muth, der Vorbote der Tapfer-

keit, als ein Keim der Bosheit zu Grunde liegen? Wenn ein Knabe und ein Hund z. B. friedlich, ohne Kampf an einander vorbeigehen, dann taugt entweder der Hund oder der Knabe, oder beide taugen nichts.

v. N. Darauf könnte man deine eigenen Worte anwenden, jenes Bedenken nämlich, ob an dieser Phrase die Richtigkeit eben so viel Antheil habe, als der Reiz eines bon mot.

R. Ich habe solche Jungen noch in meiner Schule, welche mit einem Hunde gar zu oft Streit anfangen. NB. sind es Hunde, die nur zum vierten Theil so groß sind, wie der Knabe selbst, dann geht er ihnen ganz höflich aus dem Wege; an kleine wagt er sich aber stets. Die Tapferkeit nimmt es mit einem Gegner auf, der ihr doch wenigstens in etwa gewachsen ist, an einem unverhältnißmäßig Schwächeren sich vergreifen zu wollen, ist Barbarei, feige Grausamkeit.

v. N. Dazu bitte ich, dich nicht lediglich an den Hunden zu halten. Der Herr Rector spricht namentlich von den hülflosesten Thierchen, einem Käfer, dem der Knabe mit dem Nagel seines Daumens den Kopf in den Rumpf hineindrückt, einem Wurme, den er zum Vergnügen zertritt, einer Fliege, der er die Beine und Flügel ausrupft ꝛc. Ist das Muth? Sind das die Keime der Tapferkeit? Die Athenienser und das Orakel müssen in dem jungen Miltiades etwas ganz Anderes erblickt haben, als sie auf seine Zukunft eine so große Hoffnung, auf seine künftige Tapferkeit ein so festes Zutrauen bauten.

R. Wie es der Weltgeschichte im Großen ergeht, so trifft es auch heute in unserem kleinen Kreise zu. Was man vorher bestimmt hat, erfolgt entweder gar

nicht oder doch wenigstens nicht so, wie man wollte. Da wir alle drei für Erzeugnisse der Poesie oder für schöne Gedanken bedeutender Prosaiker Vorliebe haben, so wollte ich Sie im Beginne unserer jetzigen Abendunterhaltung mit einem kleinen Gedichte von Clemens Brentano begrüßen, um daran das anzuknüpfen, was ich Ihnen von gestern schuldig geblieben bin. Ihre eigenen Worte machten mich eben wieder darauf aufmerksam, deßhalb will ich es mir noch nachträglich vorzulesen erlauben:

Das Keimchen.

Auf einem kleinen Gartenbeet
Ein wunderliches Keimchen steht,
Das ist heut noch zu zart und klein,
Und morgen wird es größer sein;
Ich weiß nicht, wer es eingelegt
Und wer es so getreulich pflegt.

Es stehn der Blumen mancherlei,
Und leider Unkraut auch dabei;
Die Blumen, Herr, die sind von dir,
Das Unkraut sät' ein Andrer mir,
Der sät' es ein um Mitternacht,
Wenn nicht mein guter Engel wacht.

O Herr, mein Gott! ich bitte Dich,
Um Jesu Christ erhöre mich;
Sieh an das Keimchen, wie es steht,
Und hast du es nicht selbst gesät,
So reiß das liebe Keimchem aus,
Sonst wird ein böses Unkraut draus.

v. N. So ist es. Wer ohne Vorurtheil die Kinderwelt ansieht, dem kann der Keim des Bösen nicht entgehen, der vor allem Ueberlegen, vor allen schädlichen

Einflüssen von außen sich zeiget und denkgerecht durch alle Generationen hindurch auf ein Erbübel vom ersten Stammvater her hinweiset.

Dr. Hätten Sie statt meiner einen meiner Bekannten hier, der würde Ihnen bei dieser Gelegenheit mit hundert Gelehrten vor ihm sagen, das Menschengeschlecht stamme keineswegs von einem einzigen Elternpaar ab. Ich theile mit Ihnen aber die Ansicht, daß diese vielbesprochene Hypothese sich durch gar keine haltbaren Gründe erweisen lasse.

R. Sollte diese Umkehr zur Bibel nicht ebenfalls Tausenden die Augen öffnen, geoffenbarte Wahrheiten nicht leichtfertig abzuurtheilen? Gab es doch eine Zeit, wo die Männer von Fach, wie sie sich nennen, einen jeden für einen Obscuranten verschrieen, der mit der heiligen Schrift Adam und Eva als gemeinsamen Stamm des Menschengeschlechts ansah oder gar in einem Buche darzustellen wagte. Jetzt, wo der Fortschritt der Wissenschaft alle erhobenen, oft mit den Haaren herbeigezonen Einwürfe entkräftet hat, schweigt man aus Ueberzeugung oder auch wohl mit verborgenem Ingrimm. Jetzt, wo nachgewiesen ist, daß die willkürliche Racen-Eintheilung unhaltbar ist, daß der Africaner auch nicht um ein Aederchen sich vom Europäer wesentlich unterscheidet, daß die Farbenverschiedenheit sich als einen lächerlichen Einwurf gegen die Einheit des Menschengeschlechtes herausstellt, daß die großartigen Sprachenvergleichungen auf drei Classen, und somit auf Sem, Cham und Japhet, zuletzt diese drei sogar auf eine Einheit hinweisen, jetzt, wo man das Dasein der Americaner sich anders erklärt, als daß sie aus der Erde herausgewachsen oder aus Affen metamorphosirt sein

müssen; jetzt, sage ich, wo bedeutende Gelehrte anzuerkennen gedrungen werden, was Moses vor beinahe vierthalb Jahrtausend schon wußte und die Anstrengungen der Wissenschaft allmählich erst nachweisen — wird plötzlich wahr, was bis dahin falsch gewesen sein soll.

Dr. Ich stimme Ihnen bei, daß auch in diesen Dingen nicht bloß die Politik, sondern auch die gelehrten Forschungen der Religion große Dienste erweisen werden.

R. Um Einiges zu übergehen, Anderes nicht zu wiederholen, bescheide ich mich, statt weitläufigerer Entwicklungen mich der Hülfsmittel zu bedienen, die ich mir zur Beantwortung der gestern ungelös't gelassenen Frage bereit gelegt habe. Was wir seither berührt haben, spricht der heilige Augustinus vor vierzehnhundert Jahren folgender Maßen aus:

„Wer weiß nicht, in welcher Unkenntniß der Wahrheit, wie es bei Kindern ganz offenbar ist, und mit wie vielen Leidenschaften, die schon beim Austritte aus dem Kindesalter, sich zu zeigen anfangen, der Mensch auf die Welt kommt, gleichsam wie aus einer bösen Wurzel, die alle Söhne Adam's von ihrer Geburt an in sich tragen; so daß, wenn man den Menschen nach seiner Willkür leben ließe, es fast keine Ausschweifung gäbe, zu der er nicht hinstürzte? Gesetz und Unterricht bewachen und bewahren uns vor den Finsternissen und den Lüsten, in denen wir geboren werden. Ohne viele Mühe und Schmerzen geht das aber nicht her. Denn wozu doch, ich bitte Euch, alle die Drohungen, die man den Kindern macht, um sie in Pflicht und Gehorsam zu halten? Wozu die Lehrer, die Erzieher, die

Stöcke, die Ruthen, deren man sich oft gegen ein Kind, das man liebt, bedienen muß, damit es nicht später unverbesserlich und unbändig werde? Wozu alle diese Mühen, wenn nicht, um die Unwissenheit zu besiegen und die böse Lust zu unterdrücken, — zwei Uebel, die mit uns auf die Welt kommen? Woher kommt es, daß wir uns so mühsam einer Sache erinnern, und daß wir sie so leicht vergessen? daß es so viele Anstrengungen kostet, etwas zu lernen, und gar keine, um nichts zu wissen? daß es so schwer ist, fleißig zu sein, und so leicht, sich der Trägheit zu ergeben? Zeigt das nicht deutlich, wozu die Natur durch ihr eigenes Gewicht sich hinneigt, und welcher Hülfe sie bedarf, um sich davon zurückzuhalten?"

v. N. Ich möchte gern auf das namenlose Elend der Menschen hinweisen, das trotz alles Glückes derselben auf unserem Geschlechte lastet. In ihm, meine ich, müßte ein bedeutsamer Wink liegen, daß der Mensch ursprünglich in besseren Verhältnissen gelebt haben muß. Mag man seinen anfänglichen Ort und den Zustand des Lebens nun Paradies oder wie immer nennen wollen — Gott hat seine Geschöpfe sicherlich nicht von Anfang an in dieses Thal der Zähren gesetzt. Hülflos, wie kein Thier, kommt der Mensch zur Welt. Schmerzvoll, wie kein lebendiges Wesen, verläßt er sie. Mit Weinen begrüßt er das erste Tageslicht, und mit Angstschweiß bricht im Tode sein Auge. Was nun zwischen der Geburts- und der Sterbestunde liegt, bildet es nicht eine Kette von Leiden und Trübsal? Hielte die Religion den Menschen nicht, wie ertrüge er sein Elend, das ihm nicht selten über den Kopf zusammenwächs't? Ohne sie ist das vorzüglichste

Geschöpf auf der Erde das beklagenswürdigste und elendeste. Die Vernunft wird aus dem erhabensten Geschenk seine unerträgliche Folter. Ein verendendes Thier kennt die unendliche Qual eines sündigen Zweiflers nicht, der den Tod vor Augen sieht. Laster der vergangenen Jahre peinigen ihm kein Gewissen; Sorge um Weib und Kind, die ein sterbender Vater verläßt, machen jenem die qualvolle Gegenwart nicht zu einer verzweifelten Lage; der Gedanke an den Tod macht ihm das Leben selbst nicht zu einem andauernden Sterben, wie es beim Menschen der Fall ist, der im Anblick seines Grabes, trotz des kühnsten Unglaubens, vor der Zukunft zurückbebt. Ein Geist, der im Leben Alles verneint, spricht doch, so lange er nicht auf alles Denken verzichtet, beim Tode: „Man weiß nicht, was nach ihm folgt. Haben ich und meine Genossen Recht, dann bin ich vernichtet; hat die übrige gläubige Welt Recht, dann bin ich verdammt für ewig!“ Auf dem Todesbette schweigen die Leidenschaften, und das von ihnen übertäubte Gewissen erhält die Sprache wieder. Ich vergesse in Ewigkeit nicht, was ich an dem Krankenlager eines mir befreundeten Officiers vor dreißig bis fünfunddreißig Jahren gesehen habe. Ein Mann, der im Leben selbst das Dasein Gottes läugnete und sich über den Himmel lustig machte, glaubte sterbend an den Teufel und zitterte vor der Hölle. Von dem Tage an begann ich über religiöse Dinge ernster nachzudenken, als es bis dahin geschehen war. Der letzte Brief meiner damals schon gestorbenen Mutter kam bei mir endlich zu Ehren. Er gehört zu meinen besten Kleinodien. — Kurz, meine Herren, das Leiden und Sterben eines mit Vernunft begabten Menschen ist

und bleibt mir ohne Erbschuld und Erbstrafe unerklärlich.

R. Meine Lebensschicksale, Herr Baron, gleichen den Ihrigen, wie Sie wissen, in so fern, als mein Entschluß, mich dem geistlichen Stande zu widmen, von einer Krankheit datirt; nur war ich damals es selbst, kein Anderer, der den Tod zu befürchten hatte. Aber von der Zeit an erblicke auch ich in allen Dingen am Himmel und auf der Erde, in Kunst und in Wissenschaft, in Furcht und in Hoffnung, allüberall die Bestätigung des Katechismus, den ich vorzutragen habe. Das geht so weit, daß ich selbst in anscheinend unbedeutenden Umständen bedeutsame Anzeichen der Offenbarung Gottes erkenne. Die Thatsache, daß der Mensch allein sich des Feuers bedient, um sich im Winter zu erwärmen, um sich seine Speise zu bereiten, seine Instrumente für den Krieg und den Frieden zu fabriciren, Maschinen in Gang zu setzen — deutet mir seine himmlische Abstammung an. Nicht umsonst scheint mir die Mythologie der Heiden den Prometheus so darzustellen, daß er das Feuer vom H i m m e l auf die Erde geholt habe. Andererseits sagt mir der Umstand viel, daß nur der Mensch es ist, welcher unter allen Geschöpfen der Erde Thränen weint. Diese weisen mich darauf hin, daß er nicht allein kein sublimirtes Thier, sondern ein gefallenes, aus höherer Vollkommenheit herabgesunkenes Wesen ist.

D r. Das ist wirklich ein ganz naiver Gedanke. Ein Poet würde denselben füglich zu einem ansprechenden Gedichte verwenden können.

v. N. Klopstock spricht sich in seiner Elegie an Ebert in ähnlicher Weise sehr schön aus. Es schwebte ihm

der Gedanke an den Tod seiner Freunde vor und erfüllte seine Seele mit einer Traurigkeit, die ihn unter Anderm sagen läßt:

Weggehen muß ich und weinen! vielleicht daß die lindernde Thräne
Meinen Gram mir verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Elend nicht weinen,
Ach, wie ertrüg' er es da!
Weggehen muß ich und weinen. Mein schwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.

Diese, aber auch nur diese Verse sind mir vom ganzen Gedichte erinnerlich. Sie drücken deutlich genug aus, was ich fühle und ahne. Sie haben Recht, Herr Rector! Thränen, die nur der Mensch kennt, bekunden etwas Mysteriöses, ein dunkles Geheimniß von Erbsünde und vielleicht von Erlösung zugleich.

R. Obwohl ich persönlich in diesen und ähnlichen Reflexionen Anlaß zu heilsamen Betrachtungen finde, so wollen wir denselben doch keineswegs eine größere Bedeutung beilegen, als sie in der That haben mögen. Was ich noch zum Zwecke unserer Untersuchung vorzunehmen gedachte, findet sich in Nikolas' Studien, von denen ich Ihnen schon in empfehlender Weise gesprochen habe, schöner und gründlicher dargestellt, als daß ich es unterlassen könnte, Einiges aus denselben wörtlich anzuführen. Sie, Herr Doctor, wünschten den Verfasser ja ohnehin näher aus seinen Schriften kennen zu lernen. Nachdem ich mich diesen Morgen vergebens

nach einer Abhandlung über die Fürsehung in seinem Werke umgesehen hatte, stieß ich auf seine Vertheidigung der Lehre von der Erbsünde. Er bemerkt unter Anderm:

„Schon oft in langen Nächten sann ich schlaflos nach,
„sagte die Phädra des Alterthums,
„Wie doch so unglückselig unser Leben sei.
Und nicht nach unsres Geistes Art, im Gegentheil,
Ganz gegen unsern Willen scheinen wir
Stets das zu thun, was uns Verderben bringt.
Das Gute kennen wir und haben's vor;
Und thun es dennoch nicht . . . .
Denn zahlreich sind die Lüste dieses Lebens.
Ja, selbst im Augenblick, da ich dies dachte,
Bedünkte mir, in Sicherheit zu sein,
Daß nun kein Zaubertrank mir schaden könne;
Doch, ach! trotz meines Geistes Widerspruch, —
Ich fehlte.

„Diese Wahrheit, im Theater zu Athen durch Euripides dargestellt, und fast zweitausend zweihundert Jahre später auf der französischen Bühne durch Racine wieder vorgetragen, ist die älteste, die beharrlichste, die allgemeinste aller Wahrheiten, und doch zugleich diejenige, welche von unserem Verstande am wenigsten begriffen wird.

„Was der griechische Dichter in langen, schlaflosen Nächten wirklich nicht gefunden hat, und was der französische, von einem höheren Lichte erleuchtet, erkannte, — es ist nichts Anderes, als eben die Ursache und das Heilmittel jener auffallenden Unterwürfigkeit des menschlichen Willens unter die Herrschaft des Bösen. Racine sagt darüber, nach dem h. Paulus:

„Mein Gott, in mir welch grauser Widerstreit!
Zwei Menschen sind es, die dort ringen:
Der eine will dir, treu und dienstbereit,
Ein Herz voll Lieb' entgegenbringen;
Der andre sträubt sich gegen deinen Willen
Und hält mich ab, was Pflicht ist, zu erfüllen.

. . . .

„Im Kampfe mit mir selbst, — ach jammervoll! —
Wo werd' ich finden deinen Frieden?
Ich will, und thue niemals, was ich soll:
Ich will; doch — welch Elend hienieden! —
Ich thue nicht das Gute, das ich liebe,
Das Böse, das ich hasse, stets ich übe.

„O Gnade! hehrer, segensreicher Strahl!
Komm, daß der Streit ein Ende nehme!
Mit sanfter Macht — zur Lindrung meiner Qual —
Den bösen Menschen in mir zähme,
Daß ich, der Sclav' des Todes und der Sünde,
In dir, o Gott, die Ruh' der Freiheit finde!

„Erforschen wir nun diese wichtige Wahrheit, und steigen wir hinab in die Tiefen des menschlichen Herzens, ihres Schauplatzes, um sie dort mit eigenen Augen zu beobachten!

„Wir sind zum Bösen geneigt; das ist eine offenbare Thatsache. Unser Wille ist gelähmt. Sichtbarlich neigt er hin zur Uebertretung der Gesetze unserer menschlichen Natur. Eine Sache braucht nur verboten, d. h. gegen Vernunft und Gewissen zu sein, und sie wird sofort anziehend, und unsere Wünsche sind darauf gerichtet.

Zum Verbotnen hin
Strebet unser Sinn.
Nitimur in vetitum.

„Das ist doch wahrlich eine große Unregelmäßigkeit. In der Natur folgt Alles seinem Gesetze; Alles, vom Insect bis zu den Gestirnen, geht den Gang der Ordnung und wirkt mit zu der allgemeinen Harmonie, in welcher sich die Intelligenz offenbart, die das Universum geschaffen hat. Der Mensch allein weicht ab zur Unordnung und zeigt in seinen gesellschaftlichen Verbindungen einen solchen Wust von Irrthümern und Lastern, daß jene große Wahrheit vom Dasein eines Gottes dadurch verdunkelt wird, und daß man aus der Menschheit heraustreten muß, um diese Wahrheit wiederzufinden. So verläugnet denn gerade das Meisterwerk seinen eigenen Schöpfer und klagt gegen ihn. Ist das nicht eine gewaltige Abweichung von der Regel?

„Man sage aber nicht, es sei kein Wunder, daß der Mensch allein irren könne, weil er allein frei sei. Denn ich antworte sogleich: Es handelt sich nicht um die Möglichkeit, zu irren, sondern um die Leichtigkeit, womit wir irren; es handelt sich um unsere Vorliebe für den Irrthum und um unseren Hang zum Bösen."

Dann fährt er auf Seite 13 fort...— Da ich etwas heiser bin, so werden Sie, Herr Doctor, die Güte haben, statt meiner zu lesen.

Dr. Mit dem größten Vergnügen. (Er lies't:)

„Der Mensch ist in der That nicht so tief in Verderbtheit hinabgesunken, daß es unmöglich wäre, in ihm Vollkommenheiten wiederzufinden, die an seine ursprüngliche Beschaffenheit erinnern. Denn er hat die Idee des Guten, das Verlangen nach Tugend, den geheimen Zug zur Ordnung. Es gibt keine so verkom-

mene Seele, worin nicht zuweilen der Traum einer guten Handlung auftauchte; ja, die große Menge, in der die Züge unserer Natur, im Guten wie im Bösen, immer weit stärker durchscheinen, gibt oft, wenn sich ihr ein Schauspiel der Tugend darbietet, plötzlich eine solche Begeisterung, solche elektrische Sympathieen kund, daß man glauben möchte, die Erde sei ganz mit himmlischen Wesen bevölkert. Aber alle diese glücklichen Anlagen sind gewöhnlich in uns schlummernd und gleichsam wie vergrabene Talente. Nur zufällig erscheinen sie an der Oberfläche, oder sie lassen sich nur durch anhaltende Bemühung herauswinden. „„Es sind gleichsam Trümmer eines ehemals sehr regelmäßigen und prachtvollen Gebäudes,““ sagt Bossuet, „„das jetzt zerstört und dem Erdboden gleich gemacht ist; aber in seinem Verfalle bewahrt es noch einige Spuren von seiner alten Größe und von der hohen Weisheit seines Baumeisters; oder, um der Wissenschaft diesen Vergleich zu entlehnen, es sind gleichsam fossile und in den Tiefen der Seele verborgene Ueberbleibsel, die nicht allein das frühere Dasein einer Ordnung der Dinge, welche nicht mehr ist, sondern auch die Gewaltsamkeit der Umwälzung, in der sie untergegangen sind, bezeugen.““

„Daher zwei Welten, zwei Naturen, zwei Menschen in uns, die im beständigen Kampfe sind. Der eine Mensch, der vollkommene, kann sich in diesem Kampfe nicht erheben, wenn nicht eine übernatürliche Hülfe sich ins Mittel legt. Er strebt unaufhörlich, die Oberhand zu gewinnen; aber sein Feind beherrscht, überwindet, unterdrückt ihn fortwährend. Gleichwohl erkennt man leicht, daß das Gute immer den Vorzug hat,

früher da zu sein; denn zu allererst ergreifen wir das Gute, wollen es und billigen es; das Böse kommt nur nachher, wie ein grausamer Thronräuber, um all unsere guten Entschlüsse zu deciminiren und all unsere Vorsätze der Besserung zu vereiteln. Das Gute haben wir im Auge und greifen nach dem Bösen.

„„Video meliora proboque, deteriora sequor,““

sagt Ovid, wie es vor ihm Euripides und später Racine mit den Ausdrücken des heiligen Paulus gesagt haben. Denn die psychologischen Thatsachen, von welchen hier die Rede ist, gehören zu denjenigen, die in der menschlichen Natur am besten erwiesen sind und bleibend an ihr haften.

„Was wir nun vom Herzen des Menschen in seiner Beziehung zur Tugend sagten, dasselbe gilt auch von seiner Intelligenz hinsichtlich der Wahrheit, und von seinem ganzen Wesen hinsichtlich der Ruhe und Glückseligkeit. Jeder Mensch trägt in sich jene sonderbare Erscheinung von Größe und Erbärmlichkeit, von Selbstvertrauen und Ohnmacht, von Hoffnungen und Täuschungen. Seine Erkenntniß, sein Herz, seine Sinne, — siehe da! drei Schauplätze der Verwirrung und des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen Lust und Schmerz, und zwar stets mit der auffallenden Bewandtniß, daß eine unselige Neigung, ein Hang zum Irrthume, zum Bösen und zum Elende vorwalte, und daß wir mit Mühe und im Schweiße unseres Angesichtes die steilen Pfade der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Glückes unaufhörlich wieder hinaufsteigen müssen.

„So ist der Mensch. Er ist sich selbst das trostloseste Geheimniß, das verzweifeltste Räthsel.

„Alle, die sich an die Lösung wagten, sind in der Arbeit stecken geblieben und haben das, was ihnen dazu gegeben war, sogar noch verdorben.

„In der That, die Einen sahen nur das Große an ihm, und sie machten einen Gott daraus; die Anderen sahen nur seine Niedrigkeit und machten ihn zum Auswurf der Natur; eine dritte Partei endlich wußte nicht mehr, wie sie die Ursache dieses großartigen Gemisches enträthseln sollte, und sah darin nur ein Spiel des Zufalls, woraus sich dann eine Waffe gegen die Fürsehung gestaltete.

„Die göttliche Philosophie des Christenthums, die Erbin der Lehren und Verheißungen der mosaischen Ueberlieferung, hat allein das Richtige getroffen. „„Ihr Weisen der Welt, Ihr irret Euch!““ hat sie gesagt. „„Der Mensch ist nicht das Wonnebild der Natur; denn sie mißhandelt ihn auf so manche Weise. Er kann auch nicht ihr Auswurf sein; denn er trägt etwas in sich, was mehr werth ist, als die ganze Natur. Aber woher kommt denn ein so sonderbares Mißverhältniß? und warum sehen wir jene Theile so übel zu einander gestellt? Muß ich es noch sagen? Verkünden nicht diese verfallenen und zerrissenen Mauern mit ihren so herrlichen Fundamenten laut genug, daß das Werk nicht mehr vollständig dasteht? Betrachtet dieses Gebäude, und Ihr werdet daran Merkmale einer göttlichen Hand erkennen; aber die Ungleichheit des Werkes wird uns bald wahrnehmen lassen, daß die Sünde Manches von dem Ihrigen da beigemischt hat. O Gott, welch eine Mischung! ich habe Mühe, mich wiederzuerkennen. Ist das jener Mensch, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes? das Wunder seiner Weis-

heit und das Meisterwerk seiner Hände? Ja, er ist es selbst! wer will daran zweifeln? — Woher aber dieser Zwiespalt? Der Mensch hat nach seinem Sinn auf dem Werke des Schöpfers weiter bauen wollen und ist vom Plane abgewichen. So fand sich plötzlich, gegen die Ordnung des ursprünglichen Entwurfes, das Unsterbliche mit dem Vergänglichen, das Geistige mit dem Fleischlichen, kurz, der Engel mit dem Thiere vereinigt. Das ist die Lösung des Räthsels, das der Ausweg aus der ganzen Verwicklung. Der Glaube hat uns wieder zu uns selbst gebracht, und unsere schmachvollen Schwächen können uns unsere natürliche Würde nicht länger verborgen halten.""

„Je mehr man in diese Erklärung eingeht, desto besser sieht man, wie alle jene seltsamen Widersprüche der menschlichen Natur nach ihr sich berichtigen. In der That! wer sieht nicht, daß das Unglück, eben so wenig wie der Irrthum und das Laster, niemals im Stande ist, uns in der Erniedrigung, worein es uns stürzt, festzuhalten und uns natürlich zu werden? — daß dieser unersättliche Drang und Durst nach Größe und Glückseligkeit, die uns unaufhörlich quälen, den Beweis liefern, daß es einst in dieser Natur ein unermeßliches Glück gegeben hat, welches verschwunden ist und an seiner Statt einen Abgrund von Elend und Dürftigkeit zurück ließ, den wir vergebens mit allem, was uns umgibt, auszufüllen bemüht sind? — denn stets verlangt derselbe seinen ersten Gegenstand wieder zurück. Alles, was wir im Capitel von der Unsterblichkeit der Seele zum Beweise dieser Wahrheit unserer Zukunft gesagt haben, gilt nicht minder für unsere Vergangenheit. Wenn Alles uns sagt, daß wir zu einer

unendlichen Glückseligkeit berufen sind, so rührt das nur daher, weil wir dazu in uns den Platz finden; aber dieser Platz selbst bezeugt, daß wir dieselbe verloren haben, und daß, wenn wir sie wieder erhalten, wir nur in unser altes Erbe wieder eintreten. Der Mensch ist nicht einem Armen ähnlich, der immer arm war, sondern einem Herrscher, der entthront worden; in seinem Busen trägt er fortwährend das Gefühl seines früheren Standes. An der Art, wie er sich benimmt, und wäre er auch in Lumpen gehüllt, läßt sich leicht erkennen, daß dieser Bettler einst eine Krone getragen. Wie ein Verbannter, der sich hart an den Gränzen des Reiches hält, aus dem er vertrieben worden, bereit, bei der ersten Gelegenheit wieder zurückzukehren, und in der Zwischenzeit sich tausend Träume von seiner Heimkehr vorspiegelt, — so ersinnt sich auch der Mensch, dieser Verbannte des Himmels, in seinem kurzen Leben unaufhörliche Plane zu einer Wiedereinsetzung, an der er nie verzweifelt. Mitten in all seinem Elend macht er sich auf und verfolgt die stets winkende Hoffnung einer ursprünglichen Heimat, die ihm wie ein unwandelbares Reich des Lichtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Glückes vorschwebt; sämmtliche Zugänge hält er gleichsam belagert mit der Erforschung alles dessen, was wahr, was edel, was gut, was schön und unsterblich ist: Wissenschaften, Künste, Tugend und besonders die Religion. Und selbst dann, wenn er durch Erniedrigung und Herabwürdigung seines Wesens jenes Heimweh vollständig scheint aufgegeben zu haben, hängt er ihm doch noch nach und schafft sich hier auf Erden unter den elenden Götzen seiner Eitelkeit und seiner Leidenschaft eine, ich weiß

nicht, welche erkünstelte Unsterblichkeit, welch einen vermeintlichen Himmel, welch grob-sinnliches Eden, die in seinem verkehrten Gedanken noch einige Aehnlichkeit haben mit der wahren Unsterblichkeit, mit dem wahren Himmel und mit dem schönen Eden, wovon er nichts mehr sieht; — ähnlich jener trostlosen Gattin des Hektor, von der Virgil spricht: — im Joche der Sclaverei unter dem Gesetze des Siegers, sucht sie die Verlassenheit ihrer großen Seele zu zerstreuen und macht sich im Lande ihrer Verbannung zarte und zerbrechliche Bildchen von der Heimat, — einen falschen Simois, den ausgetrockneten Xanthus, ein kleines Troja und ein winziges Bild von Pergamus' hohen und prächtigen Thürmen:

. . . . . . Falsi Simoëntis ad undam
Libabat cineri Andromache . . . .
. . . . . . Parvam Trojam, simulataque magnis
Pergama, et arentem Xanthi cognomine rivum.

„Fall und Wiedererhebung sind also gleichsam die beiden Pole, um die alle Geheimnisse der menschlichen Natur sich drehen. — „„Im menschlichen Geiste gibt es zwei Bestrebungen, die unter sich eben so verschieden sind, wie in der physischen Welt die Anziehung und die Abstoßung,““ sagt eine Dame, die mit dem Lichte ihres Forscher-Genie's in den Tiefen des menschlichen Herzens weit vorgedrungen: „„nämlich die Idee einer Verschlimmerung und die Idee einer Vervollkommnung. Man kann sagen, daß wir nicht allein das Bedauern über den Verlust einiger herrlichen Gaben, die uns ohne unser Verdienst verliehen waren, sondern zugleich auch die Hoffnung auf einige Güter, die wir durch unsere Bemühungen erlangen können, in uns empfin-

den; so daß die Lehre von unserer Vervollkommnungsfähigkeit und die Sage vom goldenen Zeitalter, zusammen vereinigt, gleichzeitig den Kummer über den Verlust und den Eifer um die Wiedererlangung in uns erwecken.“ “

„Aber diese Lehre der Vervollkommnungsfähigkeit, die Frau von Staël mit der Abstoßung vergleicht, ist von der Lehre über die Verschlimmerung, die sie mit der Anziehung zusammenstellt, in einem Hauptpuncte verschieden. Die Verschlimmerung nämlich hat aus der Natur des sündhaften Menschen hervorkommen müssen, während die Vervollkommnung die Wirkung einer übernatürlichen Hülfe ist und nothwendig die barmherzige Vermittlung Gottes voraussetzt. Hiermit will ich aber noch keineswegs einen Glaubenssatz vorbringen, sondern ich halte mich immer an der Prüfung der Thatsachen, an der psychologischen und historischen Beobachtung über die menschliche Natur.

„Das ist das Resultat, zu welchem jene große Erfahrungswahrheit, die schon von Euripides und Ovid verkündigt worden, am Ende ausläuft, daß wir nämlich, trotz all unserer Anstrengungen, das Gute wieder zu erfassen, durch einen gefährlichen Hang uns zum Bösen hinneigen und uns von selbst nicht wieder erheben können. Daher rufen die Alten, namentlich Homer und Plato, auf jeder Seite aus, daß die Weisheit von den Göttern erfleht werden müsse, und daß man sie ohne deren Hülfe nicht erlangen könne. Eine solche übernatürliche Hülfe hat aber wahrlich niemals der Tugend gefehlt, wo diese durch ihre Anstrengungen sich derselben würdig gezeigt und durch ihre Gebete sie angerufen hat.“

R. So weit, wenn ich bitten darf. Sie haben mit dem Vorgelesenen schon genug, um Sich in etwa mit dem Geiste und der Behandlungsweise dieses Juristen vertraut zu machen. Auch halte ich dafür, daß diese Bruchstücke hinreichen, um zu zeigen, wie man die Lehre von der Erbsünde selbst dann gegen jeden Zweifel schützen kann, wenn dieselbe isolirt, aus dem Zusammenhange des ganzen Lehrgebäudes herausgerissen, betrachtet wird.

Dr. Darf ich mir dieses Werk zur Lecture für die folgenden Tage mitnehmen?

R. Es kann mir nur angenehm sein, falls ich Ihnen damit zu dienen vermag. Lesen Sie gütigst den Abschnitt aus. Sie werden finden, daß der Verfasser nicht ohne Grund sagt: „Der Mensch ist ein Räthsel, dessen erstes Wort die Erbsünde und dessen letztes die Erlösung bildet.“ Nehmen Sie auch gütigst diesen ersten Band mit. Am Ende desselben werden Sie die Nachweisung finden, welches Ansehen dem Moses in allen seinen Offenbarungs-Nachrichten zuzuschreiben ist. Wenn wir füglich nicht unternehmen dürfen, die Resultate neuerer wissenschaftlicher Forschungen nach dem Vorgange des gelehrten Wiseman durchgehen zu wollen, um ihren wunderbaren Zusammenhang mit der geoffenbarten Religion nachzuweisen; wenn wir noch weniger den gesammten historischen Beweis der Wahrheit des Christenthums durchzuführen versuchen können: so werden Sie hoffentlich durch Nikolas für diesen Ausfall entschädigt werden.

Dr. Ich zweifle nicht daran, daß ich noch Vieles bei ihm lernen kann. Das Wenige, was ich jetzt von

ihm kenne, läßt mich auf das Ganze schließen, was Sie mir in Aussicht stellen.

R. Sie werden selbst beurtheilen, warum die hervorragendsten Geister allmählich so weit kommen, die unvergängliche Säule der Wahrheit Mosis wieder auf ihren Fuß zurückzustellen. Sie werden sehen, dieser Prophet irrt nicht, wenn er die uranfängliche Schöpfung als einen chaotischen Zustand ohne alles Leben darstellt, dann die successive Entwicklung der sechs Weltentage folgen läßt. Die vielverspottete Angabe, daß die Hervorbringung des Licht-Wärmestoffes der Bildung des Sonnenkörpers vorhergeht, die mosaische Beschreibung, daß zuerst die Pflanzenwelt, dann die kriechenden Thiere, Seethiere, Vögel, darauf erst die Landthiere und zuletzt der Mensch gebildet wurden, wird Ihnen durch die bedeutendsten Geologen bekräftigt werden. Mit den Geologen werden sich vor Ihren Augen Physiker, Geschichtschreiber und gelehrte Reisende verbinden, um die von manchem Comptoiristen verlachte Sündflut in den meisten ihrer Nebenumstände aufzuweisen. Der Thurmbau zu Babylon, die Sprachverwirrung, die Zerstreuung der Menschen, Dinge, die Dorf-Schulmeister mit hochwichtiger Miene in Abrede gestellt haben, werden durch Ergebnisse der gediegensten Studien zur Evidenz als feststehende Thatsachen dargethan. Wohl mehr als dreitausend Jahre waren nöthig, bis die Wissenschaft, an und für sich genommen, diesen und ähnlichen, bis dahin Vielen unglaubbar scheinenden Erzählungen eines Juden auf die Spur kam und Schritt für Schritt nachgehen konnte. Wie gerechtfertigt ist also die Kirche, auch zum Glauben an die Erbsünde die wissenschaftiche Begründung nicht erst abzuwarten! Hat Moses zum

Erstaunen des neunzehnten Jahrhunderts ohne alle Hülfsmittel unserer Zeit die Hauptresultate der tiefsten Forschungen viel späterer Jahrhunderte in wenigen Zeilen niedergeschrieben, welche Achtung müßte man vor seiner Erzählung des Sündenfalles haben, wenn derselben auch keine anderen Beweise bestätigend zur Seite ständen!

Dr. Sie machen mich auf den tiefgreifenden Unterschied aufmerksam, der zwischen der Lehre von dem Ungehorsam Adam's und den Nachrichten über die Bildung der Erde, die Sündflut u. s. w. besteht. Jener war ein Biß in einen Apfel, der bald verfaulen mußte, diese Ereignisse sind und bleiben hingegen in die Rinde der Erde eingegraben. Von jenem eben so deutliche Nachweisungen verlangen, wie von diesen, hieße Unsinniges fordern.

R. Ganz recht. Doch auch die Geologen sollten mit einer weit größeren Bescheidenheit zu Werke gehen, als es vielfach geschieht. Denn ich frage: wie tief und wie weit hat man denn die Oberfläche der Erde durchforscht? Ich will vom Erdkern nicht sprechen. Wenn auch der artesische Brunnen zu Paris, der tiefste von allen, 1100 Fuß mißt, welche Zuverlässigkeit bildet denn dieses und ähnliche enge Löcher zur Beurtheilung aller Erdschichten in die Tiefe und in die Breite? In welch einem gar unbedeutenden Verhältnisse stehen die tiefsten Schachte aller Länder zum Halbmesser unserer Erdkugel! Welche gewaltsame Revolutionen und Umgestaltungen hat dieselbe nicht im Laufe ihrer Zeit erlitten! Wo jetzt Berge stehen, lagen sehr wahrscheinlich ehedem vielfach Seeen und Meere, und wo sich jetzt die Abgründe der Gewässer öffnen, thürmten sich vielleicht vordem Gebirge auf Gebirge. Wenn demnach

das Gegebene einen unsicheren Anhaltspunct bildet, wie irrig mögen oft die gewagten Schlußfolgerungen sein! Können nicht selbst die Gesetze einer werdenden Natur andere gewesen sein, als die der gewordenen? Auf den Rand vieler Seiten geologischer Bücher müßte man das große NB. schreiben: Wenn es anno 0 im ersten Monat der Weltbildung schon zuging, wie im Laboratorium eines Chemikers des 19. Jahrhunderts, und wenn der unendliche Werkmeister und absolute Gesetzgeber des Universums nichts Anderes war, als ein Physiker in seinem Cabinet, der die Gesetze der bestehenden Natur berechnen und anwenden, aber nicht im Geringsten geben oder ändern kann. Bei allem gerechten Stolze auf die Fortschritte unserer neueren Zeit vergesse man die noch gerechtere Demuth nicht, sich mit dem zu bescheiden, was man wirklich hat und weiß. Das Gebahren vieler so genannten Gelehrten ist aber der Art, daß man glauben sollte, nicht bloß unser Zeitalter, sondern selbst diese einzelnen Köpfe umfaßten das Wesen des Universums und durchforschten die Tiefen der Gottheit. Was Wunder, daß man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll, wenn man hört, wie oft Barbiere in ihren Stuben auf die absprechendste Weise aufgeklärte Vorlesungen über Geologie, Geschichte und Philosophie halten! Doch lassen wir diese Rasirer u. s. w. tabula rasa bei einem jeden machen, der sich ihrem Scheermesser anvertrauen will. Wir können den gelehrten und ungelehrten Antichristianismus nur beklagen, aber leider nicht hemmen.

v. N. Es verdiente wohl noch hervorgehoben zu werden, daß die Geschichte aller Völker der Welt auf ein goldenes Zeitalter und auf ein verlorenes Paradies

hinweiset. Diese Bemerkung erhält ihre Rechtsansprüche, wenn man weiß, daß in allen mythologischen Ausschmückungen ein Kern von überlieferter Wahrheit liegt, der allerdings nicht selten bis ins Unendliche verunstaltet ist. Woher diese Uebereinstimmung, wenn sie nicht auf einer geschichtlichen Grundlage beruhte?

R. Alles, Alles weis't darauf hin, daß die Welt ganz anders aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, als sie sich jetzt zeigt, wo sie im Argen liegt.

v. N. Die Frage, wie die Uebel in die Welt gekommen seien, hat zu allen Zeiten die Geister außerordentlich beschäftigt. Man fühlte diese Störung der Harmonie im Weltall zu sehr, als daß man sich bei der Annahme hätte beruhigen können, es gehöre Sünde und Elend nothwendig mit zu der sonst so schönen Schöpfung. Die Erleuchtetsten des alten Heidenthums, die Magier, nahmen deßhalb in ihrer Rathlosigkeit Zuflucht zu ihrer Fundamentallehre von zwei, gleich ewigen Urprincipien. Zoroaster baute seine ganze Religion auf diesen Glauben an zwei Götter, den guten, Ormuzd, und den bösen, Ahriman genannt. So unhaltbar diese Hypothese an und für sich ist, so natürlich konnte sie bei einem denkenden Heiden entstehen, da sie äußerst geeignet erscheint, sowohl im einzelnen Menschen den Kampf des Geistes und des Fleisches, als in der Menschheit überhaupt den Widerstreit des Guten und des Bösen, Irrthümer, Krankheiten und Uebel aller Art zu erklären. Hatten ja selbst noch die ersten christlichen Jahrhunderte ihre Manichäer aufzuweisen, welche sich aus diesem Dualismus, der alle übrigen

religiösen Begriffe durchdringt und bewältigt, nicht herauszuarbeiten wußten.

R. O, wundern Sie Sich darüber nicht, daß man an diesem eben so kühnen, als widerspruchsvollen Satze von zwei Urwesen noch in den ersten christlichen Jahrhunderten festhalten konnte; selbst Bayle hat ja noch im vorigen Säculum ihn zur Grundlage seiner religiösen Anschauung gemacht und den großen Gelehrten Leibnitz veranlaßt, zu zeigen, wie unphilosophisch es sei, wenn jener von unzählbar Vielen hochgepriesene Philosoph zur Erklärung der Uebel neben dem guten Gott noch einen bösen zu Hülfe ruft. „Es ist allerdings leicht," sagt er, „aber auch nichts einfältiger, als auf solche Weise Schwierigkeiten beseitigen zu wollen. Das Böse bedarf eben so wenig einer besonderen ewigen Ursache, als das Kalte und die Finsterniß ein besonderes kalt- und dunkelmachendes Urwesen vonnöthen hat."

Dr. Darin hat Leibnitz vollkommen Recht; denn Bayle muß doch wissen, daß es gerade die Aufgabe der Philosophie ist, die einzelnen, wenn auch noch so verschiedenartigen Erscheinungen auf eine einzige Grundursache zurückzuführen, in dem Vielen das Eine zu suchen und nicht durch eine willkürliche Annahme beim Nächstliegenden stehen zu bleiben, um den Schwierigkeiten auszuweichen.

R. Ich theile mit Ihnen diese Ansicht über die Aufgabe der Philosophie, die nicht eher ruhen kann und darf, als bis sie ruhet in dem Einen Gott, aus dem, durch den und in dem Alles lebet und webet und ist.

Dr. Einen gar auffallenden Versuch, den Ursprung des Uebels nachzuweisen, fand ich einmal bei einem

genialen und äußerst fruchtbaren Philosophen, welcher erst vor etwa zehn Jahren gestorben ist. Ich meine Wagner, in dessen Theodicee ich unlängst gerade über die Fragen, die uns seither beschäftigten, Aufschlüsse gesucht, aber nicht gefunden habe, da er gar zu sehr sich in allerlei Betrachtungen verliert und von seinem Ziele abschweift.

v. N. Nun, worein setzt er denn den Ursprung des Uebels?

Dr. Er hält dafür, daß es kein Uebel gäbe, wenn Alles sowohl in seinem Verhältnisse zum Universum als im relativen Verhältnisse zum Einzelnen die rechte Stellung bewahrte.

v. N. Das läßt sich hören.

Dr. Die Veränderung und der Wechsel dieser ursprünglichen Stellung gibt ihm den Ursprung der Krankheiten und Leiden aller organischen Wesen auf der Erde.

v. N. Was bewirkt denn diese Aenderung?

Dr. Hören Sie! Er leitet alle Unordnungen aus der schiefen Stellung der Erde ab. Ihre Achse macht bekanntlich mit der Ebene der Erdbahn einen Winkel von etwa 23½ Grad, woraus denn der Wechsel der Jahreszeiten, die klimatische Verschiedenheit der einzelnen Theile der Erdoberfläche, so wie die Ungleichheit der Tage und Nächte entsteht. Darauf basirt er alles Sterben der Menschen, Thiere und Pflanzen, und im Zusammenhange hiermit erscheinen Krankheiten und Leiden als Vorboten des Todes. Aus dieser Differenz der Klimate rc. quillt ihm auch die Differenz der Naturen, so daß also selbst die durch eigene Verschuldung herbeigeführten Krankheiten ihren letzten Grund in der Verschiebung der Erdachse haben.

R. Aber die moralischen Uebel?

Dr. Auch diese reducirt er auf dieselbe Ursache. Ein von Wagner eingeführter Redner meint, daß mit jenem klimatischen Wechsel dem Erdbewohner das Paradies, der gleichmäßige Besitz irdischer Glückseligkeit entzogen, der Fluch der Arbeit zu Theil geworden, und Herz und Sinn auf die verschiedenen Zweige der Beschäftigung gelenkt worden sei. Mit der Arbeit kommt sodann der Besitz und das Eigenthum, mit dem Eigenthum das Recht, mit dem Recht das Unrecht, Lug und Trug in den bürgerlichen Verhältnissen, und was immer unser jetziges Elend ausmacht.

v. N. O, geh mir weg!

Dr. Ich referire bloß. Ohne die schiefe Stellung der Erdachse würde sich alle Productionskraft auf einen einzigen Punct der Erde unwandelbar beschränken, der, da die Ekliptik gegen Süden fortschreitet, der Nordpol gewesen sein muß.

v. N. Nun soll gar das Land der Eisbären das Paradies gewesen sein!

Dr. Geduld, Geduld! Das Eis entsteht daselbst natürlich erst dadurch, daß die Sonnenstrahlen dorthin entweder gar nicht oder zu schief einfallen. Als der Nordpol noch der Sonne immer und gerade gegenüber stand, war seine Fruchtbarkeit noch ergiebiger, als jetzt in den Gegenden des Aequators. Da nun Arbeit und Eigenthum aus der gesunkenen Production der Erde von selbst erfolgen mußte und in dem Grade zunahm, als die Freigebigkeit des Klima abnahm, d. h. die Erdachse sich aufrichtete, so erklärt sich alles Uebel in dem Einen Factum.

v. N. Nun, das heißt aber den Materialismus triumphiren lassen!

Dr. Um Vergebung! Die Ideen des Professors Wagner sind nicht der Art, daß er aus dem Menschen die Freiheit oder aus dem Weltall einen persönlichen Gott herausdemonstriren will.

R. Er kann ja die Sache so auffassen, daß die Verschiebung der Erdachse durch einen Act der Allmacht Gottes vor sich ging.

Dr. Nicht wahr?

R. Aber, aber! Hypothese und nichts als Hypothese! — Da ich durch unsere gestrigen Bedenken veranlaßt wurde, im Voraus über das nachzudenken, was bei Ihrem werthen Besuche in meiner Wohnung einen zweckdienlichen Gegenstand unserer Unterhaltung bilden möchte, so fiel ich bei der Frage über die Erbsünde auf eine Betrachtung der Fürsehung, die zu ihrer Rechtfertigung von Belang ist. Ich möchte dieselbe Ihrer Beurtheilung vorlegen, wenn anders Sie mit mir der Ueberzeugung sind, daß das Besprochene uns hinlänglich beschäftiget hat. Denn diese Sache zu erschöpfen, wäre für einen Gelehrten Stoff zu einem großen Werke.

Dr. So angenehm mir alle Ihre Bemerkungen waren und deren Fortsetzung sein würde, so liebe ich es doch, auf ganz Neues aufmerksam gemacht zu werden.

v. N. Wir können meine Andeutungen über die Traditionen aller Völker um so mehr übergehen, als dieselben uns bereits bekannt sind. Jeder, der auch nur Gymnasial-Studien gemacht hat, weiß aus den griechischen und lateinischen Classikern, daß der Glaube an ein goldenes, paradiesisches Zeitalter allenthalben angetroffen wird.

R. Wünschen Sie etwa eine poetische Darstellung desselben von einem bekannten deutschen Dichter, so kann ich sie auf der Stelle vorlesen. Dieselbe fiel mir noch diesen Morgen in die Hand.

Dr. Schön! Dann tritt das Paradies an den Schluß unserer Besprechung, und die fatale Erbsünde liegt uns dadurch doch nicht so gar hart auf dem Nacken.

R. Friedrich von Schlegel singt — freilich etwas phantasiereich mythologisirend — in einem Bruchstück über die Weltalter:

Anfangs lebte der Mensch mit sich selber in heiliger Eintracht;
Denn es umwehete noch ihn der Anhauch himmlischen Geistes.
Liebend besangen und dankbar die Kinder den ewigen Vater;
Blumen da brachte die Erde, und fromme Gebete die Menschen,
Jegliches brachte selber sich dar in Vertrauen und Demuth.
Segen entquoll der heiligen Sonn' auf des Orients Fluren,
Wo des Erleuchteten freudiger Gruß zuerst sie bewillkommt.
Willig gewährte und folgsam der Boden die heiligen Früchte,
Und dann theilten das ländliche Mahl mit dem Gotte die Menschen.
Da war golden das Leben, in goldenen Träumen beseligt
Schwebte sinnend das kindliche Herz, und gedachte des Glanzes,
Wo den König des Himmels noch hellere Strahlen umscheinen.
Denn oft stiegen hernieder zum erdegeborenen Menschen,
Lieblich in lieber Gestalt noch, die seligen Kinder des Lichtes;
So auch gingen die Menschen noch, leicht entschlummert, zur Heimat,
Blieben dort immer vereinigt wie gern wohl im heitersten Frieden,
Kehrten doch willig verwandelt auch wieder zum Garten der Unschuld,

Wo die grünende Erde so schön dem Geliebten sich schmückte.
Aufwärts stieg die Flamme des Lebens aus sehnenden Herzen,
Welche der Treue Geheimniß, noch Göttliches deutend, vereinigt;
Selber der Tod verband ja nur inniger noch die Umarmten.
Ganz in Liebe verschlungen verwebten sich alle Gedanken;
Auch noch waren die Zeiten vereint des Jahrs und des Tages.
Abendkühlung umhauchte die Stirn, und es leuchtete Morgen,
Glühender Hoffnung Rose gesellt mit der Blume des Friedens,
Ja, auch des Tages strahlende Kraft und der dunkelen Fülle
Nächtliches Segens Geheimniß, sie waren noch herrlich verbunden.
Ewiger Frühling umschlang den Blumengürtel der Erde,
Und es alterten niemals der seligen Menschen Geschlechter.

Dr. Daß denn aber die Eva ihre Neugier nicht besser zu zähmen vermochte!

v. N. Du denkst doch wohl noch an die neue Eva mit der Maus unter der Schüssel? — Und wie viele Verstorbene, die waren, was wir jetzt sind, mögen an uns denkend ähnlich, wie du, fragen: Wie kann doch ein Mensch wegen eines vorübergehenden Sinnenrausches das ewige Paradies aufs Spiel setzen?!

Dr. Aber das Mißverhältniß zwischen Schuld und Strafe ist zu enorm.

R. Ihnen gegenüber, Herr Doctor, wird gewiß die Bemerkung überflüssig sein, daß unsere Stammeltern etwas Anderes thaten, als wenn ein Knabe seinen Eltern einen Apfel stiehlt. Nur mit der größten Behutsamkeit könnte man die ersten mit uns jetzigen Menschen überhaupt vergleichen wollen. Das Maß der Sündhaftigkeit richtet sich ja bekanntlich nicht lediglich nach dem Objecte der Sündenthat an und für sich,

sondern namentlich nach dem Grade der Erkenntniß und freien Einwilligung, der bei nicht gefallenen Ebenbildern Gottes, wer weiß wie viel höher war, als bei uns Kindern Eva's, die aus sich göttliche Dinge nur sehr kurzsichtig anschauen. Sähen wir aber auch immer das Bessere, dann folgten wir noch dem Schlechteren; denn unser Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Wie ganz anders muß das bei Wesen sein, die unmittelbar ohne menschliche Abstammung aus der Hand des Ewigen hervorgehen!

Dr. Diese Auffassung der Sachlage habe ich übersehen. Ich glaubte, Sie würden das schwere Gewicht des verbotenen Apfels, wie es gewöhnlich geschieht, aus dem nachweisen wollen, was an demselben hing, nämlich aus den daran geknüpften Verheißungen und Drohungen. Es ist richtig, daß nach Ihrer Beurtheilung es gleichgültig bleibt, ob der Gegenstand der Sünde ein Apfel oder ein Königreich ist. Im Gegentheil scheint für den ersteren Fall die Verantwortung noch größer, da die Versuchung kleiner, der Gehorsam also leichter ist.

R. Auch bedenkt man vielfach zu wenig, daß in dem Stolze, der Selbstvergötterungssucht unserer sündigen Stammeltern alles liegt, was die völlige Trennung des Geschöpfes vom Schöpfer bedingt. Einem nicht bewährten Versucher trauend, warfen sie den Glauben an Gott über Bord; lügenhafte Drohungen, neidische und eigensüchtige Absichten seinem Verbote zutrauend, machten sie jegliche Hoffnung auf Gott und alle Liebe zu Gott unmöglich. Glaube, Hoffnung und Liebe sind aber die einzigen Bande, die den Menschen mit Gott vereinigen. Mit ihrem gänzlichen und zwar

verschuldeten, Verluste ist die denkbar größte Sünde begangen, also auch die schwerste Strafe gerechtfertigt.

v. N. Wir gerathen durch dich wieder mitten in die Erbsünde hinein, obgleich es dir, deiner Aeußerung gemäß, so lieb und angenehm war, daß der Herr Rector in Gedanken wenigstens uns schließlich ins verlorene Paradies zurückversetzte. Ich bitte, lassen Sie Sich weiterhin nicht mehr durch ihn verführen, die verbotene Frucht noch näher anzublicken. Führen Sie uns vielmehr, wie Sie vorhatten, auf die Wege des Vaters der Liebe und der Wahrheit, um die Fürsehung desto williger anzuerkennen.

Dr. Ich möchte Ihre Anspielung gern verfolgen. Mein Nachspiel würde jedoch zu anzüglich. Ich verzichte deßhalb aufs Wort, und räume es Ihnen, Herr Rector, um so lieber ein, als Sie uns auf ein neues Gebiet der Betrachtung hinzuleiten bereits versprochen.

R. Neu ist der Gegenstand nur in so fern, als er die Fragen über die göttliche Weltregierung von einer anderen Seite erblicken läßt und vielleicht tiefer zu verfolgen und zu erörtern geeignet ist. Neu mag er Ihnen auch dadurch erscheinen, daß ich selbst als derjenige dastehe, welcher durch ihn nicht selten Bedenken gegen die Lehre einer allmächtigen, allweisen und allgütigen Fürsehung erhoben hat, ohne eine befriedigende Lösung finden zu können.

Dr. Nun, Herr Baron, dann setzen Sie Sich zur Wehr. Ihr seitheriger Kampfgenosse wird auf meine Seite treten. Sie, als Ritter, werden den Heldenkampf gegen uns beide mit freudigem Muthe aufnehmen. Sie lieben ja mehr, als ich, Kämpfe wie die des Goliath und der Horatier.

v. N. Triumphire nicht so voreilig, wie der Riese und wie die drei Curiatier, als dieselben nur noch einen einzigen Feind zu bewältigen hatten. Der allein war stark, weil klug genug, die drei zu erlegen.

Dr. Sie werden Sich aber doch wohl nicht, ihm ähnlich, einer List bedienen wollen?

v. N. Darin hoffe ich dem Sieger nicht zu gleichen, wohl aber in dem Umstande, daß der dritte Horatier noch unverwundet war, während jeder der Curiatier mehr oder weniger blutete.

Dr. Halten Sie denn den Herrn Rector und mich schon für verwundet?

v. N. Solltest du denn, frage ich dich, wähnen können, daß du mit deinen seitherigen Angriffen auf meinen Glauben an die Fügungen Gottes unversehrt davon gekommen seiest?

Dr. Aber mein Nachbar hier?

v. N. Du nennst ihn Nachbar, weil er neben dir sitzt; sobald er sich auf deine Seite stellt, ist er verwundet, wie du. Von den Personen abgesehen, liegt die Hoffnung des vollendeten Sieges auf Seiten des Glaubens, die Gefahr der gänzlichen Niederlage auf Seiten des Zweifels. — Was soll ich aber von Ihrem erklärten Abfalle denken, Mann Gottes?

R. Da Sie beide meine Worte in einem Sinne auffassen, den ich nicht darein habe legen wollen, so erkenne ich, daß mein Ausdruck ein Mißverständniß verschuldet hat. So viel ich mich erinnere, bemerkte ich, daß ich selbst mir vielfach Bedenken gegen die Fürsehung erhoben habe, ohne sie lösen zu können. Damit behaupte ich keineswegs, daß sie mir noch zur Stunde unlösbar vorkommen. Das bekenne ich jedoch

offen: alle bisher berührten Einwürfe gegen die christliche Wahrheit bieten nach meinem Dafürhalten die Schwierigkeiten nicht, wie das Bedenken, welches mich selbst manchmal stutzend machte. Deßhalb möchte ich es auch selbst sein, der es zur Discussion bringt.

Dr. Diese ungelös'ten Zweifel fielen in die Zeit Ihres geistlichen Standes, nicht wahr?

R. Vor und in diese Zeit.

Dr. Was machten Sie denn mit Ihren Predigten, Christenlehren und sonstigen Amtsverrichtungen?

R. Was sollte ich anders haben machen können, als was ich pflichtgemäß zu machen hatte?

Dr. Um mich frei auszusprechen: Geräth ein offener und wahrheitsliebender Charakter nicht mit sich selbst in den peinlichsten Widerspruch, wenn er die christliche Lehre als göttliche Wahrheit amtlich verkünden soll und sie persönlich bezweifelt? Muß er sie nicht in diesem Falle auf sich beruhen lassen?

R. Wo kommen Sie hin, Herr Doctor? Werden Sie als Arzt Ihre Wissenschaft und Kunst auf sich beruhen und die nach Ihnen verlangenden Patienten hülflos liegen lassen, falls Ihnen die Heilkraft eines Medicaments und die Heilbarkeit eines Kranken zweifelhaft wird? Wäre unser Herr Baron in den Befreiungskämpfen statt Officier erster Feldherr gewesen, würde er aus der günstigsten Stellung dem Feinde gegenüber zum Rückmarsch haben blasen lassen, falls ihm die Haltbarkeit eines Postens oder die Gesinnung eines Soldaten bedenklich vorgekommen wäre?

v. N. Das gäbe eine schöne Geschichte!

Dr. Ich bitte, Geliebte, nicht übersehen zu wollen, daß das Beispiel hinkt. Ein verlorener Posten im

Felde und ein verlorener Posten im Katechismus dürfen nicht mit einander verwechselt werden. Ein fehlschlagendes Arzneimittel und ein sich nicht bewährender Glaubensartikel sind nicht Eins und dasselbe.

v. N. Sie sind auch ja durchaus nicht in Gleichheit, sondern nur in Vergleichung gebracht worden.

Dr. Auch der Vergleich hinkt und ist unanwendbar.

N. Wie so?

Dr. Erlauben Sie, vorab Ihnen dieses „Domlied" zu überreichen, das ich vorgestern beim Durchblättern von Tages-Literatur antraf und seitdem in meiner Brieftasche nachtrage, um es Ihnen vorzulegen. Es ist gut, daß dasjenige, was ich zu sagen im Begriffe stehe, mich erinnert, jenes nicht abermals zu vergessen.

N. Was ist das denn?

Dr. Sie sprachen vor einigen Tagen beim Abendessen von dem Geiste der Gothik im Verhältnisse zur Dogmatik. Einem damals ausgesprochenen Wunsche gemäß wird Ihnen dieses Gedichtchen für Ihre Zusammenstellung poetischer Erzeugnisse willkommen sein. Es lautet:

Ja, sie schleichen wie die Leichen
Durch des Domes Herrlichkeit:
Diese lebensmatten, bleichen
Söhne so gepries'ner Zeit. —

Blöd von Auge, blank von Scheitel,
In geborgter trüber Tracht;
Innen marklos, außen eitel,
In dem Busen leere Nacht.

Auf den Lippen tausend Worte,
In dem Herzen keine That,
Gaffen sie an heil'gem Orte,
Den umsonst ihr Fuß betrat.

Arm an Freude, reich an Neide,
Wissen sie nur Hohn und Spott;
Und des Geistes Prachtgeschmeide
Ist die Lästerung auf Gott.

Glatt an Seel' und Geist geschniegelt,
Meinungsdreist, vom Dünkel feist,
Bleibt verriegelt und versiegelt
Ihnen dieses Hauses Geist.

R. Ganz wohl; das Gedicht scheint mir sehr passend. Ich danke Ihnen für die freundliche Uebermittlung. In welchem Verhältnisse steht das aber mit dem Bedenken, das Sie erhoben haben?

Dr. Bei dem Abendessen entwickelten Sie in einer recht ansprechenden Weise, warum die reine Gothik unter allen Bauarten am meisten den Gesammtinhalt der christlichen Glaubens- und Sittenlehre veranschauliche. Ein gothischer Dom, bemerkten Sie, sei eine versteinerte Dogmatik und Moral. Auf Felsen-Fundament ruhend, erhebe er sich in Kreuzesform und strebe in allen Theilen zu Tausenden von Thürmchen himmelwärts, die alle, den Tugenden gleich, sich in Blüthen entfalten, um den Thau des Himmels aufzufangen. Allen einzelnen Theilen eines solchen Domes entsprächen ihre betreffenden Katechismus-Lehren und hingen unter sich zu einem so consequent durchgeführten Universum zusammen, daß man eben so wenig hier wie dort ein Stück ausbrechen und beseitigen könnte, ohne das Ganze in Frage zu stellen und dem unvermeid-

lichen Ruine Preis zu geben. Sie besprachen noch unter Anderem den Wunderbau des Lehrgebäudes eines Thomas von Aquin, und verglichen die unantastbare Folgerichtigkeit der von ihm entwickelten Offenbarungssätze mit einer Kette von Glaubensartikeln, welche die Erde an den Himmel anknüpfe. Ich bediene mich Ihrer eigenen Worte, wenn ich sage: ein Ring zerbrochen, stürzt die Welt in den Abgrund des Nichts, — so ein Dogma geläugnet, fällt die ganze Offenbarung mit eiserner Nothwendigkeit dem Zweifel und der endlichen Vernichtung anheim. Christus, sagten Sie noch, sei einem einzigen Schäfchen in die Wüsteneien der Verirrungen nachgegangen, um es zu finden, liebevoll auf seine Schultern zu nehmen und zur Herde zurück zu tragen, sei aber in Bezug auf Wahrheit dem Pharisäismus nicht allein, sondern der ganzen Heidenwelt so unerbittlich entgegen getreten, daß es niemals einen intoleranteren Menschen gegeben habe, als ihn, den Gottmenschen. Dem entsprechend, sei die Kirche angewiesen, auf dem vom Stifter bezeichneten Wege den Gewinn auch nicht einer einzelnen Seele gering zu achten, aber lieber, wie schon geschehen wäre, ganze Länder, ja, einen ganzen Welttheil fahren zu lassen, als sie mit dem Opfer einer einzigen Glaubenslehre zu beschwichtigen und zu erhalten.

R. Sie haben meine Ansicht, selbst meine Ausdrücke getreu wiedergegeben.

Dr. Dann bitte ich um Aufschluß eines Bedenkens, das mir und Anderen mehr als einmal aufgestoßen ist. Es lohnt die Unterbrechung, welche meine Zwischenfrage verursacht.

R. Sie meinen?

Dr. Ein Charakter wie Sie und Ihres Gleichen könne die genau ausgesprochenen Kirchenlehren nicht als ausgemacht göttliche Wahrheiten predigen, falls er, wie Sie selbst gestanden, einen einzigen Punct derselben bezweifelt. Denn mit Einem setzen Sie Alles insgesammt in Zweifel. Was soll man aber dann von allen Declamationen einer noch so begeisterten Predigt halten?

R. Ich habe heute das Unglück, mehrmals mißverstanden zu werden. Ich will mich fortan bestreben, die Worte meinen Gedanken richtiger anzupassen. Gewiß ist, daß ich nicht habe sagen wollen, ich hätte je in der Zeit meines geistlichen Berufes Zweifel an einem Dogma gehabt, wohl aber Bedenken an diesem und dem gefunden.

v. N. Nichts Anderes ist auch über Ihre Lippen gekommen.

Dr. Ich habe, was Sie als Bedenken bezeichnen, als Zweifel aufgefaßt. Ich finde auch noch keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Wörtern.

R. Bei mir ist vom Bedenken bis zum eigentlichen Zweifel noch ein gewaltiger Schritt, ähnlich wie vom Zweifel bis zum Unglauben. Da wir mit dem Versuche der Begriffsbestimmungen von der Sache, die Ihnen am Herzen liegt, zu weit weg gerathen würden, so möge Ihre Auffassung hier maßgebend sein. Es verschlägt im vorliegenden Falle wenig. Sie fragten früher, was ich mit der Verkündigung des göttlichen Wortes gemacht habe, als ich über einen der Einwürfe gegen die Fürsehung Bedenken, Zweifel, gehabt, die ich nicht zu lösen vermochte.

Dr. So ist es.

R. Da habe ich fortgepredigt, so gut und so schlecht, wie ich kann, aber immer mit derselben Ueberzeugung und ohne eine Spur von dem satanischen Laster der Heuchelei.

Dr. Aber mit dem Zweifel an Einem gerathen Sie consequent in Zweifel an Allem.

R. Ich merke jetzt, wo der Haken sitzt, leider nicht bei Ihnen allein, sondern auch, wie Sie angaben, vielleicht zu oft bei Anderen. Ein Kind, Herr Doctor, kann gar keinen Beweis für die Wahrheit der christlichen Lehren führen und hat trotzdem eine Ueberzeugungsfülle, einen solchen Glauben, daß der Stifter der Religion den Stein des Anstoßes mitten auf den breiten Weg hinschleuderte: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, dann könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“ Sie hätten vor einigen Tagen bei mir in der kleinen Schule sein müssen, da würden Sie bei einem Mädchen von sieben bis acht Jahren einen Glauben an die Gottheit Jesu Christi gesehen und gefühlt haben, der Berge zu versetzen im Stande ist. Ich stand eben daran, die Begebenheiten vor der Geburt des Heilandes den Kindern so viel wie möglich anschaulich zu machen, wie Maria und Joseph, von den Hausbewohnern in Bethlehem abgewiesen, im Stalle einkehren und den neugebornen König in eine Krippe auf Stroh legen mußten. Da hätten Sie einmal den heiligen Eifer des Mädchens über die unbarmherzigen Bethlehemiten aus Auge und Mund entnehmen müssen. Feuer vom Himmel wollte es wohl über Mann und Maus dieses Städtchens herabrufen, hätte ich ihm nicht angedeutet, daß der liebe Jesus nicht gekommen sei, um zu verderben, sondern um zu suchen

und zu retten, was verloren war. Das letzte Wort mußte ich aber doch diesem Kinde in seiner Fülle gläubiger, feuriger Liebe gönnen, indem es mit halber Beruhigung sagte: „Wäre aber die Mutter Gottes und der heilige Joseph und das Jesuskindchen zu uns gekommen, ich wär' gleich aufgestanden, und dann hätt' es in meinem Bettchen schlafen können, und meine Mutter würd' ihm was ganz Leckeres gekocht haben. Ich hätt' ihm meine Puppe gegeben und all die schönen Läppchen." „Ich hätte ihm auch", fiel ein anderes Kind ein, „mein Sonntags-Kreuzchen an den Hals gehängt und hätt' ihm auch die schöne Elisabeth geschenkt, die in unserer Stube hängt."

v. N. Die liebe Unschuld kümmert sich um Anachronismen nicht, die Beweise sind ihr aber desto eindringlicher ins Herz geschrieben.

Dr. Es ist erbauend, die religiöse Begeisterung eines Kindes zu beobachten; daß aber Männer Kinder werden, ist eine sonderbare Zumuthung. Erwachsene sind und bleiben Erwachsene.

R. Wie! Sie sind ein Doctor und wissen das nicht?

v. N. Männer können wie Kinder werden. Wenn du nächstens mit mir zur Kirche gehst, will ich dir einen solchen kindlichen Mann zeigen.

Dr. Der schlichte ehrwürdige Landmann kommt hinter seinem Pfluge nicht weg. Er denkt an die Scholle und nicht weiter. Gründliche Rechtfertigung seines Glaubens von ihm in seinen Verhältnissen zu fordern, wäre eben so vergeblich, als unbillig und unsinnig.

v. N. Nein, mein Lieber, der Mann, den ich dir zeigen will, ist über die Schollen seines Ackers hinaus

gekommen; er hat die Meere der weiten Welt befahren, die Städte der verschiedensten Länder gesehen und ihr Leben mit eigenen Augen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Hier, wo er es nicht vermuthen konnte, hat ihn das Schicksal angewiesen, den Abend seiner Jahre zu verleben. Er kniet immer an derselben Stelle beim Gottesdienste; unbeweglicher als seine Haltung ist nur noch sein unerschütterlicher Glaube an die gnädigen Fügungen Gottes. Er kennt Vieles, weil er in seinem vielbewegten Leben die Wege der Gottlosigkeit und der Gottesfurcht nach manchen Seiten hin betreten hat; aber die Kenntniß gelehrter Untersuchungen traue ich ihm nicht zu.

R. Wir haben schon einmal, so viel ich mich erinnere, darauf hingewiesen, daß der Glaube sich an den ganzen Menschen wende, daß er nicht bloß den Verstand, sondern auch das Herz so wie den Willen in Anspruch nehme, und demnach auch durch verschiedene Thore seinen Einzug in die menschliche Seele halten könne. Man darf deßhalb nicht verlangen, daß seine Wahrheit auf dem Wege der Speculation allein zu suchen und zu finden sei. Uebung macht auch hier den Meister. Die erste Forderung gesunder Vernunft ist, jede Sache in den Eigenthümlichkeiten ihrer Natur zu prüfen. Thorheit ist es, die Mathematik mit dem Gefühle, Thorheit, die Poesie mit Zahlen untersuchen und studiren zu wollen. Unsinn ist der Versuch, ein Concert mit den Augen, ein Bild mit den Ohren zu verstehen. Ich sage nicht, daß man den Verstand brach liegen lassen soll. Man gebrauche ihn im Gegentheil allenthalben aus allen Kräften, aber man gebe auch Jedem das Seinige.

Dr. Entschuldigen Sie, daß ich noch einmal mein Bedenken erhebe, wie Ihnen, so lange Sie auch nur mit Einem Glaubenspuncte nicht im Reinen waren, das ganze Lehrgebäude unerschüttert bleiben konnte. Die Sache ist mir noch nicht einleuchtend.

R. Angenommen, was ich aber nicht zugebe, daß ich meinen Glauben nur mit dem Gehirn ausgemessen, so konnte ich dennoch in den peinlichen Widerstreit meiner Amtspflicht und meiner persönlichen Ueberzeugung nicht gerathen, wie Sie andeuteten. Nehmen wir, weil Sie es noch fortwährend wünschen, einen Vergleich aus der abstractesten Verstandes-Wissenschaft, der Mathematik. Als ich darin die Kenntnisse eines Secundaners erlangt hatte, fielen mir Resultate der sphärischen Trigonometrie in die Hände. Ich hielt sie für zuverlässig, obgleich ich durchaus keine Einsicht in ihre Beweise hatte. Ich bezweifelte nicht die Richtigkeit astronomischer Berechnungen, konnte aber selbst die Möglichkeit derartiger Messungen nicht fassen. Der Gedanke aber, daß meine bereits gewonnenen Einsichten die Zuverlässigkeit der schon durchgenommenen Lehrsätze nachgewiesen hätten, brachte mir die Ueberzeugung bei, daß auch diejenigen Resultate der Mathematik mit festestem Glauben angenommen werden müßten, die zu beweisen ich nicht im Stande war. Wie Viele mögen mit uns des Glaubens sein, daß die Sonne 21 Millionen Meilen von uns entfernt und $1\frac{1}{2}$ Million Mal größer an Körpermasse ist, als unsere Erde, ohne Verständniß dieser Messungen zu besitzen und die Beweise ihrer Richtigkeit angeben zu können! Ich glaube fest, Herr Doctor, was ich unlängst las, daß drei unserer Planeten, Jupiter, Saturn und Uranus,

dieser etwa 17 Mal, Saturn 900 Mal und Jupiter mehr als 1300 Mal größer sind als unsere Erdkugel. Wenn Sie von mir den Beweis dafür verlangen, so muß ich antworten, daß ich ihn nicht beibringen kann.

v. N. Man kennt das specifische Gewicht der Erde, glaubst du nicht?

Dr. O doch.

v. N. Kannst du dir auch nur eine Vorstellung machen, wie man es findet?

Dr. Man kennt die Größe der Erdkugel, das Verhältniß der festen Bestandtheile zu den flüssigen, weiß, wie schwer ein Cubikfuß von diesen und von jenen wiegt; mithin kann ich mir doch wenigstens eine Vorstellung von der Gewichts-Bestimmung machen. Die Berechnungen selbst verstehe ich nicht.

v. N. Also glaubst du, ohne beweisen zu können?

Dr. Allerdings.

v. N. Es geht dir aber jetzt noch, wie es mir ergangen ist: du kannst nicht bloß den Beweis nicht angeben, sondern dir nicht einmal eine richtige Vorstellung von der Möglichkeit der Berechnungen und der Beweise machen. Auf dem von dir bezeichneten Wege ist es total unmöglich, das specifische Gewicht der Erde zu bestimmen. Durch die Pendelschwingungen, mein Lieber, gelangt man zum Resultate.

N. Ich denke da eben an den Triumph, den die Mathematik in den Berechnungen des Leverrier gefeiert hat. Bessel und Andere schlossen aus den beobachteten Unregelmäßigkeiten der Bewegungen des Uranus auf die Nothwendigkeit, es müsse ein bis dahin noch nicht bekannter Stern sich irgendwo am Firmamente vorfinden. Was bis dahin, so viel ich weiß, noch nicht

vorgekommen war, erreichten die Astronomen. Man bewies die Existenz eines Planeten, den man niemals gesehen hatte. Leverrier berechnete ihn und bestimmte von seinem Papiere aus den Ort, wo ihn der Schöpfer hingesetzt habe. Nun setzte man allenthalben das Fernrohr an, und Gall entdeckte ihn. Wie viele denkende Menschen mögen damals fest, aber auch nur geglaubt haben, ohne durch Beweise den Stern auf die Karte setzen zu können, der für unser Auge noch nicht am Himmel stand!

Dr. Das war in der That ein großartiger Fortschritt der Wissenschaft. Ich weiß jedoch nicht, ob das Beispiel für unsere Sache genau paßt. Diese Bestimmung des Planeten kann ich für falsch halten, ohne an der Wahrheit meiner arithmetischen Kenntnisse zu zweifeln. Jene berührt diese nicht; sie liegt darüber hinaus oder doch nur neben ihr. Mit einem Zweifel aber an der Fürsehung fällt der Glaube an die Wahrheit des Christenthums; denn jener greift mitten in diesen hinein.

R. Sie dürfen Sich nicht lediglich an die Kenntnisse halten, soweit sie in den Bereich der Gymnasial-Studien fallen. Wir sprechen hier von Astronomie. In sie fällt die Berechnung des Leverrier ebenfalls mitten hinein.

v. R. Oder halten wir uns an das zunächst Liegende, dann paßt das Beispiel durchaus. Es soll dargethan werden, daß man eine Wahrheit fest glauben kann, ohne sie beweisen zu können. Sie kann uns sogar gewisser Maßen absurd vorkommen, ohne daß wir ihr den Glauben versagen müßten.

R. Sie verzeihen; eine Offenbarungswahrheit darf

nie einer Vernunftwahrheit widerstreben. Verum vero repugnare non potest. Eine solche gibt es auch nicht.

v. N. Mir ist es passirt. Herr v. R.... ist ein Liebhaber physicalischer Experimente. Unter Anderem stellte er vor mir einmal zwei schiefe Ebenen so hin, daß die tiefstliegenden Enden in einem spitzen Winkel an einander stießen. Ich lege Ihnen, sagte er, einen Körper hier unten an, und er wird durch eigene Kraft bis oben hinaus laufen. Da mir das unmöglich schien, so bemerkte ich ihm, daß er wohl scherze. Als er dagegen versicherte, daß er weder scherze, noch ich ihn etwa mißverstanden habe, glaubte ich ihm hier, wie überall; denn ich weiß, daß er nicht lügt. Mein Glaube wurde nachher durch den Augenschein bestätigt. Er legte einen Doppelkegel unten an, und der lief über die oberen Spitzen hinaus. Ich that deßgleichen mit demselben Erfolge ein um das andere Mal, ohne die Erscheinung erklären zu können, bis mein Freund ihre Naturnothwendigkeit nachwies. Mein Glaube war kein unvernünftiger, Wilhelm, und doch konnte ich die Gesetzmäßigkeit des Experimentes so wenig beweisen, daß ich vielmehr äußerst geneigt sein mußte, die Sache an und für sich, ohne Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit des Kenners, für unmöglich zu halten.

R. Ihr Beispiel ist gut gewählt. Um Ihnen, Herr Doctor, noch zu zeigen, daß ein Lehrsatz mitten in den Zusammenhang unbezweifelter Wahrheiten hinein fallen und hinein greifen kann, ohne klar erfaßt zu sein, mache ich auf Folgendes aufmerksam. In Quarta schon kommt vor, daß eine negative Größe, mit einer anderen negativen Zahl multiplicirt, ein positives Resultat gibt, daß zum Beispiel: $-2 \times -3 = +6$ ist.

Wie viele Gymnasiasten, selbst grau gewordene Geometer mögen dieses Glied arithmetischer Wahrheiten tausend und tausend Mal ohne alle Gewissensscrupel anwenden, ohne je deutliche Einsicht genommen zu haben, warum es so ist und nicht anders sein kann! Mir und Anderen mag es in vielen Dingen ähnlich ergehen. Ich glaube an die Wahrheit des gesammten Lehrgebäudes der Mathematik, obgleich es noch viele Sätze derselben gibt, die ich nicht beweisen kann. Sie hangen aber so folgerichtig zusammen, daß, wenn das Einzelne falsch ist, alles, was damit zusammen hängt, in nichts zerfällt. Warum soll ich nicht in religiösen Dingen die vollste Glaubens-Ueberzeugung haben können, wenn ich mir auch den Beweis eines einzelnen Punctes nicht herdemonstriren kann?

v. N. Wo soll es um Gottes willen hinkommen, wenn man seinen Glauben so lange suspendiren müßte, bis man alle Beweise durchgenommen hätte? Nicht bloß die Kinder, sondern die meisten Menschen würden auf dem stürmischen Meere der Zweifel zu Grunde gehen, ehe sie dem Hafen der Ruhe auch nur nahe kämen. Wie viele Menschen gibt es denn, die sagen können, sie hätten das Studium der Theologie zu Ende geführt?

R. Wenn der weiseste der griechischen Philosophen sagen konnte: „Ich weiß erst, daß ich nichts weiß!" so werden Sie es nicht für übertriebene Demuth ansehen, wenn ich bekenne, daß meine Wenigkeit noch weit, noch sehr weit davon entfernt ist, auf alle theologischen Fragen die rechte Antwort geben zu können. Wäre mir vor 11 Uhr diesen Morgen ein Bedenken oder, wenn Sie lieber wollen, ein Zweifel aufgestoßen,

ob ich einem Ungläubigen alle Beweise für den bethlehemitischen Kindermord des Herodes so beibringen könnte, wie er das verlangt, so würde ich mich nicht lange bedacht haben, ob ich meinen Zweifel oder meine Christenlehre aussetzen sollte. Ich würde mit derselben Gewissensruhe in der Schule die Rettung Jesu aus dem Blutbade erzählt haben, wie ich es diesen Vormittag that.

v. N. Da der Glaube lebendig sein muß, so müssen Vergleiche aus dem Leben passender erscheinen, als aus der Rechnenkunst. Ich weiß, Sie haben Sich auf diese eingelassen, um das Aeußerste zu thun. Erlaube mir also, Wilhelm, die Sache praktisch zu nehmen. Du darfst versichert sein, daß ich in deiner Gegenwart ruhig wache und schlafe, ja sogar, daß du mir ein herzlich willkommener Gast bist. Gesetzt aber, ich wollte dich nicht eher bei mir essen und schlafen lassen, als bis mir über die Vernünftigkeit und sittliche Pflicht der Gastfreundschaft alle möglichen Bedenken und Zweifel mit mathematischer Evidenz gehoben wären; gesetzt, ich wollte dir nicht eher trauen, als bis ich von der Unmöglichkeit zweifellos überzeugt wäre, daß du nicht in böser Absicht zu mir gekommen seiest: wo sollte das hinaus? Da es Judas-Freunde gegeben hat, so ist es reinweg nicht möglich, zu beweisen, daß du nicht beabsichtigest, mich in meinem Hause zu berauben oder gar zu ermorden. Ich kann dir ja nicht ins Herz sehen; du kannst mich in Wort und Miene täuschen, um unter dem Deckmantel einer erlogenen Freundlichkeit mich desto sicherer zu verderben. Soll ich deßhalb nur unter der Bedingung diesen Abend mit dir hinaufsteigen, daß du deine Mordinstrumente hier lässest, vor mir einher

gehest und ich mein geladenes Gewehr auf dich gerichtet halte? Die ganze menschliche Gesellschaft, nicht das Verhältniß zweier Freunde allein, beruht auf Glauben und Treue, welche beide Begriffe die Römer nicht ohne tiefen Grund mit Einem Worte: „Fides", bezeichneten. Nimm dieses gläubige Zutrauen weg — und du hast eine Welt voll Misanthropen, noch mehr: die Menschenwelt ist vernichtet; nimm das Credo fort — und der Himmel ist unrettbar verloren, gerade wie aller Handel zu Grunde gerichtet wird, wenn der Credit schwindet. Dem Christen ist sein Credo wenigstens eben so nothwendig, also auch vernünftig, wie dem Kaufmanne sein Credit. Jener spricht: ich glaube, dieser: er glaubt. Die Sache ist dieselbe. Ohne Glauben geht die Welt unter, so sicher, wie ohne Zahlen das Rechnen. Man mag dem Gläubigen Alles vorwerfen, aber nicht, daß er glaubt.

Dr. Ich bin über mein Bedenken beruhigt und lasse es fallen.

R. Dann kann ich das meinige erheben, wovon ich sagte, daß es mir früher aufgestoßen sei, ohne daß ich es damals befriedigend lösen konnte: Wenn, wie wir gesehen haben, alles Uebel aus der Sünde stammt, warum hindert Gott die Sünde nicht, da er sie doch hindern kann? Wenn seine allmächtige Thätigkeit sich auf alles Einzelne in der Welt erstreckt, hat er dann keinen Antheil an der Sünde seiner Geschöpfe?

Dr. Wie sich doch Alles ändern kann! Was ich mir gedacht, trifft ein: wir wechseln die Rolle. Sie, Herr Rector, erheben Zweifel gegen die Fürsehung, und ich, ich stehe im Begriffe, sie zu vertheidigen.

v. N. Schön, Wilhelm! Solcher Kampf gegen einen Geistlichen steht dir gut an.

Dr. Mir scheint die Sache keinen Monster-Proceß zu versprechen. Sie wird vielmehr bald beendigt sein. Die ganze Vertheidigung liegt in einem Worte, und das Wort heißt „Freiheit". Die Sünde stammt aus dem freien Willen der Menschen; mithin fällt alle Verantwortung der bösen That und ihrer Folgen auf sie, und Gott kann aus dem Spiele bleiben.

R. Die Antwort ist kurz und gut. Schon früher hatte ich mir dieselbe auch gegeben. Noch diesen Morgen sah ich mich vor, ihre Richtigkeit in einem Beispiele anschaulich zu machen, falls sie bestritten werden sollte. Ich legte mir zu dem Zwecke dieses Buch zurecht, welches in einer Scene die freie Wahl zwischen Gut und Bös äußerst anziehend darstellt. Da die Lösung der Frage nach dem Ursprunge der Sünde aber von Keinem unter uns beanstandet wird, so können wir darüber hinweggehen.

Dr. Nein, nein! ich bitte, legen Sie nichts unbenutzt bei Seite, was Sie vorbereitet haben und was uns interessiren kann.

R. Dann erlauben Sie mir wenigstens, Ihrem Wunsche nur so kurz wie möglich zu entsprechen, damit wir baldigst auf meine Bedenken zurückkommen. — Conscience schildert den Kampf in der Versuchung durch ein Stück, das er „Der Engel des Guten und der Geist des Bösen" überschreibt. Er führt uns darin zunächst die Unschuld eines kranken sechszehnjährigen Mädchens vor die Augen, welches von seinem Bruder in den Garten geführt wird, wo es sich neben ein Bächlein auf einen bequemen Sitz nieder-

läßt. Hier beginnt der Streit des Schutzengels mit einem bösen Geiste um den Besitz ihrer Seele. Während ihr Bruder in traurige Gedanken versunken und darauf neben ihr eingeschlafen war, erhebt sich die Versuchung der Eitelkeit, indem die Geprüfte in dem Spiegel des Wassers zufällig ihre Schönheit sah und bewunderte. Doch siegt zuletzt die göttliche Liebe über die Eitelkeit. Nun bringt der Versucher sie in das Feuer der weltlichen Liebe, worüber es heißt:

(Der Engel, der Böse, die Schwester, zwei Turteltauben, ein Jüngling.)

Die Schwester.

O ja, die Schönheit der Seele ist unvergänglicher; sie gefällt dem guten Gott — der Leib nur dem Menschen.

(Zwei Turteltauben kommen auf einen Weidenzweig geflogen.)

Ihr lieben Turteln, ich will rein und schuldlos bleiben, wie ihr Täubchen, ich liebe meinen Bruder so heiß und so zärtlich, wie du den deinen liebst.

Der Tauber (zu der Taube).

Wie lange noch, Grausame, willst du gefühllos bleiben für meinen Schmerz? Ich vergehe vor Liebe und Trauer, und du bist immer gleichgültig: hast du denn ein Herz von Stein?

Die Taube.

Ich begreife dich nicht, mein Freund! Du trauerst und weinst um ein unbekanntes Weh? Seh' ich dich nicht gern? Hab' ich dich verlassen, um einem anderen Bruder zu folgen? Du bleibst mir stets theuer, mein guter treuer Freund und Beschützer.

Der Tauber.

Bruder, Bruder! Ich will dein Bruder nicht länger

sein! Das kalte Gefühl der Freundschaft ist einem anderen Feuer gewichen, das mich verzehrt.

(Die Tauben fliegen weg.)

Die Schwester.

Sonderbarer Vogel! er will weder Freund noch Bruder sein, und doch liebt er seine Begleiterin so heiß. So sprach wohl früher mein Spielgenosse, der arme Ludwig, mit mir. Ich verstand ihn nicht: — er wollte auch mein Bruder nicht mehr sein, und er zog nach fernen Landen, weil ich seine Herzpein nicht begriff. Was verlangte er denn? . . . Ich weiß es nicht. . . .

Der Engel (zu dem Bösen).

Dein Anschlag scheitert an dem reinen Gemüthe der Magd. Gelobt sei der Herr!

Der Böse.

Meinst du, mein Kampf sei geendet? Ich wollte nur eine Erinnerung in ihr erwecken; ich habe erst angefangen, das Herz der Jungfrau zu umstricken. Sie sagte da einige Worte, die nicht verloren sind. Du wirst schon sehen!

(Er entfernt sich und nimmt die Gestalt eines Jünglings an.)

Die Schwester (sieht den Jüngling nahen).

Wer kommt da? O Himmel, sollte es Ludwig sein? Ja, ja, es ist mein Spielgenosse! Welche Freude! Ludwig, guter Ludwig!

Der Böse (in Ludwig's Gestalt mit trauriger Miene).

Rosa, hast du wohl einmal an deinen unglücklichen Freund gedacht?

Die Schwester.

Ach, täglich! nimmer werde ich meine kindlichen Spiele und den vergessen, der sie stets so treulich mit

mir theilte. Aber du, Ludwig, hast du in der weiten Welt deine kleine Gespielin nicht vergessen?

Der Böse.

Deine Frage, Rosa, dringt mir wie ein Dolchstich ins Herz!

Die Schwester.

Warum denn?

Der Böse.

Wirst du mich denn nimmer begreifen und verstehen, Rosa? Ich verließ diesen Ort in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung; wie ein Wahnsinniger irrte ich umher in unendlichem Leiden. In unbekannten Strecken rief ich deinen Namen den Wäldern zu, klagte den einsamen Feldern meinen Schmerz, verkündete den Vögeln deine Schönheit, und deine Grausamkeit den starren Felsen. Ich bezeichnete meinen Pfad mit heißen Thränen, denn dein Bild verfolgte mich überall; es blieb mir keine andere Erinnerung, als die an deine bezaubernden Augen und deine harte Gefühllosigkeit. Ich dachte dein am Morgen, am Tage, am Abend und in der Nacht. Und du kannst fragen: hast du deine Gespielin nicht vergessen? — O Engelgleiche, habe Mitleid mit mir, oder ich sterbe!

(Er faßt ihre Hände ungestüm in die seinen.)

Die Schwester (erschreckt).

Hinweg, hinweg! deine Hände brennen wie Feuer, deine Blicke durchbohren mein Herz . . . . o, raube mir nicht meinen Seelenfrieden!

Der Böse.

Immer dieselbe Kälte! Durchströmte auch deinen Busen die Glut, die mich erfüllt, du würdest meine heißen Hände nicht fühlen! Sieh, du Harte, ich vergehe vor

Schmerz: meine Augen brechen — du mordest deinen treuen Freund und siehst gefühllos seinen Tod; o Erbarmen, Erbarmen!

Die Schwester (mitleidig).

Armer Ludwig! könnte ich dir deine Schmerzen erleichtern, ich thäte es gern.

Der Böse.

Du kannst es, Geliebte: sage, daß du mir gehören willst, daß du Niemanden mehr liebst, denn mich.

Die Schwester.

Ludwig, ich habe eine Mutter, die ich auch liebe.

Der Böse.

Es sei, liebe deine Mutter.

Die Schwester.

Ich habe einen Bruder.

Der Böse.

Liebe auch deinen Bruder; aber sage, daß du die Meine sein willst, daß du Niemanden mehr liebst denn mich.

Die Schwester.

Und wenn ich es sagte, Ludwig?

Der Böse.

O liebe Rosa, dann sterbe ich nicht, und lebe ewig in deiner Liebe.

Der Engel.

Rosa, Rosa! solltest du einen Menschen mehr denn Gott lieben?

Die Schwester.

O, ich liebe auch meinen Gott. Aber da stirbt mein armer Freund; soll ich ihn nicht trösten?

Der Böse.

Rosa, Rosa! sprich schnell das beseligende Wort; schon fühl' ich den kalten Hauch des Todes.

Die Schwester.

Ich spräche das Wort, fürchtete ich nicht, meinen Herrn zu erzürnen.

Der Böse.

O, du liebst mich nicht, grausame Rosa! Du freust dich an meinem Tode. Sollte eine kleine Sünde dich abhalten, mich zu retten? Könntest du nicht durch Reue Entschuldigung erlangen? Sieh, mein Herz blutet in bitterem Leiden, mein Haupt sinkt ermattet zu Boden. . . . Schnell, schnell das errettende Wort!

Der Engel.

Sprich nicht, Rosa, unglückliches Kind!

Die Schwester.

Soll denn mein armer Freund hülflos sterben?

Der Engel (schnell).

Rosa, beschließe über dein Loos: vor dir liegt ein Mensch, der leidet und in Liebespein zu sterben behauptet. Droben auf dem höchsten Throne im Himmel sitzt ein Gottmensch, der dir seine Liebe geschenkt hat, der sein Blut stromweise auf Golgatha für deine Seligkeit vergossen hat.

Der Böse.

O, Mitleid, habe Mitleid mit mir!

Die Schwester.

Ich bin rathlos! was thun? armer Ludwig!

Der Engel (in Verzweiflung).

Rosa, bald wird deine Stunde schlagen! O Geliebte, sieh meine fließenden Thränen! hier, hier ist der Tod. . . . Sprich schnell das Urtheil zu deiner

Verdammung oder zu deinem ewigen Heile!.... Willst du dem Jüngling und der Welt, oder deinem Gott, deinem Erlöser, der deine Seele liebt, angehören? Wem, wem wirst du gehören, dem gekreuzigten Jesus oder diesem Jünglinge? Sprich!

Der Böse.

Ja, Rosa, sprich!

Die Schwester.

Ludwig, Ludwig! dein Angesicht ist verführerisch, deine Liebe feurig, und dein Leiden unaussprechlich....

Der Engel.

O Gott! sie fällt!

Der Böse.

Sprich, sprich, mir die Seele!

Die Schwester.

Und doch liebe ich meinen süßen Jesus über Alles; meine Liebe und meine Seele ewig meinem Gott!

Der Engel.

Heil, Heil! sie hat gesiegt! Gelobt sei Gott in der Höhe!

Der Böse (in seiner wahren Gestalt).

Verdammt, verdammt! sie hat gewonnen! der Abgrund muß nun von meinem Schmerzesgeheul erbeben.... Verflucht, du Engel des Lichts!

(Er verschwindet.)

(Der Garten nimmt seine vorige Gestalt wieder an: der Bruder erwacht und steht auf.)

v. N. Das ist ein kleines, aber recht sprechendes Beispiel, eine anschauliche Scene aus dem großen Drama der Welt: das Böse hält dem Guten die Wage, aber die Freiheit gibt den Ausschlag. Welche Schwierigkeit kann Ihnen denn, Herr Rector, dieses

bekannte Schauspiel oder Trauerspiel bieten, das tagtäglich auf der Bühne unseres eigenen Herzens aufgeführt wird.

R. Beim Anblick desselben hat sich nicht selten bei mir das Bedenken erhoben, warum Gott nicht stets den Ausschlag zum Bösen verhindere, da er ja doch Alles kann?

Dr. Wie sollte er das aber können?

R. Drei Wege sind zu dem Ziele hin denkbar:

1) Gott hätte von Anfang an dem Menschen das bedenkliche Geschenk der Freiheit vorenthalten können;
2) die Allmacht könnte ins Mittel treten und den an sich freien Willen von der Wahl des Bösen zurückhalten und aufs Gute lenken;
3) es läßt sich denken, daß die Fürsehung einen Menschen vor allen Versuchungen bewahrt, von denen sie vorhersieht, daß der Geprüfte darin fällt; z. B. kann Gott es gewiß verhüten, daß ich in eine Gesellschaft komme, die mich zu einer bösen That verführen wird. Er sieht es ja voraus.

Dr. Gegen das Erste muß ich mich aus tiefster Ueberzeugung erheben, um den Stand der Dinge zu rechtfertigen, wie ihn das Schicksal geordnet hat. Schaffen Sie uns, Herr Rector, nur keine Welt ohne Freiheit; dann lieber keine, oder lassen Sie dieselbe, wie sie einmal ist. Besser eine Welt mit noch so vielen Sünden, als eine ohne freie Selbstbestimmung. Das höchste Gut, was wir besitzen, wiegt alles auf, was Sie als die Quelle des höchsten und einzigen Uebels bezeichneten. Ich denke hier keineswegs bloß an poli-

tische Freiheit, wie Ihnen vielleicht scheinen könnte, nein, sondern namentlich an die geistige. Mit ihr verlören wir zugleich die Kraft des vernünftigen Denkens, also die Vernunft. Wo bliebe alle Wissenschaft, alle Philosophie, wenn ich meine Gedanken nicht frei beginnen und lenken könnte, wohin ich wollte? Wenn eine starre Nothwendigkeit uns auch am Ende noch sogar die Bewegungen des Denkens, ihre Zahl und ihre Reihenfolge aufoctroyirte, dann wäre es um unsere Würde ganz und gar geschehen. Dann bekämen wir wieder unsere Hopfenstangen-Weltgeschichte.

v. N. Es hörte dadurch der Mensch auch auf, ein moralisches Wesen zu sein. Denn ohne Freiheit ist keine Tugend gedenkbar. Ich stimme dir vollends bei, Wilhelm: lieber eine Welt voll Gräuel, die aus dem Mißbrauch der Freiheit hervorgehen, als eine Schöpfung ohne jene göttliche Gabe, die den Menschen zum Menschen, zu einem Ebenbilde Gottes und für die ewige Seligkeit fähig macht. — In der Sammlung von Gedichten, die Sie da liegen haben, Herr Rector, spricht sich v. Haller sehr gehaltvoll über den Ursprung des Uebels aus. Sehen Sie hier. . . . So, dieses Wenige will ich nur hervorheben:

Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn Alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben;
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu sein, und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt, zu loben;

Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme, ruhn,
Sobald Gott Alles wirkt, und wir nichts selber thun,
Drum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen,
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen.
Doch so, daß seine Hand der Welten Steu'r behielt;
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er befiehlt.

R. Sollte Gott aber nicht den zweiten Weg einschlagen können? — Auf diesem würde ja die Freiheit bewahrt und zugleich die Sünde vermieden bleiben.

Dr. Ich fasse Ihre Ansicht nicht recht.

R. Gott könnte, dachte ich mir manchmal, die Freiheit dem Menschen lassen, den Willen aber stets auf das Gute hinlenken und vom Bösen abhalten.

Dr. Dann behalten Sie bloß noch den Namen des freien Willens, ihn selbst aber nicht mehr. Das wäre in politischer Hinsicht die Schiller'sche Freiheit „und würd' er in Ketten geboren." Was kann es mir nützen, wenn ein Stärkerer, als ich, mir betheuerte: „Du sollst frei sein und bleiben, aber du mußt stehen und gehen, wann und wohin ich dich ziehe"? Ist denn ein Pferd frei, auf dessen Rücken ein Reiter sitzt, welcher ihm das Maul rechts und links mit dem Zügel hinreißt? Das wäre fast so, wie ich eine bildliche Darstellung aus einem Freiheitskampfe gesehen habe: Im Hintergrunde sieht man zur Rechten eine fortmarschirende Armee, zur Linken Bauernhäuser. Im Vordergrunde der Mitte sitzt die Aushebungs-Commission, der ein junger Bursche zugeführt wird, welchen ein Werber bei den Haaren schleppt, während ein anderer ihm Kolbenstöße versetzt. Darunter steht die Idee des Bildes mit den Worten bezeichnet: „Herr Major! da haben wir schon wieder einen Freiwilligen."

R. Sie scheinen nicht Gefahr zu laufen, in die Irrlehren hineinzufallen, denen die Kirche entgegentreten mußte, weil sie auf Kosten des freien Willens die Gnade Gottes allein agiren oder die heilswirkenden Handlungen der Menschen so zu Stande kommen lassen, daß der göttliche Gnaden-Einfluß die menschliche Mitwirkung durch Zwang oder Nöthigung herbeiführe. Dieser Punct aber, Herr Doctor, der Ihnen gar keine Schwierigkeiten bereitet, ist es, der mir unter allen bei der Vertheidigung der Fürsehung Bedenken bereitet hat.

Dr. wie ist das möglich?

R. Ich kann mir einen unfehlbar wirkenden Einfluß auf die Willensbewegungen sehr wohl denken, ohne daß die Freiheit dadurch verloren geht. Um aus menschlichen Verhältnissen ein Beispiel zu nehmen, stellen Sie Sich vor, es entwerfe Ihnen jemand, dem Sie sehr ergeben sind, das Bild von dem Elende einer äußerst armen Familie. Derselbe bringe dann weiter in Sie, alles, was in Ihren Kräften liegt, aufzubieten, um Hülfe zu leisten. Wird sein Einfluß nicht Ihren Willen bestimmen, indem er auf Ihre Erkenntniß und auf Ihr Gemüth einwirkt? Würde man nicht in ähnlicher Weise im Stande sein, Sie von der Ausführung, eines Planes zurückzuhalten, selbst in dem Augenblicke wo Sie im Begriffe stehen, den Vorsatz ins Werk zu setzen?

Dr. Das muß ich zugestehen.

R. Da ich es nun nicht bloß für möglich, sondern für wirklich halte, daß die Einwirkung des allwaltenden Gottes bei uns das Wollen und das Vollbringen des Guten anregt, begleitet und vollführt; da ich der Ueberzeugung bin, daß wir in Gott sind, uns in ihm

bewegen und in ihm leben: so werden Sie Sich leicht vorstellen können, wie ich mir die weitreichende Frage nicht so gar leicht lösen konnte, die Frage nämlich: warum die Alles durchdringende Gottheit, die Alles bewegende Gnade meinen Willen nicht stets zum Guten hin- und vom Bösen ablenke.

Dr. Von diesem Standpuncte aus betrachtet ist das Bedenken allerdings nicht ohne Grund, und nicht ohne große Schwierigkeit wird die Lösung erscheinen müssen. — Welche Bestimmungen gibt denn die Kirche in dieser Frage?

R. Da die Kirche es stets nicht sowohl mit dem Wie als mit dem Was einer Wahrheit zu thun hat, so adoptirt sie keinen der verschiedenen theologischen Erklärungs-Versuche. Man kann sich frei innerhalb der Gränzen bewegen, die durch die Natur der Sache geboten sind. Zwei Gränzsteine können nämlich selbstredend nicht überschritten werden: Gnade und Freiheit. Als Mensch muß jeder, der sich nicht selbst vernichten will, mit Ihrem übel gedeuteten Schiller ausrufen: „Der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren!" Als Christ muß jeder, der sich dieses Namens rühmen will, mit dem Apostel bekennen, daß Gott das Wollen und das Vollbringen zu jeglichem guten Werke verleiht. Als Christenmensch also muß man alle wahrhaft guten Handlungen ansehen als ein Product aus den zwei bezeichneten Factoren. Darum wendet sich auch die heilige Schrift einestheils tausendmal an den freien Willen des Menschen durch Bitten, Ermahnen, Versprechen und Drohen, weis't anderntheils unzählige Mal deßgleichen auf die Gnade hin, ohne die es unmöglich sei, Gott zu gefallen und die Seligkeit zu er-

erben. Ohne Freiheit wäre jenes, ohne Nothwendigkeit der Gnade dieses Unsinn. Aus demselben Grunde stellt sich auch der Himmel bald als Lohn, bald als Geschenk dar. Bei scheinbaren Widersprüchen ist die Consequenz und Harmonie der Wahrheit nicht zu verkennen.

v. R. Wie haben Sie Sich aber Ihr Bedenken gelös't?

R. Schon zu der Zeit, als ich über das gegenseitige Ineinanderwirken des Göttlichen und Menschlichen noch gar nicht im Reinen war, blieb ich trotz meines Bedenkens unbedenklich ruhig, wie ein gläubiges Kind; denn so viel wußte ich doch, daß ich das Wie eines gnadenvollen Geheimnisses nie und nimmer hienieden fassen werde und daß es unvernünftig sei, es begreifen zu wollen. Gleichwohl habe ich es nicht unterlassen, mir alle gewünschten Aufschlüsse zu verschaffen. Sie liegen, um kurz zu sein, in der Wahrheit, daß Gott nicht verpflichtet ist, meinen Willen von allem Bösen durch unwiderstehliche Kraft abzulenken, sondern daß er mehr als genug thut mit dem, was er zum Guten und gegen die Sünde gethan hat und noch unaufhörlich thut. Eine weitere Erklärung scheint mir die Lehre von der Erbsünde, von dem Gebete und von den Sacramenten zu enthalten. In ihnen liegen die Schlüssel, um völligen Aufschluß zu geben. Wir werden aber von diesen weiten Gebieten zurückbleiben können, da der Herr Doctor sich selbst von vorn herein über mein Bedenken ganz befriedigende Antwort gegeben hat.

Dr. Ihre Gegner werden Ihnen in diesem Puncte sicherlich nicht so viele Schwierigkeiten bereiten, als

Sie Sich selbst gemacht haben. — Was war auch nun wieder der dritte Stein des Anstoßes?

R. Da aus der Sünde allein alles Unheil stammt, warum verhindert Gott sie nicht, da er ja alle Gefahren zur Sünde beseitigen könnte.

v. N. Sie meinen also, er hätte machen können, daß Adam und Eva an dem Tage, wo seiner Voraussicht gemäß die Sünde begangen wurde, einen weiten Spazirgang nach einer ganz anderen Seite des Gartens hin machten. Oder wenn die Fürsehung weiß, daß Jemand hier nach einem Jahre mit einem Anderen in Streit geräth und einen Mord begeht, so dürfte sie es nur so leiten, daß der Mann frühzeitig genug veranlaßt würde, nach America auszuwandern, nicht wahr?

R. Ja wohl. Wäre das denn nicht möglich? Kommt das nicht gewiß tausendmal vor, ohne daß wir es natürlich einzusehen im Stande sind? Beten wir nicht tagtäglich um diese Gnade, wenn wir sprechen: Führe uns nicht in Versuchung! Was werden Sie dazu sagen?

v. N. Die Antwort ist schon vorhin gegeben worden.

R. Ganz recht. Doch möchte ich noch hinzufügen, was der heilige Augustinus in seinem Buche über den freien Willen anführt. Er sagt unter Anderm, daß dadurch ein ganz anderer Zustand der Welt geschaffen würde, den wir uns wohl denken und wünschen mögen, den Gott aber zu verwirklichen nicht gehalten ist. Er ist frei in seinen Werken der Schöpfung. Auch war ja die Welt gut, sehr gut, wie er sie gemacht hat, und noch ist sie besser, als keine. Das allein müßte schon genügen.

Dr. Mir scheint, man könnte den erhobenen Ein-

würfen gegenüber darauf hinweisen, daß durch das vorgeschlagene Manöver Alles und eben dadurch nichts ein Wunder sei. Wenn ein Wunder nämlich ein außerordentliches Ereigniß ist, so müßte dieses außerordentliche Einschreiten von oben immer und immer Statt finden, und so hörte es auf, außer der Ordnung der Dinge zu sein. Dann noch einmal: was thue ich mit dem freien Willen, wenn er nicht mehr frei wählen, sich nicht erproben und bewähren kann?

v. N. Kampf und Sieg, Tugend und Lohn würden ebenfalls eine Unmöglichkeit.

Dr. Nein, nein, Herr Rector, geben wir Ihren unmaßgeblichen Weltordnungs-Plan auf, er ist — ich darf es kühn aussprechen — unvernünftiger als derjenige, den wir in der Ausführung vor uns haben.

R. Sie werden Sich also auch nicht durch Cicero beirren lassen, wenn er in seinem Buche De natura deorum Cotta sagen läßt: „Wenn ein Arzt wüßte, daß sein Kranker auf der Stelle sterben müßte, falls er auf seinen Befehl Wein tränke, so könnte er eine derartige Verordnung durchaus nicht verantworten. Ganz so", fährt er fort, „mit einer Fürsehung, wenn sie den Menschen die Vernunft verleiht, obgleich sie vorhersieht, daß dieselbe von ihr zum eigenen Verderben Gebrauch machen werden."

v. N. Der Vergleich Cicero's ist total falsch. Der Kranke kann ohne Wein sein, der Mensch aber nicht ohne Vernunft. Wäre der Wein etwa die Luft, so würde ich sagen: Der Arzt versündigt sich nicht, wenn er den Kranken athmen läßt, auch wenn er voraussähe, daß die Bewegungen des Einathmens ihm den Tod brächten.

N. Der Vergleich hinkt auch noch nach einer anderen Seite. Es kann der Mißbrauch der Vernunft nicht mit dem Sterben zusammengestellt werden. In dem von Cotta angenommenen Falle stirbt der Kranke voraussichtlich durch den Genuß des Weines; aber der die Vernunft mißbrauchende Mensch ist damit noch nicht des Todes, sondern er fehlt, er begeht eine Sünde, die durch Bekehrung wieder getilgt werden kann. Die Vernunft müßte demnach mit dem Leben, der Mißbrauch derselben mit der Krankheit verglichen sein. Wenn Gott also vorhersieht, daß wir die Vernunft mißbrauchen werden, so kann und darf er sie uns dennoch zutheilen; denn entzieht er sie uns, so tödtet er unser geistiges Wesen, wir werden ein Thier. Er gleicht in diesem Falle einem Arzte, der einen Menschen todtschlägt, damit er nicht krank werde.

Dr. Das scheint mir auch. Bayle, der weltbekannte Bekämpfer des kirchlichen Dogma's, geht demgemäß ebenfalls mit großer Leichfertigkeit zu Werke, wenn er auf ähnliche Weise einen Vergleich von der Familien-Mutter hernimmt.

v. N. Ebenfalls, um die Fürsehung zu bestreiten?

Dr. Ja. „Sieht eine Mutter", sagt er, „voraus, daß ihre Tochter fallen wird, falls sie ihr gestattet, sich in Gesellschaft sittenloser Menschen aufzuhalten, so kann sie ihr den gefahrdrohenden Besuch dennoch nicht wehren, um ihr die Freiheit nicht zu nehmen." So müsse man, meint er, urtheilen, wenn man Gott vertheidigen wolle, der dem Menschen die Freiheit gestattet, die dieser voraussichtlich zum Verderben anwendet. Hier trifft nach Ihrer richtigen Auffassung wieder der Unterschied ein, daß der Besuch der schlechten Gesellschaft nicht

nothwendig ist, wo hingegen die Freiheit einen wesentlichen Bestandtheil des Menschen ausmacht, ohne die er nicht gedacht werden kann.

v. N. Dazu kommt, daß der Besuch der Person zu nichts Gutem dienen, dagegen nur unheilbares Unglück anrichten kann. Der Mißbrauch dagegen zieht keinen unwiederbringlichen Verlust des Guten nach sich; aus ihm hat sich mancher Sünder zu noch größerer Vollkommenheit erhoben, wenn er sich aus wahrem Herzen bekehrte.

R. Diese und derartige Einwürfe sind nicht bloß nicht neu, sondern auch tausendmal schon widerlegt. Schon Epikur machte den täuschenden Fehlschluß: „Entweder will Gott die Uebel heben und kann es nicht, oder er kann es und will es nicht, oder er kann es nicht und will es nicht.“ Im ersten Falle ist er machtlos, im zweiten schadenfroh, im dritten Beides zugleich. In allen drei Fällen besitzt er eine ungöttliche Eigenschaft, die sein Wesen unmöglich macht. Leibnitz antwortet unter vielem Anderen ganz schlagend: „Wenn Gott das Uebel heben könne und nicht wolle, so folge daraus noch keineswegs, daß er dem Menschen sein Unglück gönne, sondern das Nichtwollen habe darin seinen Grund, daß er nicht mit der Beseitigung des Bösen auch zugleich die Möglichkeit des Guten vernichte. Auch sei der Nutzen des guten Gebrauches der Freiheit größer, als der Schaden des Mißbrauches.“ Da wir schon nachgewiesen haben, daß der Optimismus vor der Vernunft und dem christlichen Dogma unhaltbar ist, so werden wir noch hinzufügen müssen, daß Gott nur gehalten ist, nichts Böses selbst zu wirken, keineswegs aber, Alles vollkommen gut zu schaffen.

Wenn nun der Ewige dem endlichen Geschöpfe die Freiheit verleiht, die es möglicher Weise zu seinem Verderben durch eigene Schuld mißbraucht, so steht doch fest, daß der Geschenkgeber nicht zur schlechten, sondern zur guten Verwendung das unschätzbare Talent dem Sterblichen anvertraut. Mag also die Uebertragung dieser Verwaltung und ihrer Verantwortlichkeit immerhin eine unvollkommene Gnade zu sein scheinen, so müssen wir sie doch jedenfalls als eine gute Gabe betrachten, so viel sie uns auch noch zu wünschen übrig läßt. Die Freiheit ist das unveräußerliche Recht des absoluten Wesens, von dem wir nur fordern dürfen, daß es uns kein Unrecht zufüge.

v. N. Recht behalten Bayle, Epikur und all ihre Nachbeter trotzdem ganz sicher; denn wenn ein Wort eines Dichters wahr ist, dann ist es dieses: „Wer Recht behalten will und hat nur eine Lunge, behält's gewiß!" Um Schwierigkeiten zu finden, muß man dieselben lieben; unglücklicher Weise liebt man sie. Das ist die richtige Erklärung über das Entstehen der meisten Fragen des Zweifels. Man leidet an der Zweifelsucht. Es herrscht ein Geist, der stets verneint. Wie könnte man sonst bei reiflichem Nachdenken so lange Gott lästern oder gar läugnen? Wenn man zur Beseitigung des erhobenen Bedenkens nur die berührten Puncte ins Auge fassen wollte: 1) Gott steht es allein zu, das Maß seiner Gnaden zu bestimmen; 2) die Freiheit und die Vernunft sind Wohlthaten, und zwar die werthvollsten aller Güter, die Gott als Schöpfer verleiht; 3) je höher etwas steht, desto tiefer sein Fall! Nach diesem physicalischen Gesetze darf man sich nicht wundern, daß aus der Freiheit, wie das

höchste Glück, so auch das tiefste Elend hervorgeht. Will man des Mißbrauches wegen stets den Gebrauch unmöglich machen, dann ist Alles am Ende.

R. Klopstock scheint mir diesen Gedanken in seiner Tiefe zu erfassen, wenn er in seinem Horazischen Versmaße spricht:

Laut erscholl's seit grauer Zeit, gebot Folgerung,
In den Klüften allen, und allen den Labyrinthen
Der Weisheit, die Urzustand grübelt:
Nichts ist ohne Ursach.

Nichts? Ist es denn nicht Gott?
Da schreien sie, ungeführt von dem Faden
Des Labyrinths! Gott hat seine Ursach in ihm selbst!
Mir widert, zu nennen, was sie schrei'n.

Er (wie stammeln wir Ihn), der Unaussprechliche,
Er, das Wesen der Wesen, ist ohn' Ursach.
Aber schau auf, schau nieder, umher; da halten, durch Ihn
Ursachen, Wirkungen unabsehlichen Reihentanz.

Der Geschaffnen, denen Seele ward,
Verborgenste Kraft, des Willens Freiheit
Ist das Höchste von allem, was Gott schuf,
Ist es, die unschuldig vor Ihm oder schuldig macht:

Vor Ihm!
Wir endlichen Geister
Halten über uns selbst
Blindes Gericht.

Verschieden ist die Denkungskraft der Unsterblichen!
Auf Stufen stehen sie, höheren, tieferen:
So der Unsterblichen Freiheitskraft; sie haben auch hier Genie,
Oder sie stehen auf dieser Stufe nicht.

Ursach wird die Freiheit von Handlungen,
Die der Allwissende selbst nicht vorher mit Gewißheit sieht:
Aber Er, der Immerwirkende, leitet sie
Zu der Schöpfung letztem Zweck, der Seligkeit Aller!

Anbetung Ihm, der nicht ruhend anschaut,
Der auch durch ewiges Wirken selig ist!
Anbetung, daß aus dem tiefen Urquell, wie er es leitet,
Der sittlichen Handlungen Ocean herüberströmt.

Gränzenloser Ocean, wie brausest,
Donnerst du in allen Welten! Wie wandelt auf dir,
Der die himmelsteigenden Augen gebeut
Und ebne Stille!

Anbetung dem Vater der Unsterblichen,
Auch für meine Freiheit!
Aber selber sie, was wäre sie mir,
Könnt' ich nicht auch Gott denken, sogar Gott lieben!

Hätte er wohl eine passendere Ueberschrift wählen können, als indem er „Beruhigung" dem Gedichte an die Stirn schrieb?

v. N. Das Wort ist inhaltschwer. Eines war mir doch in der Entwicklung anstößig.

R. Was ist das denn?

v. N. Wenn der Dichter sagt, daß die Freiheit die Ursache von Handlungen sei, die der Allwissende selbst nicht vorher mit Gewißheit sehe. Verstößt das nicht gegen die Allwissenheit, auf die er sich beruft?

R. Es scheint mir nicht, Herr Baron. Er redet vielmehr von der Allwissenheit Gottes, die von den Theologen die Erkenntniß des bedingt Zukünftigen genannt wird. Der Allwissende sieht nämlich nicht bloß dasjenige voraus, was nothwendig kommen muß, sondern auch alles, was erst unter einer bestimmten Be-

dingung eintreffen kann und eintreffen wird. Dazu gehören eben die Handlungen, die ihre Ursache in der creatürlichen Freiheit haben. Klopstock mag, wie mit seinen „himmelsteigenden Augen", so auch hier einen minder präcisen Ausdruck im Drange der Versregeln gewählt haben — eines Verstoßes gegen die christliche Wahrheit möchte ich ihn keinesfalls auf das eine Wort hin zeihen.

v. N. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an die Bemerkungen, die Sie mir vor längerer Zeit über das Vorherwissen Gottes machten. Sie sind, auf unsere Hauptfrage angewandt, geeignet, die Bedenken noch mehr zu heben, welche uns bis jetzt beschäftigten. Der Mißbrauch der Freiheit nämlich kann, auch wenn er von Gott vorher gesehen wird, die Vollkommenheiten desselben nicht verdunkeln, wie Cotta und Bayle meinen, wenn man bedenkt, daß Gott eigentlich gar nichts vorher sieht.

Dr. Wie, was? Gerathen Sie nicht in Widerspruch mit Sich selbst!

v. N. Nichts weniger, als das. Unser Denken ist an die Verhältnisse des Raumes und der Zeit gebunden; ein Wissen dessen, was zeitlich später erfolgt, nennen wir deßhalb, der Natur unserer Begriffe gemäß, ein Vorherwissen; in Gott selbst ist es aber ein einfaches Wissen. Da Gott der lebendige Gedanke ist, „der hoch über der Zeit und dem Raume schwebt", d. h. der als ewiges Wesen an Zeit weder gebunden ist, noch sein kann: so fällt alles „vorher" und „nachher" für ihn weg. Er ist Jehovah „Er, der ist," was ja sagen will, der nie war und nie sein wird, sondern stets ist. Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges fallen für ihn in einander, bilden in seinem Wissen ein Zeit-

loses, einen mathematischen Punct möchte ich es nennen. — Ich weiß nicht, ob ich fehlgreife, Herr Rector: ich möchte alles Nacheinander der Zeitfolge in der vollendeten Einfachheit des höchsten Wesens so zusammenfassen, daß ich es als Mittelpunct eines Kreises denke; die Peripherie mit ihren neben einander liegenden Graden und Theilen wäre mir dann die Darstellung der Begebenheiten, wie sie sowohl thatsächlich in der Zeit, als auch begreiflich im menschlichen Erkennen sich gegenseitig vorhergehen und nachfolgen; das Centrum dagegen würde das göttliche Erfassen sein, die concentrirte Peripherie, der Complex des ganzen Kreises. Demnach ständen von diesem Mittelpuncte die einzelnen Grade der Peripherie gleich weit entfernt, obgleich dieselben im Verhältniß zu sich selbst nach einander stehen. Das Centrum kommt mir dabei aber als ein solcher Gesammtinhalt der unzählbaren Kreistheilchen vor, daß er an und für sich ein mathematischer Punct, ein Raum- und Zeitloses ist und bleibt.

Dr. Ihre Darstellung möchte jedoch etwas zu originel sein, Herr Baron! Gleichviel — sie interessirt mich. Ich sehe, wohin Sie damit abzielen, und zwar nicht ohne Vortheil. Doch muß ich gestehen, daß ich sie nur halbwegs fasse.

v. N. Sieh! Für uns endliche Wesen liegt die Auffassung der Weltgeschichte nur in der Vorstellung nach einander folgender Thatsachen. Alle Begebenheiten von Adam an bis zum letzten der Menschen denken wir uns als einzelne Puncte, die neben einander liegend eine lange, lange Linie bilden, nicht wahr?

Dr. Richtig.

v. N. Nun beuge dir in Gedanken diese Linie zur

Kreisform zusammen. Magst du dir dann diesen Kreis in Millionen Grade getheilt denken oder, wie man allgemein thut, in 360 — gleichviel. Lege dir in diesen Kreis einen anderen, der mit dem ersten denselben Mittelpunct hat und dessen Radius nur um eine Linie kleiner ist. Dann kommen die zwei Peripherieen hart an einander zu liegen; oder nicht?

Dr. Gut.

v. N. Die eingeschlossene behält aber dieselbe Anzahl von Graden, wie die erste, nicht wahr?

Dr. Allerdings.

v. N. Ein dritter, eben so gebildeter, aber wiederum kleinerer Kreis deßgleichen, so fort und fort bis ins Unendliche. Durch dieses Gedankenmanöver concentrirt sich die Summe aller Grade, resp. geschichtlichen Thaten, zu Einem Puncte; er bildet den vollendeten Mikrokosmos, der selbst untheilbar alle Theile einer Jahrtausende langen Reihe oder Linie in sich begreift. Den Mittelpunct stelle ich mir sonach als den einheitlichen Inbegriff aller möglichen Kreise vor; selbst zeitlos, schließt er alle Zeiten in einen Zeitpunct, in das Jetzt, in die Gegenwart ein; selbst raumlos, umfaßt er alle Räume. Auf diese Art und Weise wird mir der Gedanke an alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge in einem Bilde vorstellbar, ohne daß er selbst an Raum und Zeit gebunden erscheint. Ueber dem Raume und der Zeit schwebend, sieht er das Zukünftige — auf sich, den Mittelpunct der Weltgeschichte bezogen — gegenwärtig — auf uns, in dem Umkreise liegende Puncte, bezogen, voraus. Damit fallen alle Einwendungen weg, die man aus dem Vorherwissen Gottes zum Anstoß an der menschlichen Freiheit erhebt.

R. Ich erinnere mich nicht, Ihnen je derartige Bemerkungen geäußert zu haben. Jedenfalls haben Sie Sich dieselben durch diese selbstgeschaffene Entwicklung zu Ihrem vollen Eigenthume gemacht. Es mögen nun doch vielleicht Mathematiker und Theologen noch Vieles daran zu kritisiren finden; Ihr Zweck scheint indessen nicht verfehlt zu sein, denn das ewige Schauen der zeitlichen Dinge wird dadurch für Sie wenigstens der menschlichen Auffassung in etwa vorstellbar.

v. N. Ich beabsichtige weder, den planimetrischen Kreis mit seinem Mittelpuncte zu identificiren, noch unsern Herrgott geometrisch construiren zu wollen. Was ich mit dem Vergleiche will, ist nichts Anderes, als wozu der nie ruhende Gedanke drängt, was das Gewissen billigt und die Religion gestattet — nämlich: ein Geheimniß, das mit menschlich Erkennbarem, in welcher Beziehung auch immer, concurrirt, unbeschadet seines unbegreiflichen Glaubens-Inhaltes unserer relativen Fassungskraft nahe zu rücken.

R. Die Sache selbst, die Sie vorbrachten, ist unbestreitbar richtig. Augustinus schon beruft sich auf dieselbe. Er fragt irgendwo: „Was ist das Vorherwissen anders, als die Erkenntniß des Zukünftigen? Was ist aber für Gott zukünftig, welcher über alle Zeit hinaus ist? In seinem Wissen trägt er die Dinge selbst; er erfaßt sie nicht als zukünftige, sondern als gegenwärtige. Sein Vorherwissen müssen wir deßhalb einfach Wissen nennen."

v. N. Es lös't sich dadurch auch eine andere Schwierigkeit, die das Vorherwissen Gottes in Verbindung mit der Freiheit des Menschen unserem Verstande leicht bereitet. Man ist zu bald versucht, letztere in

Zweifel zu ziehen, sobald man ersteres annimmt. Wenn Gott alles im Voraus weiß, was kommen wird, so ist es mit unserer freien Wahl am Ende, sagt man. Männer, denen Gott Verstand gab, haben mit dieser Irrlehre manchem ehrlichen, aber unverständigen Menschen den Kopf verrückt. Einen schlichten Bauer traf einmal der berühmte Duns Scotus auf einer seiner Reisen in England und redete ihn, als jener beim Säen beschäftigt war, mit Worten religiöser Ermahnung an. „Wozu ermahnest du mich?" sagte der Landmann. „Wenn Gott vorausgesehen hat, daß ich selig werde, so werde ich es sicherlich werden, ich mag Gutes oder Böses thun; hat er aber meine Verdammniß voraus gesehen, dann mag ich machen, was ich will, ich werde verdammt werden." Scotus erwiderte also: „Wenn das Wissen Gottes Alles, wie du meinst, unabänderlich nothwendig macht, warum säest du denn da? Hat Gott voraus gesehen, daß dort Korn wachsen wird, so wird es wachsen, du magst säen oder nicht, und eben so umgekehrt. Wozu also deine Arbeit?" Der Bauer ward durch diese einzige kurze Anwendung seiner irrigen Vorstellung von einer Häresie bekehrt, die zu den verderblichsten Folgen führen muß.

R. Sie bringen uns durch diese Wendung auf ein anderes Feld der Zweifel, das vom Irrthum und von dem verschuldeten Unglauben nicht weniger als das frühere ausgebeutet worden ist. Wenn man Gott in Ruhe läßt, dann greift man den Menschen an. Man macht es, wie die Pharisäer. Als sie das Wunder der Heilung des Blindgebornen vernahmen, läugneten sie die Thatsache und behaupteten, der Geheilte sei nie blind gewesen und sehend geworden. Als sie aber das

Wunder, das Jesus an einem Besessenen gewirkt hatte, nicht in Abrede stellen konnten, da schrieben sie die Wirkung dem Beelzebub zu. Man wird oft nicht ungläubig, weil man zweifelt, sondern man zweifelt, weil man ungläubig ist. Der Glaube wird bei zu Vielen schwankend und fällt zuletzt, nicht, weil die Beweise, die ihn stützen, unhaltbar erscheinen, sondern umgekehrt. Erst tritt der Entschluß auf, nicht mehr glauben zu wollen, und dann rüttelt man an den Pfeilern und unterwühlt das Fundament.

Dr. Das Urtheil ist zu hart, wie mir scheint.

R. Ich sage nicht, Herr Doctor, daß das der Hergang bei allen Ungläubigen ist, aber wohl bei zu vielen. Dieser Ausspruch ist meine festeste Ueberzeugung.

v. N. Die Erfahrung zeugt dafür. Hier ein Beispiel. Einer meiner Jugendfreunde war von frommen Eltern erzogen, eine edle Seele, nach allen Beziehungen hin betrachtet. Das Soldatenleben warf ihn aber bald in ein Meer von Versuchungen, denen er lange aus Gottesfurcht mit wahrem Heldenmuthe widerstand. Er besiegte nicht bloß die reizendsten Versuchungen des Lebens, sondern auch die Spötteleien seiner Cameraden; mit satanischem Lachen verhöhnte man nämlich seine Unschuld, die bei ihm engelreine Tugend war. Denn was einem Kinde ohne dessen Verdienst durch einen geheimnißvollen Zauber die Zuneigung der Menschen und das Wohlgefallen der Engel gewinnt, das besaß er als Errungenschaft und siegreich vertheidigtes Eigenthum. Er verdiente die Bewunderung. Er verdiente sie in so hohem Maße, daß selbst Manche ihn ehrfurchtsvoll liebten, welche schlechter waren als er, aber dennoch nicht schlecht genug, um mit den Ver-

dorbensten der Tugend Hohn sprechen zu können. Dieser gottesfürchtige und sittenreine junge Officier wurde eines Tages bei einem Festmahle hauptsächlich durch die Schuld Anderer von starken Weinen berauscht, deren Kraft er vielleicht kaum kannte. Es schlug für ihn die unbewachte Stunde, wo er, der fest zu stehen schien, nicht mehr zusah, daß er nicht tief — tief fiel. Mit dem Erwachen seines Verstandes aus dem Taumel seiner Besinnungslosigkeit schrak sein Gewissen aus dem Taumel der Sünde auf. In seinem Innern drängte sich an die Stelle des seligen Friedens eine herzzerreißende Verzweiflung. Nach den Worten eines Briefes, den ich lange Jahre nach seinem Falle von ihm empfing, und den ich noch besitze, erkannte er jetzt das Gute und Böse, aber er sah auch, daß er von einem himmlischen Geschenke entblößt war. Der Gedanke: „Es hat sich für mich ein Racheengel mit flammendem Schwerte vor den Eingang des verlorenen Paradieses gestellt", trieb ihn aus der Einsamkeit seines Zimmers, die er seither so sehr liebte, in das Geräusch der Gesellschaften, in denen er sich zu zerstreuen suchte. Trotz aller Vorsätze seiner großen Reue bahnten sich ihm hier die Wege der Ausschweifungen, von denen er früher keine Ahnung hatte. Nach dem ersten Schritte zum Abgrunde des Lasters folgte der zweite und dritte mit beschleunigter Geschwindigkeit in dem Maße, als die Vernunft in den Dienst des verdorbenen Herzens trat. Seine Sünden suchten sich die Zweifel zur Begleitung auf der eingeschlagenen Bahn seines Lebens. Ewige Wahrheiten stellte er erst da in Frage, wo sie sich mit dem Zustande seiner Seele nicht mehr vertrugen. Nachdem er es unterlassen hatte,

sich gleich Anfangs der Barmherzigkeit Gottes mit vollem Vertrauen in die Arme zu werfen, trat ihm die Gerechtigkeit mit solchem Ernste entgegen, daß er sie nicht mehr ertragen konnte. Statt sie durch Reue und Buße zu versöhnen, bezweifelte und längnete er sie zuletzt. Nun trank er die Sünden wie Wasser. So oft das Gewissen seine Stimme erheben wollte, brachte er es mit Gewalt so lange zum Schweigen, bis es sich am Ende fast gar nicht mehr regte. So ging es fort und fort; denn die Sittenlosigkeit hatte den letzten Rest seines Glaubens weggeschwemmt und damit jede Schranke der moralischen Zügellosigkeit durchbrochen. Ein Wunder der Gnade lehrte ihn aber später noch einmal beten, als er in die größte Lebensgefahr gekommen war. Ein Wunder der Fürsehung rettete ihn mitten aus einem heißen Treffen, wo er sich von Feinden schon umgeben sah. Den Vorsatz der Besserung, den er in der Schlacht genommen, hielt er treu, und löſ'te bei erster Gelegenheit das gemachte Gelübde, sich aus dem Militärdienste zurückzuziehen. Er lebt noch als Staatsbeamter, und hält es in seinem Alter für die schönste Errungenschaft aller Sorgen und Mühen seines Lebens, da wieder, wie in einem Kreise, angekommen zu sein, wo er Anfangs stand, nämlich an Glauben und Tugend. Ich spreche mit seinen eigenen Worten, wenn ich sage, daß nicht die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Beweise, die für die Religion vorliegen, seinen Unglauben hervorgerufen habe, sondern daß, umgekehrt, seine Sünden die Zweifel erzeugten und die Fäulniß seines Herzens das Ungeheuer des Atheismus gebar.

R. Für jeden Psychologen muß es eine ausgemachte

Wahrheit sein, daß in dem Wechsel-Verhältnisse des menschlichen Verstandes und Herzens die Gefühle eben so sehr auf die Erkenntnisse, wie die Erkenntnisse auf die Gefühle einwirken, daß nicht bloß die Wahrheit die Liebe zur Tugend, sondern auch diese jene bedinge. Ich kann deßhalb nur wiederholen, was ich sagte: Es gibt zu viele Menschen, welche den Glauben angreifen und über Bord werfen, nicht, weil er ihrer Vernunft, sondern weil er ihren Leidenschaften widerstrebt und den Krieg auf Leben und Tod erklärt. Fortgesetzte Lasterhaftigkeit verträgt sich eben so wenig mit dem lebendigen Glauben an Gottes Allheiligkeit, an Hölle und Himmel, wie Wasser mit Feuer. Das Feuer wird entweder von dem Wasser, oder das Wasser von dem Feuer vertilgt werden. So muß auch die gläubige oder die sündige Liebe aus unserem Herzen weichen. Zusammen wohnen sie niemals auf die Dauer darin. Wenn verkehrte Verstandesrichtung bei Vielen die Verkehrtheiten der Seele verursacht, so wird sie aber auch bei Vielen erst durch diese herbeigeführt.

v. N. Das ist eben ein Krebsschaden an dem Unterrichtswesen neuerer Zeit, daß man vielfach diese Thatsache entweder völlig verkennt oder doch wenigstens nicht gebührend anerkennt. Man dressirt und tractirt das Gehirn, während man das Herz leer ausgehen läßt. Ich bin keineswegs blind gegen die wirklichen Vorzüge unserer Unterrichts-Anstalten, aber himmelschade ist's, daß sie so wenig Bildungs-Anstalten sind! Der Lehrer gibt seine zugemessenen Stunden und hält damit seine Aufgabe für gelös't; der Jüngling prägt sich eine Masse der verschiedensten Kenntnisse ein, thut dann im Uebrigen so ziemlich, was er will. Er weiß,

daß die Zeugnisse nur nach den Ziffern ausgestellt werden, die in dem Notizbüchelchen des Professors den Grad bezeichnen, den die Fertigkeit hatte, womit er seine Lection aufsagte. Man beurtheilt ihn ja nur nach dem, was er weiß, nicht nach dem, was er ist. Rühmliche Ausnahmen stoßen diese Regel, wie es geht, nicht um; sie sind eben Ausnahmen und nicht, was sie sein sollten, die allgemeine Regel.

R. Aus eigener Erfahrung kann ich diesen Klagen nur beistimmen. Man verkennt die Ansprüche der Erziehung neben denen des Unterrichts zu sehr und legt in der Praxis der Bildung des Herzens das Gewicht nicht bei, das sie verdient. In der Praxis, sage ich; denn in öffentlichen Schulreden, in Programmen, Büchern über Pädagogik hebt man die Herzensbildung mit den glänzendsten Lobsprüchen hervor; aber den Worten entsprechen die Thaten zu wenig. Im Jahre 1848, wo die Gedanken vieler Menschen offenbar wurden, konnte man erkennen, welchen Einfluß eine Unzahl von Schulmännern der Religion an höheren, mittleren und unteren Lehranstalten zuzuweisen gesonnen sind, und doch ist diese vor allen Fächern geeignet und berufen, die schwierigste Aufgabe zu lösen, nämlich die Pflege des Gemüthes, die Veredlung des Herzens zu fördern, und sonach die Bildung des ganzen Menschen zu ermöglichen, der ja doch etwas mehr ist, als Gehirnsubstanz. Wer mit dem Schulleben durch eigene Anschauung vertraut ist, der wird manchen Anordnungen seine dankbare Anerkennung nicht versagen dürfen, die in vielen Staaten von den höheren Behörden als allgemeine Schulgesetze und specielle Lehr-Instructionen normirt sind; aber die besten Vorschriften

nützen nur wenig oder gar nichts, wenn die ausführenden Personen, von denen doch Alles abhängt, anders wollen oder doch anders handeln. Das Gute, was demnach für sittliche und religiöse Ausbildung der Jugend an öffentlichen Anstalten geleistet wird, reducirt sich auf die Bemühungen und das Beispiel derjenigen Lehrer, welche aus Ueberzeugung nach der bezeichneten Richtung hin thätig sind.

Dr. Sie dürfen doch nicht erwarten, daß ein Mathematiker, ein Sprachlehrer u. s. w. die Functionen des Religionslehrers übernehmen soll! Was haben unsere Fächer, werden diese sagen, mit dem Katechismus zu schaffen? Jedem das Seine!

R. Ich wüßte kaum ein Gymnasialfach zu nennen, das nicht bildend oder verbildend ins sittlich-religiöse Gebiet einzugreifen gestattet, ja, meistens sogar veranlaßt. Wie das Erkenntniß-Vermögen an sich ein ungetheiltes ist, obgleich wir es nach seinen Aeußerungen bald als Verstand, bald als Vernunft, bald als Gedächtniß, bald wieder als Phantasie auffassen; wie das Wissen, sage ich, ein einheitliches ist, so stehen auch die Wissenschaften naturgemäß in einem engeren Verbande, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Für das Sittlich-Religiöse ist die Sprachlehre, auf die Sie hinweisen, von der größten Bedeutung. Um tiefer Liegendes zu übergehen, werden Sie mit mir einverstanden sein, daß es viel darauf ankommt, welche Ode, welche Satire des Horaz, welcher Schriftsteller überhaupt in jeglicher Sprache den Schülern vorgelegt wird. Jedoch einflußreicher noch als das Buch ist und bleibt derjenige, welcher es zum Zwecke des Unterrichts in der Hand hält. Den ganzen, gewaltigen

Kampf, der sich in Frankreich über die Zulassung heidnischer Autoren entwickelt, möchte ich der Persönlichkeit und Geistesrichtung des Lehrers gegenüber als eine untergeordnete Frage ansehen. Ein gesetzter Charakter versteht es, selbst die delicatesten Stellen frei und offen vorzutragen, und er wird den Schülern auf dem Gesichte lesen, welchen Eindruck sie machen. Der Ton, die Wahl der Worte, eine einzige Bemerkung reicht hin, einen heiligen Schauer, Achtung vor der Tugend und Abscheu vor dem Laster über die Gemüther Aller auszugießen. Und sollte ein verdorbenes Subject lächeln, den Nachbar anstoßen — ein Blick schafft aus dem Bösen selbst Gutes. Von einem Blicke aber bis zur Verweisung gibt es noch heilsame Mittel in Hülle und Fülle, Schadhaftes auszubessern und Schädliches zu entfernen.

v. N. Nimm dagegen einen unberufenen Lehrer, der verführt die Jugend mit dem besten Buche in der Hand. Ein liederlicher Mensch sieht bekanntlich Lüsternheit in den Engelsaugen des unschuldigsten Kindes; in den Worten des Gebetes findet er Anzüglichkeiten, in jeder Zeile klingt ihm eine Zweideutigkeit durch. Wovon das Herz des Menschen voll ist, davon läuft dann der Mund über. Ein irreligiöser Schulmann macht wissend und unwissend aus jedem christlichen Gedanken eine Caricatur und vergöttlichet das neue wie das alte Heidenthum.

R. Ich brauche wohl nicht einmal anzudeuten, in welch enger Verwandtschaft die Naturlehre mit der Religion steht; wir haben es in dem Culminations-Puncte der geologischen Wissenschaft schon gezeigt. Daß Geschichte auf jedem Blatte Christus oder den

Antichrist predigen kann, ist bekannt. Ueber die Mathematik möchte ich noch ein Wörtchen anführen, weil Sie diese gerade namhaft machten. Sie beriefen Sich zweckdienlich auf dieselbe, weil sie mit ihren Ziffern und Figuren den Katechismus am wenigsten berührt. Und doch hat aus ihr vor einigen Jahren ein Mathematiker seinen Schülern den Unglauben und die sociale Republik herausgerechnet.

Dr. Nun, das wäre aber doch . . .!

R. Er wählte mit großer Vorliebe solche Rechnen-Beispiele, worin sich Haltpuncte für seine Propaganda vorfanden. Wenn er z. B. das Geburts- oder Sterbejahr eines seiner Helden nach Tag und Stunde auf der Tafel in Rechnung hatte bringen lassen, dann fingen seine eigentlichen Vorlesungen erst an, wofür er, wie sich von selbst versteht, aus der Staatscasse oder einem frommen Stiftungs-Fonds bezahlt wurde. Um zu ahnen, wie es mit der vielgepriesenen „Gesinnungstüchtigkeit" mancher Lehrer steht, braucht man weder ins Jahr 1848 und 49, noch in die höheren und höchsten Regionen hinaufzusteigen. Kam es ja doch noch vor einigen Monaten vor, daß ein junger Dorfschulmeister in Gegenwart des Regierungs- und des bischöflichen Commissars dem Director des Lehrer-Seminars eine Antwort ertheilte, die jede Erläuterung überflüssig macht. Nach Beendigung seiner zweijährigen Studienzeit besaß der junge Mann noch so mangelhafte Kenntnisse, daß ihm nur die provisorische Wahrnehmung einer Stelle übertragen werden konnte; deßhalb kam er später zu einem neuen Examen, um sich ein besseres Zeugniß zu erwerben. Hierbei geschah es nun, daß ihm in der Religionslehre die gewiß nicht zu

schwere Aufgabe gestellt wurde, die Geschichte der Auferweckung des Lazarus zu erzählen und, wie ich glaube, zu erklären. Das einfache Erzählen ging aber schon so unvollständig, daß ihn der Director auf die Unzulänglichkeit seiner Leistungen aufmerksam machen mußte. „Ich habe", erwiderte er darauf, „keine Zeit gehabt, mich mit dem Kram lange zu beschäftigen."

v. N. Nein, das ist nicht möglich!

R. Seien Sie versichert, ich referire ganz getreu und schöpfe aus zuverlässigster Quelle.

v. N. Nun, wenn er sich so vor der Prüfungs-Commission aussprechen konnte, was mag geschehen, wenn er als Meister seiner Schule dasteht! Dem sollen also christliche Eltern ihre Kinder zur Erziehung übergeben?

R. Seine Antwort ist zu Protocoll genommen und die Fortsetzung seiner Prüfung sistirt worden. Obgleich er kurz nachher den Mantel „gesinnungstüchtig" nach dem Winde zu hängen suchte, so wird doch hoffentlich dafür gesorgt werden, daß die Schule von seinem Dienste verschont bleibt. — Wer das Schulleben ein Bißchen kennt, Herr Doctor, der wird wissen, daß sowohl ein Elementar-Lehrer als auch ein Universitäts-Professor zwischen den Zeilen seines Buches lesen kann. Wenn alles, was vom Katheder herab gesprochen wird, obwohl es verschwiegen bleiben müßte, eben so gedruckt würde, wie das, was in den Classen vorgenommen werden soll, — alle Dampfpressen würden ununterbrochen in Thätigkeit sein. Das gäb' eine Bibliothek! — Ein Schulmann jedweden Faches braucht also die Functionen des Religionslehrers nicht zu

übernehmen und kann doch für und gegen das Sittlich-Religiöse außerordentlich wirken. Er soll nicht gehalten sein, Veranlassungen zu Predigten vom Zaune zu brechen oder mit Kreuz und Fahne zwischen je zwei Zeilen zu wallfahrten; alle Jahr, Herr Doctor, zwei-, dreimal ein Wörtchen — schlägt wie der zündende Funke eines Blitzes, aus dem Munde des Laien oft noch mehr als aus dem des Geistlichen. — Und dann der ganze sittliche Ernst eines Mannes! — Verba docent, exempla trahunt. — Welche Wohlthäter der Menschheit sind nicht alle jene weltlichen Professoren, die den Schülern auf den Wegen allseitiger, also auch der sittlich-religiösen Bildung voranschreiten! Ist doch gerade diese entscheidend für das ganze Geistesleben des Menschen, für alles Schöne und Gute nicht allein, sondern auch für alles Wahre. Dieses entscheidenden Einflusses wegen zeigt sich auch in der antichristlichen Speculation und Philosophie die Erscheinung, daß man einen verzweifelten Anfall auf die Menschheit des Menschen macht, nachdem man sich von dem Angriffe auf die Gottheit Gottes zurückgeschlagen sieht. Man will uns die menschliche Freiheit in Abrede stellen, wenn man das Vorherwissen des Allerhöchsten nicht mehr läugnen kann oder läugnen zu können für überflüssig hält. Warum, Herr Doctor? Weil man nicht glauben will. Ich gestehe gern noch einmal, daß dieses nicht der Entstehungsgrund des Unglaubens bei allen Ungläubigen ist, wiederhole aber, daß Viele, gar Viele ihre Verirrungen in der Sünde beginnen und im Unglauben enden, der dann natürlich nicht selten neue Laster erzeugt, bis durch diese gegenseitigen Umarmungen ein Monstrum geboren wird, das

nichts Göttliches mehr an sich trägt und für die Hölle reif ist.

v. N. Wie Mancher entzieht sich den religiösen Uebungen, weil er vielleicht zwei- bis dreimal nicht absolvirt wurde! Aus Liebe zur Sünde bleibt er vom Beichtstuhle fort, da er ohne den Vorsatz, seinem lasterhaften Lebenswandel ein Ende zu machen, denselben nur vergebens betreten könnte. Nun gerathen Glaube und Gewissen naturgemäß mit Sünde und Verschmähung der Heilsmittel in unversöhnlichen Widerstreit, den eine und dieselbe Seele auf die Dauer nicht aushalten kann. Will sie dann den Weg der Bekehrung nicht ernstlich einschlagen, so wird sie auf der abschüssigen Bahn der Immoralität zur ungläubigsten Irreligiosität gedrängt. Um Ruhe zu finden, wird man die Zweifel suchen und der völligen Gottlosigkeit zugängig sein, weil man willkommen aufnimmt, was man herzlich liebt.

Dr. Daß es solche Fälle gibt, stelle ich nicht in Abrede; denn das Herz correspondirt allerdings mit dem Verstande, wie der Verstand mit dem Herzen.

v. N. Wie ist es erklärlich, muß man fragen, daß es Menschen gibt, welche die Freiheit läugnen? Jedweder, der einen gesunden Menschenverstand hat, wird es für unzweifelhaft halten, daß er sich in seinem Innern für und gegen eine Handlung zu bestimmen vermag. Das Gewissen ruft uns allen nach vollbrachter That zu, daß wir gut oder böse gehandelt haben, daß wir schuldig oder unschuldig sind. So wenig, wie ein Thier, würden wir von dieser richtenden, strafenden oder belohnenden Stimme etwas wissen, wenn wir ohne Freiheit durch eine innere Nöthigung zu dem Einen

oder zu dem Anderen hingezogen würden. Das Bewußtsein des Einzelnen wie der ganzen Welt und ihrer Geschichte spricht es laut aus, daß der Mensch selbst bei der größten Gewalt, die ihm von außen angethan wird, frei bleiben kann, „und würd' er in Ketten geboren". Ich sehe nicht ein, meine Herren, wie Jemand die moralische Freiheit zu läugnen unternehmen sollte, es sei denn, daß durch Wissenschaft unsere Vernunft auf eine unwissenschaftliche Weise verrückt, oder das Gewissen durch Laster übertäubt ist. Wer dem allgemeinen Bewußtsein nicht vollends Hohn sprechen will, thut's nie. Aber man will, und dann thut man es. Dem verdorbenen Herzen ist keine Lehre bequemer, keine Annahme willkommener, als die: ich werde bestimmt, bestimme mich aber nicht selbst. Damit fällt natürlich alle Verantwortung, alle Zurechnungsfähigkeit, alle Moralität weg. Mit der Läugnung der persönlichen Seelenfreiheit wird allen Lastern Thür und Thor geöffnet, weil dann keine Vernunft, kein Gewissen, keine Religion dem lüsternen Herzen mehr Schranken setzt.

Dr. Es ist diese Frage ein Thema, welches in medicinischen Werken oft zur Sprache kommt. Viele Gelehrte stellen die Stimmungen des Gemüthes und die Bewegungen des Willens so dar, daß sie von der Freiheit nur noch den Namen behalten. Ich habe mich mit diesen Ansichten nie befreunden können und werde denselben schwerlich jemals beipflichten. Das persönliche Bewußtsein, wie Sie richtig bemerkten, Herr Baron, spricht zu unwiderstehlich, als daß alle Theorieen es übertäuben könnten. Es steht bei mir, das fühlt Jeder, einem Befehle, einem Rathe, einer Bitte, einer

Versuchung nachzukommen oder nicht, oder selbst das Gegentheil von dem zu thun, was mir vorgestellt wird.

R. Wir werden keinen Anstand nehmen, einzugestehen, daß der Mensch nicht in allen Dingen frei ist; wir haben z. B. nicht die Freiheit, zu fliegen, ein Napoleon oder ein großer Weltweiser zu werden, den Pulsschlag durch bloßes Wollen zu hemmen oder zu beschleunigen, total gedankenlos oder gefühllos zu sein u. s. w.; aber ist man dadurch überhaupt nicht frei? Kann ich nicht reden oder schweigen, wann ich will? Kann ich nicht einem Armen ein Almosen geben oder aber meinen Mitmenschen betrügen? Fällt diese freie Selbstbestimmung weg, dann sind nicht bloß alle Bitten, alle Erinnerungen, Warnungen, Drohungen, Strafen der heiligen Schrift Thorheit und Ungerechtigkeit, sondern auch alle Gesetze, Richterstühle und Kerker des Staates Unsinn und Barbarei. Ein großer Weltweiser hat deßhalb Recht, wenn er sagt, daß „die menschliche Freiheit weder einer Erklärung noch eines Beweises bedürfe".

Dr. Man sieht den Menschen vielfach nur als eine kunstvolle Maschinerie an, die, wie in einer Teppichfabrik, bald diese, bald jene Gebilde zu Tage fördere, je nachdem diese oder jene Feder gelös't, dadurch dieses oder jenes Rad in Bewegung gesetzt werde. Bei Erklärung der verschiedenen Triebfedern nimmt man seine Zuflucht zu der inneren Organisation des Nerven-, Muskel- und Knochen-Systems, das durch den Blutumlauf und das Temperament wie ein Clavier gestimmt wird und, je nachdem von außen günstige oder ungünstige, ansprechende oder widersprechende, abstoßende Einwirkungen Statt finden, diesen oder jenen

Ton anschlägt. So entstehen, sagt man, die Empfindungen und Leidenschaften, welche anlocken oder abwenden, für und gegen stimmen, gleichwie ein Thier sich durch den Hunger zum Bündel Heu hingetrieben fühlt und, gesättigt, es liegen läßt. Aus dem Klima entwickelt sich Nebel oder Regen, Hagel oder Schnee, trübe oder heitere Luft. Dieselben Phänomene zeigen sich nach denselben Gesetzen in der inneren Natur des menschlichen Mikrokosmos. Was dort Temperatur, ist hier Temperament. Aus den inneren Anlagen und den äußeren Einflüssen kommen Gottesfurcht und Gottlosigkeit, Sanftmuth und Zorn, Sittlichkeit und Ausschweifungen von selbst. Einer dieser Schriftsteller sagt deßhalb offen heraus, daß es ganz gleich sei, ob ich Jemandem verbiete, stolz zu sein, oder das Fieber zu haben. Tugend wachse nicht in jedem Menschen, wie Pomeranzen nicht auf jedem Baume. Kaiser Caligula war so blutdürstig, daß er den Ausspruch that: „Möchte doch das ganze Volk nur einen einzigen Kopf haben, daß ich ihn mit Einem Schlage abhauen könnte!" Kaiser Titus war so wohlwollend, daß er keinen Armen unbeschenkt entließ, so edel, daß er der Vater des Vaterlandes, die Liebe und Freude des Menschengeschlechtes genannt wurde. Das war aber, meint man, bei dem Einen nicht strafbares Laster, bei dem Anderen nicht lobenswerthe Tugend, sondern Naturnothwendigkeit. Mancher hat die Natur eines Lammes, und dann ist er stets geduldig; Mancher wird von den Empfindungen bewegt, die den Esel des Apulejus so oft überfallen haben, und dann wälzt er sich im Kothe.

v. N. Es ist doch wahrhaftig zu toll! Wer sieht nicht, daß die Vernunft der Vernünftigen oft entsetzlich

wenig Verstand hat und die Gelehrten nicht selten abgeschmackt dumm sind? Soll man denn nicht versucht sein, diese Akademiker für das Narrenhaus reif zu erklären, wo sie philosophiren könnten, so lange sie wollten? Bei solchen Verrückten helfen keine anderen Beweise und Widerlegungen, als die handgreiflichsten, womit einmal einem Ideologen ad hominem demonstrirt wurde. Sie wissen wahrscheinlich, daß vor Zeiten ein Philosoph, trotz aller Entgegnungen, sich nicht überzeugen konnte oder wollte, daß die Außenwelt existirte. Er blieb dabei, Alles sei Täuschung, Traum, Idee des Denkens. Der Gegner war des Disputirens endlich müde und gab dem Unverbesserlichen eine derbe Ohrfeige. Dieser aber fuhr auf und wurde nicht wenig empört. „Stille, stille!" beruhigte ihn der Andere, „die Ohrfeige existirt nicht wirklich, sie besteht bloß in Ihrer Einbildung. Sie zürnen also ohne Ursache."

R. Recht, Herr Baron! Sich aber, ich will nicht sagen: mit Ohrfeigen oder Zwangsjacken, sondern nur mit Gegenbeweisen an materialistischen Phrenologen vergreifen zu wollen, wäre ein Majestäts-Verbrechen an der unantastbaren Unverletzlichkeit dieser Autoritäten. Denn solche Herren behalten Recht, weil sie, nach Ihrer früheren Bemerkung, eine gute Lunge haben. Sie dociren fort und fort in Einem Athem, daß der Mensch nur Blut, Fleisch und Bein sei; da kann von Seelenfreiheit keine Rede sein.

Dr. Klima, Nahrung, Blut, Schädelbildung, die Formation des Gehirns, die Qualität der Nerven-Substanz, so wie alle natürlichen Anlagen unseres Organismus tragen gewiß Vieles dazu bei, daß wir kühner oder furchtsamer, arroganter oder bescheidener,

daß wir überhaupt zu dieser oder jener Tugend, zu der einen oder der anderen Leidenschaft hinneigen. Daß wir aber aller Selbstbestimmung bar und ledig sein sollen, daß wir dem Bösen nicht entgegen treten, das Gute aber trotz alles Widerstandes nicht frei wählen und wollen könnten, ist sowohl aller Erfahrung, als auch aller gesunden Philosophie zuwider. Mag man mit dem medicinischen Messer noch so tief schneiden, und mit dem schärfsten Mikroskope Blut- und Nerven-Substanz noch so genau untersuchen, es entgeht unserer Hand und unserem Auge ein Geistiges im Menschen, das wir der Materie nicht mehr zumessen dürfen, wenn wir uns grober Vorurtheile nicht schuldig machen wollen.

R. Wer immer sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigt oder im Allgemeinen Menschenkenntniß besitzt, dem kann die Macht der angebornen und erworbenen Talente, Anlagen zum Guten wie zum Bösen nicht entgehen. Ein solcher wird aber auch wissen, daß die Freiheit noch größere Kraft zu entwickeln im Stande ist. Sie besiegt oft alle Leidenschaften. Aus einem Saulus kann ein Paulus werden, aus einer Magdalena eine Heilige, aus einem Augustinus ein welt- und fleischbesiegender Kirchenvater. Umgekehrt gibt aber auch die Religion an, daß aus einem Apostel ein Judas, aus einem unschuldigen und frommen David ein Mörder und Ehebrecher sich zu gestalten vermag. Noch mehr, man wird sogar, wie die Schrift sagt, ein Sclave seiner Sünden. Furchtbarer Ausdruck einer noch furchtbareren Wahrheit. Was ist der Mensch, wenn er dahin kommt, daß er mit einem Zornigen und Stolzen, mit einem Trunkenbolde und Liederlichen

ausspricht: Ich kann nicht anders! Dann ist er allerdings an das Laster verkauft; aber seine Freiheit ist dennoch nicht getödtet, sondern nur gefangen; seine Seele ist immerhin noch der Erlösung fähig, wenngleich sie wie von Ketten des Teufels gebunden darniederliegt. Derselbe Sterbliche, welcher eingestehen muß: „Ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will," derselbe bekennt dadurch eben, daß er will — nicht will, und vermag mi: Gott durch sein Wollen, durch seine Freiheit der Art wiedergeboren zu werden, daß er vor Freuden ausruft. „Ich kann Alles in Dem, der mich stärket!" Mögen die alten und die neuen heidnischen Philosophen an dem für sie unlösbaren Räthsel der Zusammenstellung aus Sichbestimmen und Bestimmtwerden noch so sehr den Kopf zerbrechen, der schlichte Katechismus löſ't den Widerstreit auf in Harmonie der Freiheit und der Fürsehung. Gegen sie alle tritt er noch kühner auf, als Moses den Geologen gegenüber. Die Halbwisser werden ihn verspotten, gediegene Wissenschaft wird ihn aber ehren. Vernunft und Gewissen, eigene Lebenserfahrung und Weltgeschichte sprechen für und mit ihm: Der Mensch kann das Gute und das Böse wollen und üben; er ist frei.

Dr. Man beruft sich auf das Leben der Thiere und will zu dem Schlusse drängen, uns wie ihnen die Freiheit abzusprechen, oder aber, ihnen wie uns dieselbe zuzuerkennen. Wir wie sie, sagt man, werden von der Lust angezogen, von der Unlust abgestoßen. In diesem Zug und Stoß liegen die Hebel zu jeder That, zur ganzen Geschichte. Auch das Thier zeigt das, was wir Freiheit nennen. Der Hund wählt das Stück Fleisch

und läßt den Stein liegen; er greift nach dem gesunden und verschmäht das faule. Er scheint oft außerordentlich tugendhaft, so gehorsam und enthaltsam, daß er das Feldhuhn, welches der Jäger erlegte, nicht auffrißt, obgleich er Appetit dazu hätte, sondern es seinem Herrn sogar apportirt. Sehen Sie, sagte mir einmal ein Vertheidiger dieser Lehre, wie die Maus vor einer Lockspeise überlegt, wie sie wählt, die Wahl wieder aufhebt, sich abermals entschließt, bis sie den Vorsatz endlich ausführt. Mit welcher Bedächtigkeit naht sie sich der Falle, besieht das Stück Speck nach allen Seiten, tritt ihm näher, geht wieder zurück, steckt das Köpfchen in den verfänglichen Eingang, spricht bei sich selbst: ich will es nehmen, das mundet mir; denkt dann aber wieder: nein, ich will es doch nicht stehlen; spazirt also zurück bis in ihr Loch, treu und ehrlich; kommt aber bald wieder und läuft geraden Wegs auf ihren Fund los. Kaum hat sie sich demselben genahet, da bereut sie den im Herzen beschlossenen Diebstahl abermals. Die Versuchung ist aber gar zu groß; sie überlegt sich die Sache wiederum recht allseitig, vor und hinter der Falle. Der Plan ist nun endgültig beschlossen; sie tritt leise wie ein Dieb ein, nimmt, so viel ihr beliebt, und will dann wieder nach Hause; aber die policeilichen Drähte halten sie gefangen. Mensch und Maus ist Wurst wider Wurst. Alles egal. Das eine Wesen läuft auf zwei, das andere auf vier Füßen; beide aber bewegen die Beine hierhin und dorthin, je nachdem Reiz oder Abscheu sie zieht oder treibt. Das Mäuschen balancirt zwischen Furcht und Verlangen, indem das Speck schmeichelt und die Drähte schrecken. Es hat aber so wenig eine Freiheit, wie der Hund,

wenn er auch das Rebhuhn liegen läßt oder dem Jäger zuträgt; denn der ahnende Nachgeschmack schon früher empfangener Peitschenhiebe stößt mehr ab, als der Geruch des geschossenen Wildprets anzieht. Der Jagdhund erfreut sich aber eben so viel und eben so wenig der freien Selbstbestimmung, als der Mensch, welcher sich durch seine Annehmlichkeiten ködern und durch Schmerz und Policei fortjagen läßt. An der Wage seines so genannten Wahlvermögens heißt die eine Seite Lust, die andere Unlust. Dem Uebergewichte des Angenehmen stürzt der Mensch nothwendig nach; er bestimmt sich nicht, sondern wird bestimmt.

v. N. Die Beispiele sind wirklich sehr passend gewählt und wohl geeignet, Kurzsichtige zu täuschen. Was hast du denn deinem Gegner geantwortet?

Dr. Im Augenblicke wüßte ich wirklich nicht mit Bestimmtheit anzugeben, was ich ihm entgegnet habe. Die Discussion wurde aber, dessen erinnere ich mich gut, sehr lebendig, zumal als die übrigen Anwesenden für oder gegen Partei ergriffen. Zuletzt verlor sich die Unterhaltung auf ein anderes Feld, ohne daß ich ihn oder er mich bekehrt hatte.

v. N. Nun, ich hätte ihm wohl begreiflich zu machen gesucht, daß das Selbstgespräch der Maus doch noch lange kein Monolog des Wilhelm Tell gewesen sei, so ähnlich auch das Mäusefallenloch mit der bekannten hohlen Gasse sein mag. Auch möchte wohl die Maus-Ehrlichkeit und Treue den entsprechenden Tugenden des Freundes wenig gleichen, der sich in den brausenden Strom und unter die Räuber wirft, um durch eigenen Tod am Galgen das Leben seines Bürgen zu retten. Auch Reue über einen nur im Herzen beschlossenen

Diebstahl kennt deßgleichen nur der Mensch, aber kein Thier.

Dr. In ähnlicher Weise setzte ich dem Freiheitsläugner zu, um ihm, wie mir jetzt wieder einfällt, zu zeigen, daß zwischen Maus und Mensch doch noch ein anderer Unterschied existire, als die Zahl der Beine. Ich wies ihn auf den griechischen Philosophen hin, der auf die Frage, was ein Mensch sei, antwortete: „Ein zweibeiniges Thier, das keine Federn hat."

v. N. Worauf ihm, nicht wahr? ein gerupfter Hahn mit den Worten vorgehalten wurde: „Sieh hier einen platonischen Menschen!"

Dr. Ja wohl. Dazu bemerkte ich, daß den Thieren eben so vernünftiger Weise Lohn und Strafe zuerkannt werden müßten, wie den Menschen, wenn sie uns gleich oder auch nur ähnlich frei wären. Die in der römischen Geschichte einzig dastehende Belohnung der Gänse des Capitols und die exemplarische Bestrafung der verschlafenen Hunde wäre glänzende Staatsweisheit gewesen. Man müsse jedoch wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß durch jenen Triumphzug der Gänse ihr Geschlecht nicht geadelt, ihre Vaterlandsliebe nicht begeisterter geworden wäre, sonst thäte man in unserem Jahrhundert der Intelligenz höchst Unrecht, wenn man Gänse nicht honorire und decorire, sondern für abscheulich dumm halte. Man lies't auch nicht, bemerkte ich weiter, daß das Hundegeschlecht durch jene exemplarische Züchtigung wachsamer geworden sei. Menschliche Freiheit wende sich dagegen dem Guten zu und von dem Bösen ab, wenn ein Delinquent den anderen Menschen zum Exempel bestraft, ein Patriot den anderen Staatsangehörigen zur Nachahmung geehrt und

ausgezeichnet würde. Wir lachen darüber, wenn wir hören, daß Xerxes das Meer mit Ruthen peitschen ließ, weil es ihm durch eine Empörung die Schiffbrücke zertrümmert hatte. Man hat schon Wölfe an einem Galgen hangen, ja, sogar an ein Kreuz geschlagen gefunden; daß ihre Zeitgenossen und Nachfolger aber dadurch loyaler geworden sein sollen, wie Menschenkinder, die einen Mörder am Galgen hangen sehen, ist doch unerhört. Es müßte also, sagte ich, dem allgemeinen Urtheile gemäß, die Willensbestimmung der Menschen noch etwas Anderes sein, als die Triebe der Mäuse, der Hunde, Gänse und Wölfe.

R. Von einer Besserung des Thiergeschlechtes thut die Geschichte keine Meldung, wohl aber von Civilisation nicht allein einzelner Menschen, sondern auch ganzer Staaten und Völker. Die Tauben und Lämmer sind eben so geduldig, die Wölfe und Hyänen gerade so räuberisch und mörderisch, wie zur Zeit der alten Römer. Die Empfindungen der Thiere, die man mit den menschlichen Gefühlen, die Triebe, die man mit der menschlichen Freiheit fälschlich identificiren will, stehen heute wie vor Tausenden von Jahren eben so auf derselben Stufe der Vollkommenheit, wie ihre Kenntnisse, die man in ihrem Wesen mit unserer Vernunft gleich zu stellen sich vergebens bemüht. Eine einjährige Schwalbe baut ihr Nest gerade so kunstvoll, wie ihre Mutter und ihr Großvater. Unsere jetzigen Bienen und Ameisen sind in der Architektur nicht weiter gekommen, als die tausendste Generation vor ihnen. Der Mensch aber, der von Geburt aus in den Kunstfertigkeiten seiner Sphäre so dumm ist, wie verhältnißmäßig kein Thier, — der Mensch, der sich aus sich keinen Schuh,

keinen Rock, kein Bett verfertigen kann, — er fährt ohne Flügel in die Luft, mit Dampf über Land und Meere, baut jetzt früher nie gekannte Maschinen und Fabriken, hat Schießpulver, Buchdruckerkunst, Fernrohr, Blitzableiter, Uhren, Compaß, und Gott weiß, was alles! erfunden. So nahe den äußeren Erscheinungen gemäß die Thiere in ihren höchsten Gliederreihen an die untersten Abstufungen der Menschen heranrücken, so besteht doch eine unausfüllbare Kluft zwischen beiden Classen der Geschöpfe; ein wesentlicher Unterschied trennt sie auf ewig. Die wenigen Andeutungen zeigen es deutlich genug einem jeden, der Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören.

v. N. Die großen Denker — NB. wie sie sich selbst nennen — stoßen sich an das Wundervollste in der Schöpfung, werden an der Weisheit derselben zu Thoren. Sie heben allen wesentlichen Unterschied zwischen dem Menschen- und dem Thiergeschlechte deßhalb auf, weil der Schöpfer es so eingerichtet hat, daß von der Erdscholle an bis zu den Seraphim hinauf alle Sprünge so viel wie möglich vermieden sind. Vom Klumpen Lehm geht's durch alle Steinarten bis zu den wachsenden Krystallen hindurch, an die sich die niedrigsten Pflanzenarten so nahe anschließen, als seien sie mit ihnen Eines Geschlechtes. Von diesen aus führt uns die Botanik bis an diejenigen Thierarten, die in ihrer äußeren Gestalt fest neben den Pflanzen liegen. Die Zoologie läßt darauf vor unseren Augen alle Thiere in immer steigenden Vollkommenheiten nach Geschlecht, Ordnung und Classen Revue passiren, bis sich an das edelste der Hottentott, Lappländer oder was immer für ein thierischer Mensch anschließen soll, um die Reihen-

folgen der zweibeinigen, aber unbefiederten Brüder und Schwestern zu eröffnen. Zuletzt kommen dann die starken Geister, ein großer Denker nach dem andern, um in die Fußstapfen derjenigen Geschöpfe einzutreten, die ihnen vorangegangen sind: Ochs, Esel und alles, was sein ist. Da hört es auf; denn Engel und Gott gibt es natürlich bei ihnen nicht. Gäb' es einen Gott, dann hätte er den Aufgeklärten die Schöpfung nur nach ihrer Schablone fabriciren dürfen; vom ehrlichen, aber unphilosophischen Bauersmanne hätte er nämlich gleich auf die Kieselsteine oder Hopfenstangen überspringen müssen, damit die Menschen nur ja nicht den Waldteufeln oder Orang-Utangs gleich zu scheinen Gefahr liefen.

R. Da will ich mir doch lieber von vorn herein den Auftritt so denken, wie Moses ihn beschreibt, wenn er sagt, daß Gott alle Thiere vor Adam habe kommen lassen, um ihnen ihren Namen zu geben, das heißt: um ihnen zu gebieten. Der tritt die Würde des Menschen doch nicht mit Füßen, so daß sich unser Geschlecht zu Tigern und Schweinen gesellen soll. Hoch über den Vierfüßern steht der Mensch mit majestätischem Blicke da, den Kopf nach dem Himmel, die hervorragende Stirn, den Sitz des Gedankens, der Sonne zugewandt, während die Thiere die Freßwerkzeuge hervorkehren und den Kopf zur Erde beugen, der allein sie angehören. Moses bezeugt, daß Gott den Menschen auch dem Leibe nach auf eine ganz besondere Weise gebildet habe. Während er kurzweg sprach: „Die Erde bringe hervor Vieh, Gewürme und Thiere!" gestaltete er, wie Bossuet bemerkt, den Menschen gleichsam mit seinen eigenen Fingern.

Dr. Buffon, der mehr Naturwissenschaft im kleinen

Finger hatte, als mein damaliger Gegner im Gehirne, sagt mit Recht: „Die Natur des Menschen ist von der Natur der Thiere sehr verschieden und so sehr über dieselbe erhaben, daß man so aufgeklärt sein müßte, wie eben diese Thiere, wenn man im Stande sein wollte, die eine mit der anderen zu vermengen.“ So spricht er im vierten, und ähnlich in mehreren Bänden seiner Naturgeschichte, wie ich gefunden habe. Ich hatte diese Stelle wörtlich auswendig gelernt, um gelegentlich meinem Gegner dienen zu können.

R. Der Psalmist drückt sich ähnlich aus: „Der Mensch hat seine eigene Ehre und die Würde seines Wesens verkannt; er hat sich mit den unvernünftigen Thieren verglichen und sich ihnen gleich gemacht.“ Lassen wir diese Thiermenschen also, meine Herren, sich gesellen, wozu sie wünschen; wir wollen Menschen bleiben.

Dr. Von dem Belebtsein zum Leblosen ist trotz aller Allmählichkeit der Abstufungen ein Unterschied, wie zwischen Leben und Tod. Warum nicht zwischen Freisein und Unfreiheit? Unrecht ist es auch, daß man beim Vergleich das Beste der einen Gattung mit dem Schlechtesten der anderen zusammenstellt. Auf diesem Wege könnte man beweisen, daß ein Bock stärker sei, als ein Pferd, falls man aus den Böcken nämlich den kräftigsten, aus den Pferden den elendigsten, todkranken Gaul nähme. Dann dürfte man behaupten, ein Esel sei weiser als Sokrates, wohl bemerkt, als letzterer noch nicht sechs Monate alt war. Wer vernünftig und gerecht zu Werke gehen will, der muß Gattung neben Gattung, das Beste neben das Beste halten.

R. Trotz dieses Messens mit doppeltem Maß ist ein Lappländer von dem geschicktesten Schäferhunde

unvereinbarlich getrennt. Geben Sie dem einen wie dem anderen zehn Jahre lang einen Erzieher und sehen Sie, was aus beiden wird. Einestheils ein Thier, das Schafe hütet, anderntheils ein Mensch, welcher an Gott, den Unsichtbaren, glaubt, demüthig ist, lesen, rechnen kann, Vernunftschlüsse bildet u. s. w. Zwei Wesen, die in ihrer innersten Natur wesentlich verschieden sind.

v. N. Wir werden nicht bestreiten, daß viele unserer Handlungen niederer Art in Entstehung und Verlauf denen der Thiere gleich sind; daraus folgt aber noch keineswegs, daß alle es sind. Dies ist aber der Fehlschluß, dessen man sich schuldig macht. Die Gegner führen Beispiele an, wo der handelnde Mensch dem handelnden Thiere wie ein Ei dem anderen gleicht; ist damit aber schon bewiesen, daß jener sich in nichts über dieses erhebe?

Dr. Ganz recht, da liegt meistens der Fehler. Ich selbst hob in der bekannten Disputation dieses Reiten auf Beispielen hervor. Vergebens verlangte ich Beweise. Mein Gegner stellte die Unfreiheit als Axiom hin, ohne auch nur im Geringsten begreiflich machen zu können, wie durch bloße Lust- und Unlustreize sich die innere Welt eines denkenden, selbstbewußten, charakterfesten Tugendhelden gestalte.

v. N. Weil wir nach einer Seite hin der Thierwelt angehören, so kann es nicht ausbleiben, daß wir auch in tausend Fällen thierische Lebensäußerungen machen. Daraus aber gleich schließen wollen, daß auch unsere moralischen Vermögen nichts Anderes seien, ist Thorheit. Verhält es sich doch in der Erkenntnißsphäre eben so. Obgleich ein Thier, ein Pferd z. B., gerade wie der

Mensch wohl weiß, was es zu thun hat, wenn es hungert, welche Speise es vorzieht und wann es aufhören muß mit Fressen, so bleibt nichts desto weniger unser Wissen von dem seinigen wesentlich verschieden. Nie und nimmer wird ein Pferd Geschichte lernen, Astronomie treiben, philosophiren.

R. Was besonders hervorgehoben werden muß, ist, daß wir ihm von allen abstracten Wissenschaften auch nicht die ersten Anfangsgründe beibringen können, geschweige, daß es sie aus sich selbst oder durch ein anderes Thier erlernt. Es sieht zwei und drei Gegenstände im Concreten; daß aber zweimal Drei gleich Sechs sei, bleibt ihm ewig verborgen. Es sieht ein Dreieck auf der Tafel; daß aber dessen Winkel zusammen zwei Rechte ausmachen, ist ihm unfaßbar. Dasselbe gilt von moralischen Handlungen, die den freien Willen zur Voraussetzung haben. Tugend und Laster, Seelenfriede, Gewissensbisse und übernatürliche Reue bleiben allen Thieren fremd.

Dr. Es ist diese Frage, ob sich der Mensch einer von dem Instincte der Thiere wesentlich verschiedenen Freiheit zu erfreuen habe, eine der tiefstgreifenden, die in alter und neuer Zeit die Geister bewegen. Ich wüßte kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens zu nennen, welches von ihr unberührt bleibt. Je nachdem wir einen Standpunct nehmen, müssen wir sie läugnen. Darum die großen Anstrengungen, die man macht. Man hält fest, und sollte es zuletzt sich nur um den Namen handeln. Darauf scheinen mir alle Drehungen und Wendungen hinauszulaufen, mit denen sich der Wortführer Locke durchzuhelfen sucht. Er stellt die Freiheit in Abrede, ist aber gezwungen, dem Menschen

Fähigkeiten zuzuerkennen, von denen ich nicht einsehe, warum man ihrem Gesammt-Resultate nicht den alten ehrlichen Namen beilegen will. Mittelbar läßt dieser Schriftsteller uns vollends Herr unserer Thaten sein, so daß wir für unser Thun und Lassen verantwortlich und des Lobes oder des Tadels, des Lohnes oder der Strafe würdig sind. Er traut uns die Macht zu, nicht jedesmal dem Einfluße der Lust oder der Unlust folgen zu müssen, sondern urtheilen, überlegen und uns entschließen zu können. „Und wenn der Entschluß gefaßt ist, steht es noch bei uns," sagt er, „die Ausführung zu hemmen und zu verschieben, um den ganzen Proceß abermals vorzunehmen. Wenn der Mensch Alles gut überlegt und sich gewöhnt, nach den Regeln der gesunden Vernunft zu handeln, dann übt er Tugenden, sonst Laster."

v. N. Dann sehe ich auch nicht ein, weßhalb er Anstand nimmt, dieses Vermögen Freiheit zu nennen.

Dr. Er will den Namen nicht, und die Sache, die er doch mehr als halbwegs anzuerkennen gedrungen wird, kommt ihm in seinem Systeme natürlich sehr unbequem. Darum bezieht er Alles auf das Urtheil, den praktischen Verstand, der überlegt, abwägt, entscheidet, beschließt, das Beschlossene verschiebt, das Urtheil reformirt, suspendirt — nur von der Freiheit, von der Selbstbestimmung des Willens will er nichts wissen.

R. Nun, dann will er ja doch, wenn er davon nichts will!

Dr. Ja, so scheint mir auch.

v. N. Dann laßt ihn in Gottes Namen wollen oder nicht wollen, wie es beliebt.

R. Daß nicht das Urtheil, nicht die Erkenntniß des

Verstandes die Entscheidung zum Handeln gibt, leuchtet aus der Thatsache hervor, daß die Intelligentesten nicht selten die verdorbensten, minder Einsichtsvolle oft die edelsten und tugendhaftesten Leute sind.

v. N. Je gelehrter, desto verkehrter, ist ein weltbekanntes Sprüchwort, das viel Wahres an sich hat.

R. Von dem Urtheil allein hängt wahrhaftig das Maß weder der Tugendhaftigkeit noch der Sittenlosigkeit ab; denn jetzt können wir gut, morgen schlecht und übermorgen wieder gut sein, ohne daß darüber am Verstande eine Aenderung vorgeht. Wie oft sündigen wir gegen unsere bessere Ueberzeugung! Dasselbe zeigt sich in der Sphäre der Gefühle. Es ist nicht die Lust, die uns unwiderstehlich zu unseren Handlungen bestimmt oder gar zieht; denn wie oft handeln wir gegen alle Reize der Lust, aus Pflichtgefühl, aus Gewissenhaftigkeit, selbst aus Eigensinn, wo sich kein anderer Beweggrund unseres Thuns und Lassens vorfindet, als: ich will!

Dr. Man könnte vielleicht sagen, auch der Grund, daß der Eigensinnige keinen anderen Grund des Wollens hat, als: „weil ich nun einmal will" — sei eine angethane Nöthigung, der er nicht widerstehen könne. Man hat ja selbst von der Gewissenhaftigkeit behauptet, daß auch sie eine Leidenschaft sei, die den Menschen bestimme und beherrsche. Die Freiheit entscheide nie, da eine Leidenschaft der anderen die Wage zu halten suche und die überwiegende dann die menschlichen Handlungen nach sich ziehe.

v. N. Es gibt keinen Unsinn in der Welt, der noch nicht behauptet und von so genannten Gelehrten vertheidigt worden wäre.

R. Ich habe mir lange, lange Zeit nicht erklären können, wie die Sünde gegen den heiligen Geist möglich sei, nämlich: einer anerkannten Wahrheit widerstreben. Das Pflichtgefühl, die Gewissenhaftigkeit zu einer Leidenschaft stempeln, der man nicht widerstehen könne, die Handschrift Gottes, die der Heilige ins menschliche Herz hinter alle unsere moralischen Acten setzt, verfälschen, unter dem falschen Siegel der Unfreiheit alle Laster als unverantwortliche Waare in die Welt einschmuggeln — das heißt einer von aller Welt anerkannten Wahrheit widerstreben. Kein Wunder, wenn die Schrift von solchen Sünden sagt, daß sie weder in dieser noch in jener Welt verziehen werden; denn bei Sündern dieser Gattung ist keine Besserung denkbar, weil keine Reue möglich ist, keine Reue möglich, weil von einem Erkennen, geschweige Anerkennen der Sündhaftigkeit und Schuld niemals die Rede sein kann.

Dr. Bayle selbst legt das Geständniß ab, daß das ganze menschliche Geschlecht bald zu Grunde gehen müßte, wenn die Philosophie alle Menschen so weit brächte, daß sie nach den klaren Begriffen der Vernunft handelten.

R. Er hat ganz Recht, wenn es anders keine Philosophie gibt, als die der Materialisten, und wenn das Vernunft ist, was sie dafür ausgeben.

v. R. Fluch der Philosophie, Fluch der Vernunft, wenn sie nothwendiger Weise das menschliche Geschlecht zu Grunde richten müßte!

R. Da aber Philosophie und Vernunft der höchsten Ehre werth sind, so ist zu befürchten, daß der Fluch auf die Philosophen fällt, welche die Vernunft dazu mißbrauchen, um das Menschengeschlecht zu verthieren

v. N. Woher käme der Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen, wenn es kein Gewissen, kein Pflichtgefühl gäbe, das nichts weniger als Leidenschaft ist?

Dr. Sie wissen, daß man diesen Unterschied total läugnet. Man muß ihn consequenter Weise läugnen, da Alles nur eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen, von Eindrücken, Empfindungen und Bewegungen sein soll. Das kann nach dieser Theorie nicht anders sein, da der lebendige Mensch, wie schon gesagt, ein gestimmtes Instrument ist. Der äußere Druck des Fingers setzt die Taste des Claviers in Bewegung, diese den Hammer, der schlägt die Saite an, welche dann den Ton der Terz, der Sext ꝛc. erklingen läßt. So bei uns. Ein außer mir stehender Gegenstand, ein Mensch z. B., der mich beleidigt, wirft das Licht in mein Auge, dieses reizt die Netzhaut desselben in entsprechender Weise, den Reiz pflanzt der Sehstern fort bis ins Gehirn, wo die betreffenden Erkenntnisse erzeugt werden. Diese setzen demgemäß die Bewegungsnerven in Thätigkeit, diese die Muskeln meines Armes, der Arm hebt die Hand auf, welche ihrerseits zuletzt dem Gegner den Dolch in die Brust stößt. Es scheint nun doch dieser mechanistisch materialistische Drahtpuppenmensch zu maschinenmäßig, als daß man nicht zu einer Innenwelt einkehre und zugebe, daß etwas in mir liege, was den gereizten Nerven zum Trotz den Dolch stecken lassen könne. Bei den Einen sind das freilich die policeilichen Mäusefallendrähte, wodurch die Furcht den Zorn auf- oder überwiegt, bei Anderen der phlegmatische Quietismus à la Kuhwackel, nach der Meinung wieder Anderer das praktische Ur-

theil; Einige sprechen selbst von einem Gewissen, was aber, näher besehen, nur die Dämpfung oder eine Saite zum Mollton im menschlichen Pianoforte ist. Die Tolerantesten geben Ihnen am Ende Alles zu, nur nicht eine Freiheit, die Sanftmuth äußern könnte, wenn ein Durton angeschlagen ist.

v. N. Wie erfolgt aber die Großmuth, die dem Feinde verzeiht, wenn der Reiz zum Zorn auch noch so stark war?

Dr. Die Vernunft sagt: Tödte nicht.

v. N. Wie kann aber die Materie des Gehirns denken? Ein denkender Stoff kommt mir doch vor wie ein lebendiger Todter!

Dr. Die Lösung des Räthsels habe ich noch nie gefunden.

N. Wie kommt es ferner, daß überhaupt das Gewissen sich meldet?

Dr. Es ist eben eine Stimmung, die sich vernehmen läßt ähnlich einer Aeols-Harfe, je nachdem der Wind bläs't.

N. Der Anblick des Getödteten wäre also ein solcher Windzug, um das strafende Gewissen zu erwecken, wie die Vorstellung, daß der Gegner getödtet werde, geeignet erscheint, um das warnende aufzuscheuchen?

Dr. Allerdings.

v. N. Ich habe aber nie Gewissensbisse darüber empfunden, daß ich in der Schlacht einen Feind niederschlug.

Dr. Die Handlung, wird man sagen, war keine unerlaubte, sie war nicht böse, sondern in der Vertheidigung des Vaterlandes gut.

N. Aber man stellt den Unterschied zwischen gut und bös in Abrede?

Dr. Im moralischen Sinne ganz und gar; doch hält man diese Bezeichnungen bei.

N. Wozu denn aber?

Dr. Was dem allgemeinen Besten dient, nennt man gut, was ihm schadet, bös. An und für sich sind alle Thaten gleich gut und gleich böse, da sie sämmtlich nach unabänderlichen Naturgesetzen erfolgen. Wie wir gutes und schlechtes Wetter in den Jahreszeiten haben, das sich aus unberechenbaren Combinationen von Naturkräften entwickelt, so sind auch unsere Handlungen gut oder schlecht, je nachdem sie Nutzen oder Schaden verursachen.

v. N. Warum fühle ich aber die Gewissensbisse nur bei den schlechten Thaten?

Dr. Weil Sie dadurch dem höchsten Zwecke, dem allgemeinen Besten, hinderlich gewesen sind.

v. N. Ich bitte sehr um Vergebung. Wenn ich einen achtzigjährigen Greis, der sich und Anderen zur Last ist, frevelhafter Weise tödtete, das Gewissen würde mich darob lebenslänglich quälen. Erschösse ich aber unversehens einen Vater von neun Kindern, welcher sich etwa im Walde hinter einem Strauche befand, ohne daß ich ihn beim Zielen sah und sehen konnte, ich würde es gewiß ewig bedauern, — von Vorwürfen, von Qual des Gewissens jedoch bliebe ich frei. Diese Betrübniß und jenes quälende Schuldgefühl sind durchaus verschiedenartig.

Dr. Der Mord des Greises schadet doch der menschlichen Gesellschaft, wenngleich die Person an sich mehr als entbehrlich war.

v. N. Wie so denn?

Dr. Der freiwillige Mord desselben hat vor der unfreiwilligen Tödtung des Familienvaters den Nachtheil voraus, daß er durch sein Beispiel auf den Frieden und die Sicherheit im menschlichen Verkehr schlimmen Einfluß übt.

v. N. Was für einen Unterschied gibt es denn zwischen einem freiwilligen Morde und einer unfreiwilligen Tödtung, wenn von keiner Freiheit die Rede sein soll, wenn das Eine wie das Andere nothwendig erfolgt?

Dr. Ja, da steht mir in der Vertheidigung der Materialisten der Verstand still.

v. N. Warum hasset mich die ganze Welt in dem einen Falle und nicht in dem anderen? — Gesetzt, wegen des begangenen Verbrechens sprächen mich alle Gerichte frei, so verdammte ich mich dennoch in meinem Innern selbst. Gesetzt, ich würde wegen des unversehens erschossenen Mannes verurtheilt, allenthalben verabscheut und verfolgt, — mein Gewissen würde dem Urtheil Aller entgegentreten und seine beseligende Ruhe behalten.

R. Auch fühle ich Gewissensbisse über innere Sünden, die dem allgemeinen Besten nie hinderlich werden, da sie gar nicht in die Außenwelt treten. Wie soll also Nutzen oder Schaden den Unterschied von gut und bös begründen können?

Dr. Deßhalb hebt man ihn, wie schon bemerkt, gänzlich auf.

v. N. Die das aber thun oder gar die Jugend lehren, verdienen tausendmal eher, ins Zuchthaus gesetzt zu werden, als eine arme Frau, die ein Brod stiehlt.

R. Nach deren Moral ist Königsmord und alles

Scheußliche nicht schlecht; ich kann und darf es thun, muß mich nur in Acht nehmen, daß ich der Policei nicht in die Hände falle. Sollte dieselbe mich aber ergreifen, dann handelt sie barbarisch, falls sie mich für eine That straft, die ich nicht vermeiden konnte, da ich ohne Freiheit sie nothwendig vollbringen mußte.

v. N. Das alte Heidenthum war tief gesunken, das moderne ist es vielleicht nicht weniger. Man findet Nationen, die Menschen und selbst Thiere wie Götter verehrten, aber keine, die den Menschen zum Thiere gemacht hat. Dieser Fortschritt ist den Jahrhunderten der Intelligenz aufbewahrt. Man spricht dadurch nicht bloß der ganzen Geschichte Hohn, sondern auch der Menschheit überhaupt; denn diese hat nicht allein zu allen Zeiten einen Unterschied zwischen freien und unfreien Thaten gemacht, sondern macht ihn noch fort und fort, indem sie das Verbrechen verabscheut, verfolgt und bestraft, das bloße Unglück aber nur bedauert, nicht verdammt, nicht züchtiget, wenn es auch mit dem Verbrechen dieselben Folgen nach sich zieht.

R. Der letzte Grund dieses Gesammtzeugnisses der Geschichte liegt im unverwüstlichen Bewußtsein jedes leiblich, moralisch und geistig unverdorbenen Menschen. Mögen die Irrlichter der Materialisten das natürliche Licht unseres Verstandes durch Verheißung einer aufgeklärten Wissenschaft noch so beharrlich zu verdrängen suchen, mögen gewisse Naturforscher naturwidrig noch so arrogant ausposaunen: „Du bist nicht frei"; — die Natur eines Jeden drängt ihn, aus innerster Ueberzeugung zu sprechen: „Ihr lüget gegen euch selbst und gegen das Bewußtsein Aller." Es gibt Dinge, die bedürfen keines Beweises, ste stehen a priori unantast-

bar fest. Selbst die Mathematik kann an diesen unbewiesenen Axiomen nicht vorbei; sie glaubt von vorn herein, und auf diese Glaubenssätze baut sie das unbezweifelte System ihrer folgerichtigen Beweise.

Dr. Auch die abstracteste aller Wissenschaften kann den Zweifel nicht bis ins reine Nichts verfolgen. Auch die äußerste Skepsis muß sich bei einer ersten allgemeinen Annahme beruhigen. Unternimmt sie auch, nicht allein allen religiösen Glauben, sondern selbst alle profanen Traditionen, die gesammte bisherige Weltanschauung umzuwerfen, — sie muß mit dem Archimedes einen gegebenen Standpunct fordern, von dem aus sie erst operiren kann, um die Erde aus ihren Angeln zu heben. Selbst Descartes, der, wie man angibt, in seiner Philosophie Alles in Frage setzt, stellt sich auf den einen gegebenen, aber nicht bewiesenen, noch zu erweisenden Haltpunct: Cogito, ergo sum. Er schließt auf die Nothwendigkeit seines Daseins aus der Thatsache, daß er denke. Woher hat er aber die Gewißheit, daß er denkt? Demonstriren kann er es nicht; er fühlt es, er ist sich dessen bewußt, und damit muß er sich begnügen. Er, welcher mit diesem seinem Grundsatze der strengsten Wissenschaftlichkeit zuerst Bahn gebrochen und eine neue Richtung der Philosophie eröffnet hat, muß bei seinen Entdeckungsreisen auf dem Meer der Zweifel an den Säulen des Herkules Halt machen und ausrufen: „Bis hieher und nicht weiter!"

R. Descartes ist nicht der Erste, der aus dem Denken die Nothwendigkeit der Existenz des Denkenden herleitet; der heilige Augustinus führt diesen Beweis schon an. In seinen tiefsinnigen Speculationen über die heilige Dreieinigkeit spricht er schon davon. Gegen

Ende des eilften Buches über den Staat Gottes weis't er auf Ebenbilder der Dreifaltigkeit in den geschaffenen Wesen hin und findet ein solches besonders im menschlichen Geiste. Wie der Vater als der Urgrund alles Seins, seiner selbst sowohl, als auch alles dessen, was er nicht ist, dasteht, der Sohn die Selbstaussprache des Vaters, der Logos, das Wort, die ewige Weisheit, der heilige Geist die wesensgleiche Liebe Beider ist, womit sich diese drei Personen nothwendig lieben: so findet sich auch, sagt der Heilige, im Menschengeiste das Sein, Erkennen, Lieben. Diese drei Momente bilden das Wesen unseres Geistes und sind das Zweifelloseste, was es gibt. Augustinus begegnet dem Einwurfe seiner Gegner: „Wie, wenn du dich darin täuschtest?" mit der Antwort: „Wenn ich mich täusche, dann bin ich doch!" Denn wer gar nicht existirt, meint er, der kann sich auch nicht täuschen. Gesetzt, es sei gewiß, daß ich mich täusche, so kann das doch unmöglich eine Täuschung sein, daß ich der bin, der sich täuscht. Die Täuschung selbst wäre also der unumstößliche Beweis meines Seins. Daraus leitet er dann ferner die Existenz des Erkennens ab. „Stände auch Alles in Frage," bemerkt er, „so kann das doch nicht bezweifelt werden, daß ich von mir erkenne, daß ich bin. Wie ich also weiß, daß ich existire, so weiß ich auch eben dieses, daß ich um mich weiß. Dieses mein Sein und mein Erkennen lassen aber weiter ein Drittes aus sich hervorgehen, nämlich, daß ich Beides liebe. Darin kann ich mich auch nicht täuschen, daß ich mich liebe, da ich mich, wie schon bewiesen, in dem Doppelten nicht irre, was ich eben liebe. Wäre auch das Eine wie das Andere falsch, so ist doch das wahr,

daß ich Falsches liebe. Da aber die zwei ursprünglichen Gegenstände meiner Liebe, mein Dasein und mein Erkennen, wirklich sind, so ist nicht allein die Existenz meines Liebens, sondern auch meine Liebe an sich wahr."

Dr. Sind die Speculationen des Augustinus der Art? Der lebte ja schon im vierten Jahrhundert, nicht?

R. Er starb 430. — Weil mich diese Stelle besonders interessirte, so habe ich dieselbe mir nicht bloß notirt, sondern auch memorirt. Dadurch bin ich im Stande, sie ziemlich wortgetreu wiederzugeben. Durch ihre Anführung bezweckte ich, Ihnen zu zeigen, daß ich Ihre Ansicht nicht theile, als hätte Descartes das Cogito, ergo sum zuerst entwickelt. Poujoulat will sogar in einem neueren Werke zeigen, daß Descartes ein Schüler des heiligen Augustinus genannt werden müsse, und letzterer eigentlich der Vater der Philosophie des siebenzehnten Jahrhunderts sei, welche in die Subjectivität einkehrte, um die Wahrheit mit zweifelloser Gewißheit zu constatiren. Man irrt auch sehr, wenn man glaubt, Descartes sei auf seinem Wege des Zweifels der Religion untreu geworden. Seine Worte wie seine Thaten bewiesen das Gegentheil. Selbst in Stockholm, wohin er auf die dringendsten Bitten der Schwedenkönigin Christine gekommen war, fand er sich stets in der Capelle des französischen Gesandten bei der heiligen Messe ein und empfing in großer Andacht vor seinem Tode die Sterbe-Sacramente. Seine Persönlichkeit darf man also nicht aus den gränzenlosen Abirrungen beurtheilen wollen, zu denen seine Schriften den Anstoß gegeben haben. Ich stimme Ihnen übrigens vollkommen bei, wenn Sie sagen, daß auch die abstrac-

teste Philosophie sich auf Grundwahrheiten stützen müsse, die sie ohne allen Beweis als Thatsachen hinstellt.

Dr. Einer der bedeutendsten Läugner der menschlichen Freiheit sah sich hiedurch veranlaßt, den Ausspruch zu thun, daß sowohl diejenigen Narren seien, welche die Freiheit angreifen, als auch die, welche sie vertheidigen.

v. N. Er mag sich selbst zu dieser Classe von Menschen rechnen.

R. Ich möchte ihm Recht geben, wenn ich nur den einen Umstand nicht im Auge behalten müßte, daß es keine Narrheit ist, eine Wahrheit zu vertheidigen, wenn sie angegriffen wird. Es würde sicherlich Keinem jemals eingefallen sein, das Dasein der menschlichen Freiheit zu beweisen, wenn es nicht vorher Sonderlinge gegeben hätte, die sie zu läugnen unternahmen. Das ist der Grund, warum Apolegeten neben dem Glauben, daß Gottes Fürsehung Alles leite, die Freiheit des Menschen so standhaft vertheidigten. Weiß doch Schelling z. B. in seinen philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit diese der Allmacht Gottes gegenüber nicht festzuhalten. Er meint, „wie die Sonne am Firmament alle Himmelslichter auslösche, so und noch viel mehr die unendliche Macht jede endliche.“ — „Man muß“, sagt er, „den Menschen mit seiner Freiheit, da diese im Gegensatze der Allmacht undenkbar ist, in das göttliche Wesen selbst retten; die menschliche Thätigkeit gehört mit zum Leben Gottes.“

Dr. Dann geräth er aber mit seinen Gedanken schnurstracks in den Pantheismus hinein; ist er doch

sonst so sehr bemüht, seine Philosophie mit den Dogmen des geoffenbarten Glaubens in schönste Harmonie zu bringen!

R. Ueber diese Wendung muß ich mich um so mehr wundern, als er selbst bekennt: „ein System, das den heiligsten Gefühlen, das dem Gemüthe und sittlichen Bewußtsein widerspreche, könne nie ein System der Vernunft, sondern nur der Unvernunft heißen." Was liegt nun aber in dem Bewußtsein jedes Menschen, könnte man den berliner Philosophen fragen, unvertilgbarer eingegraben, als das Gefühl der sittlichen Freiheit des persönlichen Willens? Sein Hauptirrthum in dieser Frage besteht darin, daß er sich die menschliche Freiheit, an der wir festhalten, als eine unabhängige, die göttliche Allmacht vernichtende Macht vorstellt, die in dieser Auffassung allerdings nicht gedacht werden kann, ohne das göttliche Wesen selbst zu verneinen. Die Allmacht würde nämlich keine Allmacht mehr sein, wenn es außer ihr noch eine Macht gäbe, die sich der Herrschaft jener Alles umfassenden Wirksamkeit entziehen könnte oder vollends schon entzogen hätte. Diese den Freiheitsvertheidigern untergeschobene Ansicht adoptiren wir gewiß nicht. Wir sehen in der menschlichen Freiheit allerdings ein selbstständiges Princip des Wollens und des Handelns, ohne dasselbe aber der Obergewalt des Unendlichen entziehen zu wollen, in welchem wir sind, leben und uns bewegen. Diese freie Selbstbestimmung der Menschen hebt für uns die absolute Macht Gottes um so weniger auf, als er sie gerade nach christlicher Lehre selbst gewollt hat, sie ferner nur so lange schalten und walten läßt, als es ihm gefällt, das gute Wollen durch

seine Gnaden ermöglichet und bewirkt, und dazu noch alle Resultate der creatürlichen Freiheit seinem von Ewigkeit her gefaßten Weltplane ein- und unterordnet.

v. N. In der Wahl des Beispiels, das Schelling zur Erläuterung seiner Behauptung angezogen hat, scheint er mir auch ganz fehlgegriffen zu haben; denn es spricht weit mehr gegen als für ihn. Die Sonne löscht ja das Mondeslicht nicht aus, sondern macht es nur meist — nicht einmal immer — für das menschliche Auge unsichtbar. Also auch die göttliche Allmacht im Verhältniß zur menschlichen Freiheit. Diese hat und behält fort und fort von jener die Kraft, in die Erscheinung zu treten; wenn sie auch nur mit erborgtem Lichte leuchtet, so leuchtet sie dennoch wirklich.

R. Schelling, welcher durch seine Philosophie die Demuth des Glaubens nicht allein, sondern auch das Wesen desselben überflüssig machen und beseitigen will, blickt so kühn in den Glanz der Sonne der Gottheit, daß er, wie geblendet, das Sternenlicht menschlicher Selbstbestimmung nicht mehr sieht. So geht es schier allen, welche meinen, daß der Mensch stets desto besser sehen könne, je mehr Licht sich in seinen Augen ansammle und je näher er an die Sonne heranrücke. Man vergißt, wie weise die Einrichtung des Schöpfers ist, daß die Sonne zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde absteht. Wenn selbst die Cherubim vor dem Throne des Allerhöchsten sich mit den Flügeln die Augen zudecken, dann vermesse sich gewiß der Mensch nicht, keck in das Wesen Gottes schauen zu wollen! Geblendet stolpert er sonst über seine eigenen

Füße, indem er das nicht mehr erblickt, was ihm doch so nahe liegt, seine eigene Freiheit.

v. N. Fatalismus findet sich schon in der vorchristlichen Zeit selbst bei den erleuchtetsten Schriftstellern. Im Homer erscheinen ja nicht bloß die Menschen, sondern selbst die Götter, sogar Jupiter, der Moira, dem unabwendbaren Schicksale, unterworfen.

R. Platon und die Neuplatoniker konnten sich ebenfalls dem Gedanken an ein unabänderliches Schicksal nicht entwinden, obgleich die Platonischen Schriften mit einer besonderen Vorliebe und bewunderungswürdigen Einsicht von der göttlichen Fürsehung reden. Auch Aristoteles und die Peripatetiker drangen, so viel ich weiß, nicht bis zur Wahrheit durch. Indem sie der Freiheit alles Recht widerfahren zu lassen sich ernstlich bestrebten, trennten sie Gott, selbst in seinem Erkennen, von der Welt und ihren Veränderungen, mit denen sich die ewige Idee nicht befassen könne und dürfe. Die Stoiker lehrten, wie bekannt, den Fatalismus in seiner schroffsten Auffassung. Die indischen Speculationen, wie alle Emanations-Theorieen älterer und neuerer Zeit, müssen in der absoluten Herrschaft des Verhängnisses stecken bleiben. Ein Stoß rüttelt Brahma aus seiner Erstarrung auf. Die Nothwendigkeit treibt zur Schöpfung, wie auch dereinst zur Vernichtung der Welt. Es ist nichts natürlicher, als daß Heiden, bei ihrer unklaren Auffassung des reinen Begriffes von Gott oder gar bei dem massiven Aberglauben an die Vielgötterei, göttliche Fürsehung und menschliche Freiheit unmöglich in Harmonie bringen konnten. Wie unvertilgbar aber beide Wahrheiten der Menschheit gleichsam als unveräußerliches Erbgut mit auf den Weg gegeben sind,

dafür zeugen die gewaltigen Anstrengungen, die man gemacht hat, um in der Wissenschaft die eine wie die andere zu retten. In ihrer Zusammengehörigkeit bildeten sie aber eine so gefährliche Klippe, daß jeder, der den Compaß des christlichen Glaubens nicht hatte, entweder in der Charybdis oder in der Scylla Schiffbruch litt.

v. N. Zu einem kolossalen Fatalismus gestaltete sich auch wohl die Läugnung der menschlichen Freiheit in der chaldäischen Astrologie, welche die unabwendbaren Schicksale des einzelnen Menschen und ganzer Völker aus den Constellationen der leuchtenden Puncte am Firmament berechnen wollte. Die Bewegungen der Sterne schienen ihnen Schriftzüge am Himmel zu sein, aus denen die Sterblichen auf Erden ihr zukünftiges, mit eiserner Nothwendigkeit verhängtes Loos erkennen oder errathen könnten.

Dr. Finden wir diese astrologischen Berechnungen nicht auch bei den Christen? oder waren sie in den christlichen Jahrhunderten die alte, abergläubische Wahrsagerei nicht mehr?

R. Allerdings. Doch bitte ich, zu bemerken, daß Sie die abergläubische Sterndeuterei bei Christen, nie aber im Christenthume finden. Dieses ist im Gegentheil, wie in der Lehre, so im Leben stets bemüht gewesen, die Wahrheit zu schützen. Gegen den ihr widerstrebenden Wahn haben zu den verschiedensten Zeiten sich ganze Concilien erhoben, die ich eben aus dem Gedächtnisse nicht namhaft zu machen weiß, aber nachzuschlagen gern bereit stehe. Papst Sixtus V. verhängte noch am Ende des 16. Jahrhunderts die schwersten Kirchen-

strafen über alle, welche sich mit dieser Astrologie abgäben.

Dr. Am durchgreifendsten zeigt sich der Glaube an das unbesiegbare Walten des Fatums sicherlich bei den Muhamedanern. Der Koran beruht auf ihm ganz und gar. In ihrer Geschichte bildete es einen Haupthebel der glänzendsten Siege. Sie liefen ja nicht nur blindlings, sondern auch mit dem freudigsten Muthe in die Reihen der Feinde. Denn ist es dir bestimmt, dachte Jeder, in der Schlacht zu sterben, dann wirst du darin umkommen, wenn du dich auch in dein Bett verkröchest. Ist dir aber Unverletztheit zugedacht, dann kannst du dich in die feindlichen Pfeile und Schwerter stürzen, ohne verwundet zu werden. Diese Vorstellung that viel.

R. Der Fatalismus neuerer Zeit, die materialistische Vernichtung der Freiheit, die uns heute so viel beschäftigte, hat den Engländer Thomas Hobbes zum Vater; ihm beteten die französischen Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts nach, streiften ihm nur das grob-sinnliche Gewand etwas ab. Die deutsche Wiederaufwärmung des Pantheismus Spinoza's läßt natürlich für eine wahre Freiheit auch keine Stelle offen; er bricht lieber mit der ganzen Menschheit, als daß er sein System aufgäbe. Ihm muß sich Gott, Himmel und Erde beugen. Der allerneueste Communismus eines Proudhon ist natürlich alles Glaubens so bar und ledig, daß an eine edlere Auffassung der Menschenwürde nicht zu denken ist. Er läßt Land und Leute einem nothwendigen Schicksale anheim fallen; Civilisation und Barbarismus, Tyrannei und Socialismus folgen einem unbändigen Zuge.

v. N. Seine Ideen spuken auch in Deutschland.

R. Das konnte nicht ausbleiben. Ich spreche diese Phrase nicht im fatalistischen Sinne aus, indem ich an die Schickung des Himmels und den Mißbrauch der Freiheit denke.

Dr. Seine Ideen werden nicht immer als bloße Gespenster spuken, sondern auch leicht Fleisch und Bein annehmen.

v. N. Das kann Gott allein wissen.

Dr. Der Mensch aber mit ziemlicher Gewißheit voraussehen.

R. Wenigstens nicht ohne Grund befürchten.

Dr. Die furchtbare Kluft zwischen Bettelarmuth und üppigem Reichthum füllt der Alles nivellirende Communismus sicher noch einmal aus.

v. N. Wenn man die Hände in den Schooß legt, die zum Handeln berufen sind.

R. Und christliche Nächstenliebe keine Brücke baut.

v. N. Zu große Furcht vor rothen Gespenstern ist doch meine Sache nicht.

Dr. Mit Kanonen lassen sich aber Gespenster nicht tödten.

R. Jedoch durch Glauben, der in christlicher Liebe lebt, beschwören und bannen.

Dr. Wenn diese Liebe aber so sehr abhanden gekommen ist, daß der Glaube sein Leben und seine Kraft verloren hat, die Berge zu versetzen, durch welche die Menschen getrennt sind?

R. Dann mögen sie durch den drohenden Vulkan über uns geworfen werden; und wenn der Himmel zusammenkracht, seine Trümmer werden die Wahrheit nur bestätigen, daß die Uebel Strafen der Sünden

sind, der Mensch seine Freiheit mißbraucht und die Fürsehung Alles regiert.

v. N. Die Welt liegt sehr im Argen, das ist wahr; aber die Langmuth Gottes ist so groß, daß er seine Strafgerichte zurückhalten wird. Unter seinem Schutze können wir ruhig schlafen gehen. Wilhelm, es ist Zeit!

R. Mit nichten, Herr Baron! Es ist nichts weniger als Zeit zum Schlafen; denn gerade wann und weil die Leute schlafen, kommt der böse Feind und säet Unkraut.

v. N. Ach ja, stände Jeder auf seinem Posten und wachte! — Morgen erwarten wir Sie, Herr Rector. Es wird schon spät; wir müssen gehen.

Dr. Müssen? Sind Sie denn nach all unseren Erörterungen Fatalist oder Materialist geworden?

v. N. Wir wollen gehen, nicht wahr?

Dr. Mancher würde Ihnen sagen, daß Sie damit nur den Namen, nicht die Sache ändern; denn Sie fühlen Sich nun einmal gezogen.

v. N. Ich wüßte nicht, wodurch!

R. Ei, durch das Bedürfniß des Schlafes.

v. N. Ich habe es weder, noch auch ist die Stunde da, es zu befriedigen.

R. Nun, dann bewegt Sie vielleicht, dem bekannten Bündel Heu gleich, der Reiz des Abendmahls, das auf Sie wartet?

v. N. Sie haben uns mit dem Jägeressen so reichlich regalirt, daß ich diesen Abend nichts mehr genießen werde.

R. Wenn Sie durch nichts gezogen werden, dann fühlen Sie Sich etwa abgestoßen?

v. N. Um nicht alles zu sagen, was ich denke, bemerke ich nur, daß wir wohl drei Hütten bauen könnten, denn hier ist gut sein.

Dr. Sie zeigen Sich für die Errungenschaften der Philosophie wenig empfänglich.

v. N. Desto mehr für die Ehre, Mensch zu sein. — Herr Rector, schlafen Sie wohl!

Dr. Angenehme Ruhe! Also bis morgen.

R. Ich werde nicht ermangeln. Kommen Sie gut nach Hause.

VII.

Am folgenden Morgen äußerte mir Wilhelm die Absicht, wieder nach B... zurückzureisen. Meinen Bitten, noch länger zu bleiben, setzte er Amts- und Familien-Sorgen entgegen, die ihm ein weiteres Verbleiben nicht erlaubten. Er versprach mir jedoch, seine Abreise von dem Nachmittage auf den nächsten Morgen zu verschieben und, wo möglich, baldigst wieder zu kommen. Gegen zehn Uhr nun gingen wir zu dem Herrn Rector, von dem mein Gast Abschied nehmen wollte. Auf unsere Vorstellungen hin machte jener mit uns beiden eine Promenade und nahm die wiederholte Einladung unter den freundlichsten Zusicherungen an, den Abend noch einmal auf meiner Burg zubringen zu wollen.

Es überraschte uns aber der Geistliche zu einer Zeit, wo wir ihn nicht erwarteten. Er traf nämlich nicht lange nach dem Mittagessen ein, als wir im Freien auf Gartenstühlen nachlässig halb lagen, halb saßen. Ich blickte von der Anhöhe hin über Thal und Berge, die durch den schönsten Sonnenschein erleuchtet wurden. Meine Augen schweiften, wie meine Gedanken,

von Einem zum Anderen, während Wilhelm ein Buch in der Hand hielt, in welchem er schon am Morgen sich beschäftigt hatte. Ihn redete der Herr Rector, noch in der Gartenthür stehend, mit den Worten an: „So fleißig, so fleißig!" Indem wir aufstanden, um dem Freunde entgegen zu gehen, sprach Wilhelm: „Sie sehen bereits an unserer Stellung, daß der Fleiß kein angestrengter ist. Plenus venter, non studet libenter, am wenigsten in der Mittagssonne."

R. Sie hat uns einen ganz ausgezeichnet schönen Nachmittag gebracht und mich dieses Mal fast auf eine mechanische, unwiderstehliche Weise aus dem Hause gelockt, ja, wenn Sie wollen, gezogen! Fühlte ich nicht gar zu lebendig, daß ich ein freier Mensch bin, ich würde versucht sein, mich für eine Pflanze zu halten, die durch die erwärmenden Strahlen aus der Tiefe in die Höhe getrieben wird.

Dr. Sie müssen jedoch etwas Anderes, als eine Sonnenblume etwa sein, die zwar auch das Haupt dem schönen Sterne da zuwendet und nach dem Himmel strebt, aber doch unwillkürlich mit den Wurzeln im Erdboden stecken bleibt. Sie sind hingegen mit Kopf und Fuß zu uns herauf gekommen.

R. Dabei könnte ich also noch immerhin ein Thier sein, das Kopf und Beine bewegt.

v. N. Aber ein sprechendes Thier dann doch wenigstens.

R. Ei nun, ein Papagei!

v. N. Wenn ein solcher der Art mit mir zu reden vermöchte, wie Sie gestern, dann würde ich die Kosten nicht scheuen, mir einen zu halten.

Dr. Die Sprache allein schon erhebt den Menschen über die Thierwelt.

v. N. Ganz gewiß, wenn man unter Sprache nicht Papageien-Worte, sondern das versteht, was der Lateiner so sinnreich mit seinem „Oratio“ bezeichnet. Diese Zusammensetzung aus os, Genitiv oris, und ratio, drückt die durch den Mund ausgesprochene Vernunft aus, von der das Thier keine Spur verräth.

R. Eben so wenig wie von Pflichtgefühl. Ein solches wird mich diesen Abend für mein Amt in Anspruch nehmen. Sie werden deßhalb entschuldigen, daß ich zu einer ungelegenen Stunde komme.

Dr. Die gelegenen und ungelegenen Stunden richten sich nach Ihnen.

R. Sehr freundlich, Herr Doctor!

Dr. Freundlich scheinen die Stunden in diesem friedlichen Thale allerdings zu sein.

v. N. Weil sie sich dem geistlichen Führer so gehorsam erweisen. Wir wollen heute unter freiem Himmel bleiben, nicht wahr? Lassen Sie uns hier an diesem Tische Platz nehmen.

R. Was lesen Sie denn da, Herr Doctor?

Dr. Es sind keine wissenschaftlichen Untersuchungen, die den Gegenstand unserer Gespräche behandeln, sondern die Lebensschicksale eines Verbrechers aus verlorener Ehre, worüber Schiller, der Verfasser derselben, angibt, daß sie wahre Geschichte seien. Diese Lecture, die ich nur zum Zeitvertreib in die Hand genommen, berührt gleichwohl die Frage unserer gestrigen Unterhaltung, da gerade auf dem Felde des wirklichen Lebens Alles auf menschliche Freiheit oder nothwendige Bestimmung hinausläuft.

R. Wie gestaltet sich denn die Darstellung des Schicksals dieses Mannes?

Dr. Sie schwebt nicht selten so bedenklich zwischen freier Selbstbestimmung und angethaner Nöthigung, daß man oft nicht weiß, wofür sie sich entscheidet.

R. Wollen Sie diese Lebensgeschichte nicht kurz angeben?

Dr. Recht gern. Christian Wolf, so hieß der Verbrecher, von dem die Rede ist, war nicht ohne geistige Anlagen, aber am Körper vernachlässigt. Bei seinen zerrütteten Vermögens-Verhältnissen zu stolz, Bauernarbeit zu übernehmen, sann er auf den Ausweg, den vor ihm und nach ihm Viele mit besserem Glück ergriffen haben, nämlich: auf eine anständige Weise zu stehlen. Er wurde Wilddieb, aber durch die Eifersucht seines Nebenbuhlers, eines Jägerburschen des Försters, ertappt und ins Zuchthaus eingesperrt, nachdem er schon früher einmal zu einer Geldbuße verurtheilt worden war. Nach überstandenem Strafjahre flieht ihn nicht bloß seine Johanna, sondern Jedermann so sehr, daß er trotz aller Anerbietungen nicht einmal Schweinehirt werden kann. Er wurde zum dritten Male Wilddieb, aber wiederum ergriffen und drei Jahre auf die Festung gebracht. Bei dreiundzwanzig Mitgefangenen hielt der Ueberrest seiner Gottesfurcht und Tugend lange Stand, bis er durch alles, was er dort sah und hörte, zuletzt seine Lehrmeister an Verruchtheit übertraf. Er gelobte für die Tage seiner baldigen Freiheit allem Haß, was Menschen gliche. Nachdem auch diese Strafzeit überstanden war, verlangte er sehnlichst, Andere in Schrecken zu setzen und sich selbst zu erniedrigen. Er kam eben in seinem Geburtsorte an, als die Leute zur Vesper gin-

gen. Er setzte sich auf einen Zimmerplatz nieder, der Kirche gegenüber, ohne zu wissen, was er wollte. Von dort stand er endlich auf, um sich in eine Herberge zu begeben, als ihm sein Hannchen an der Ecke einer Gasse entgegen rennt und ihn mit Freude und Verwunderung aufnimmt. Elend sprach aber aus ihrer Kleidung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte. Da Garnison im Städtchen lag, so ahnte er, was geschehen sei, und drehte ihr mit dem Donnerworte: „Soldatendirne!" hohnlachend den Rücken. Es that ihm wohl, unter den Lebendigen ein Geschöpf zu haben, das noch verworfener wäre, als er selbst.

v. N. Ah so! jetzt erinnere ich mich, die Geschichte gelesen zu haben.

R. Ich kenne sie nicht, so viel ich weiß.

v. N. Ja, ja; fahre fort!

Dr. Verzweiflung und Schande brachten ihn so weit, daß er auch den Muth verlor, als ein ehrlicher Mann zu erscheinen. Er sagt deßhalb, wie hier steht: „Die letzte Ausflucht, die mir übrig blieb, war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selbst entleiben müssen."

v. N. Da haben wir schon den Fatalismus, wenn man die Worte eines Verzweifelnden urgiren darf.

Dr. „Was ich nunmehr" — fährt der Erzähler fort — „eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also faßte ich den Vorsatz, sie zu ver-

letzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edict zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß; nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamme einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödliche Kälte fährt bei diesem Anblicke durch meine

Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblicke dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschusse läge und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost, und der Athem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsche mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft; aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden."

Beim Anblick der Leiche kommt er allmählich zu der Ueberzeugung, daß er vor einer Stunde noch zu beneiden gewesen sei. Strang und Schwert fielen ihm zuerst ein, dann auch der Gedanke an Teufel und Gottes Allgegenwart. Er nimmt aus der Börse des Gemordeten nur die Hälfte des Geldes und läuft nordwärts in den tiefen Wald hinein.

„Ich wußte" — sagt er —, „daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte und dort an die Gränzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut, aber sie kam schreck-

licher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleibung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig, zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rief. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herum zu schauen. Ich schlug die Augen auf und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht —, und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte statt eines Gurtes ein dickes Seil zwiefach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser

bei einer Pistole stak. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„„Wer da?““ sagte die Erscheinung.

„„Deines Gleichen,““ war meine Antwort, „„wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst!““

„„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?““

„„Was hast du hier zu fragen?““ versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte. — „„Du sprichst brutal, wie ein Bettler,““ sagte er endlich.

„„Das mag sein. Ich bin's noch gestern gewesen.““

„Der Mann lachte. „„Man sollte darauf schwören,““ rief er, „„du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.““

„„Für etwas Schlechteres also.““ — Ich wollte weiter.

„„Sachte, Freund! Was jagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?““

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam: „„Das Leben ist kurz,““ sagte ich langsam, „„und die Hölle währt ewig!““

„Er sah mich stier an. „„Ich will verdammt sein,““

sagte er endlich, „„oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbei gestreift.““

„„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Camerad!““

„„Topp, Camerad!““ schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand gränzte wieder an einen glücklichen; denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Creatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Cameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt; ich that ein Gleiches.

„„Dein Trunk hat mir wohl gethan,““ sagte ich. „„Wir müssen bekannter werden.““

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„„Treibst du das Handwerk schon lange?““

„Er sah mich fest an. „„Was willst du damit sagen?““

„„War das schon oft blutig?““ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„„Wer bist du?““ sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.

„„Ein Mörder, wie du, — aber nur erst ein Anfänger.““

„Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder.

„„Du bist nicht hier zu Hause?““ sagte er endlich.

„„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L..., wenn du von mir gehört hast.““

„Der Mann sprang auf, wie ein Besessener. „„Der Wildschütze Wolf?““ schrie er hastig.

„„Der Nämliche.““

„„Willkommen, Camerad! Willkommen!““ rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. „„Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.““

Darauf führte er ihn eine Viertelmeile weiter, wo der Wald immer wilder, immer unwegsamer wurde, bis sie an einem schroffen Felsen standen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Der Räuber pfiff; eine zweite Pfeife antwortete aus dem Bauche des Felsens; es kam sodann eine Leiter zum Vorschein, auf welcher derselbe hinabkletterte, um den großen Hund an Ketten zu legen, ehe er es wagte, den Sonnenwirth mitzunehmen.

„Jetzt stand ich“, sagt Wolf, „allein vor dem Abgrunde, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner

Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; er erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht, — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „„Was hat ein Mörder zu wagen?““ und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt wie ein Fels und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlenfeuer gelagert hatte. „„Hier, Cameraden,““ sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis: „„Unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!““

R. Die Ereignisse häufen sich in einer so ungewöhnlichen Art und Weise, daß man glauben sollte, die ganze Erzählung wäre nur ein Roman.

Dr. Schiller gibt sie aber ausdrücklich als eine

wahre Geschichte. — Wolf wurde nun nicht bloß in ihren Bund aufgenommen, sondern selbst zum Räuberhauptmann gewählt, und setzte die ganze Umgegend in Angst und Schrecken. Während dieser Zeit verübte er alle Gräuel und Schandthaten, nur keinen zweiten Mord.

Ein Jahr schon hatte er, wie hier steht, das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt, — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das ver-

stummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturme seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur und fand Niemanden als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war; ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an, zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritte gewesen war.

Darauf schrieb er zu wiederholten Malen einen Brief an den Landesherrn und bot sich an, unter der Zusicherung erflehter Gnade als Freiwilliger im damals ausgebrochenen siebenjährigen Kriege zu dienen, damit er den Staat möglichst versöhne. Da seine Bitte in öffentlichen Blättern, worin er ihre Bewilligung erwartete, ohne Antwort blieb, so entwischte er der Räuberbande, um aus dem Lande zu fliehen, wurde aber ergriffen und der Obrigkeit ausgeliefert. — Das ist, meine Herren, das Leben und Leiden dieses unglücklichen Verbrechers. Was sagen Sie dazu?

v. N. Das Schicksal dieses Menschen berührt unsere Erörterungen näher, als ich Anfangs vermuthete.

Es war allerdings ein solches, daß er von einem Falle in den anderen hinabgerissen wurde.

Dr. Und dennoch zeigt sich auch hier auf keiner Stufe der Verkommenheit eine völlige Unfreiheit des Willens. Bei den Geständnissen eines Räubers muß man sich wohl hüten, psychologischen Folgerungen Unfehlbarkeit zuzutrauen, da Selbstkenntniß sogar beim ruhigsten Weisen die schwerste Aufgabe ist. Wollten wir aber auch ohne Weiteres diese Aeußerungen maßgebend sein lassen, so haben wir ja aus seinem eigenen Munde vernommen, wie er in einem der entscheidendsten Momente zu hoffen anfing, „er dürfe noch rechtschaffen werden, weil er bei sich empfand, daß er es könne."

R. Jedenfalls bestätigt diese Geschichte, was wir früher nachzuweisen suchten, daß das Böse Böses erzeugt und des Menschen Unglück gebiert...

v. N. Der Betroffene deßhalb nicht den Himmel, sondern sich selbst anklagen muß...

R. Und wenn die Freiheit dem Nullpuncte näher rückt, der Sünder es ist, der sich die Seele in Sclavenketten legt, die Fürsehung also gerechtfertigt bleibt.

Dr. Uebrigens mag wohl nicht leicht eine Geschichte angetroffen werden, wo das Schicksal eines Mannes den Freiheitsbekämpfern so günstig erscheint, als das dieses Christian Wolf.

R. Spräche es auch vollständig für sie, so würde sich doch nur ein Unbesonnener verleiten lassen, ihre Schlüsse anzuerkennen. Denn so wenig ein oder auch zehn Wahnsinnige zu der Folgerung berechtigen, daß die Menschen keinen Verstand hätten, so wenig be-

weiset ein Verbrecher, der seine Freiheit eingebüßt hat, daß wir überhaupt unfrei seien.

v. N. Du bemerktest, Wilhelm, es werde schwerlich eine Geschichte angetroffen, in der das Schicksal eines Menschen den Irrthum der Freiheitsläugner mehr zu begünstigen scheine, als das des Sonnenwirthes. Ich stimme deiner Ansicht bei, denn ich wüßte sie nicht zu widerlegen. Was sagst du nun aber von den meisten der Theaterstücke, in denen die Hauptperson von einem unabänderlichen Schicksale selbst zu den fluchwürdigsten Thaten hingedrängt erscheint und der hehren Wahrheit der menschlichen Freiheit Hohn gesprochen wird? Wirst du nicht deine Vorliebe für die Bühne herabstimmen, dein Urtheil modificiren müssen, das du vor einigen Tagen beim Mittagessen äußertest? Kannst du noch der Meinung sein, das Theater habe den moralischen Einfluß auf die Bildung des Publicums, den du ihm beilegtest?

Dr. Ich rede dem Fatalismus nirgends das Wort, er mag auf der Bühne oder in der Wissenschaft auftreten, behaupte aber, daß er mir dort weit weniger Bedenken erregt, als hier, weil Jeder vom Theater-Dichter nur Erdichtungen erwartet. Glauben Sie nicht, Herr Rector?

R. Theaterstücke wirken, obgleich sie ganz oder theilweise nur Dichtungen sind, gar häufig noch verderblicher zur Untergrabung der christlichen und vernünftigen Wahrheit von der freien Selbstbestimmung des Menschen, als falsche Philosopheme. Denn was man sieht, was man gleichsam mit durchlebt, das prägt sich empfänglichen Gemüthern tiefer ein, als was man nur durch Verstandes-Operationen erkennt. Sie wissen aber,

wie manche Trauerspiele es darauf anlegen, den Bühnenhelden von einem unabwendbaren Fluche so verfolgt werden zu lassen, daß er sich der Gewalt der Umstände nicht mehr entwinden kann. Ein unabänderliches Verhängniß treibt ihn vom Unglück in Verbrechen und von Verbrechen ins Unglück; die Laster werden — wenn nicht geradezu gerechtfertigt — so doch beschönigt und entschuldigt; alle Zurechnungsfähigkeit wird aufgehoben und der Selbstmord nicht selten als das einzige Mittel dargestellt, den Fluch zu beseitigen.

v. N. Man braucht nicht gerade an unsittliche und vollauf irreligiöse Stücke zu denken, um namentlich die Jugend vor dem häufigen Besuche des Theaters zu warnen. Das gilt selbst dann, wenn die Stücke an sich untadelhaft sind. Die Idee des Theaters ist allerdings, ein bildendes Abbild des Lebens zu sein. In dieser Reinheit aufgefaßt, kann es, alle anderen Requisite vorausgesetzt, eine zweckmäßige Erholung genannt werden. Wie weit bleibt aber die Wirklichkeit hinter der Idee zurück! Wie unähnlich sind oft die Komödien und Tragödien den Schicksalen des Menschen, wie er leibt und lebt! Wie schraubt man nicht alle Verhältnisse unnatürlich in die Höhe, so daß es dem passiven Zuschauer zu schwindeln anfängt! Wie bemüht man sich nicht, alle Lichtstrahlen eines großen Zeitraumes in den Brennpunct einer einzigen Stunde zusammenzudrängen! Der Effect blendet dann — das gesunde Auge, die Phantasie entzündet sich, der Hausmannsverstand wird irre, das Herz mit fortgerissen, der Wille mag sich mit Grammatik oder Handwerksgeschirr, mit Strickstrumpf oder Kochtopf nicht mehr abgeben — das ist alles zu trocken, zu einförmig, zu alltäglich. Man wünscht eine

Rolle zu spielen in der Welt. Geht das aber natürlich nicht, dann ekelt den Getäuschten das Leben an. Ueberspanntheit, Weichlichkeit, Arbeitsscheu, Launenhaftigkeit, Mißmuth und noch Schlimmeres stellt sich ein. Theater und Romane sind so poetisch, aber das Brod im Schweiße des Angesichtes verdienen ist ungeheuer prosaisch. Ich spreche aus Erfahrung; denn ich war in meiner Jugend ein Liebhaber der Bühne, habe für meine Bildung ihr aber noch weniger als nichts zu verdanken.

R. Ueber dem Portale eines Schauspielhauses stehen die Worte: Ludimus effigiem vitae. Das soll ohne Zweifel heißen: Wir stellen in unserm Spiele das Bild des Lebens dar. Es kann aber auch übersetzt werden: Wir halten das Bild des Lebens zum Narren, wir treiben unseren Spott mit ihm. Ludere in dieser Bedeutung ist ganz Ciceronisch, classisch. Die Zweideutigkeit enthält ein böses Omen, das wahrscheinlich zu oft wahr wird. Wie stark der Fatalismus in Theaterstücken den Sinn verwirren kann, das geht unter vielen ähnlichen Beispielen aus dem Unternehmen hervor, welches vor längerer Zeit zwei Gymnasiasten bereits ins Werk gesetzt hatten. Ohne Wissen ihrer Eltern und Lehrer hatten sie sich, versehen mit allen nöthigen Werkzeugen, entfernt, um im Schwarzwalde Schiller's Räuber zu spielen. Nach langer Zeit erst gelang es der Sorge der Angehörigen, die Entlaufenen in einem Gasthause zu L... am Rheine ausfindig zu machen, wo sie in der Nacht ergriffen wurden. Wir wollen uns jedoch, meine Herren, an dieser Nebenfrage nicht weiter mehr aufhalten. Lassen Sie uns vielmehr noch einmal auf den zurückgelegten Weg der Fürsehung hinsehen und dann unserem Ziele näher zu kommen streben.

Dr. Wie Sie wünschen.

R. Von allen romanhaften Erzählungen und Erdichtungen abgesehen, wird man aus der Geschichte nicht nachweisen können, daß die Macht auch noch so bewältigender Schicksale die innere Freiheit der Betroffenen vernichte. Der Zusammenstoß schwieriger Verhältnisse kann einen Unglücklichen wohl in die Lage bringen, daß große Seelenstärke dazu gehört, der besseren Ueberzeugung zu folgen. Aber frei bleibt der Mensch in seiner Wahl immerhin; wenn etwa nicht, dann tritt eine Ausnahme ein, welche die Regel nicht umstößt, sondern erhärtet. Darum werden wir auch zu unserem früheren Schlusse berechtigt sein, daß die Sünde, das größte oder vielmehr einzige wahre Uebel in der Welt und die Quelle aller übrigen, gegen die Lehre der göttlichen Fürsehung gar nicht verstößt. Diese hebt die Freiheit nicht auf, und die Freiheit macht ihrerseits das untrügliche Vorherwissen und Walten Gottes nicht unmöglich, ist aber der Ursprung des Bösen. Gut, sehr gut an und für sich, muß sie in ihrem Mißbrauche verderblich, sehr verderblich sein. — Ich gehe aber noch weiter. Aus den angeführten Grundwahrheiten ergeben sich sogar Folgerungen, die mir geeignet scheinen, die göttliche Fürsehung der Sünde gegenüber nicht bloß zu rechtfertigen, sondern sogar in ihr glanzvollstes Licht zu setzen.

v. N. Nun, das wäre ihr vollster Triumph.

Dr. Wie wollen Sie das aber darthun?

R. Der heilige Augustinus spielt in seinem schon benannten Werke an verschiedenen Stellen darauf an. Unter Anderm bemerkt er, daß die wundervolle göttliche Weltordnung gerade durch die Gegensätze zwischen

gut und bös zu einem wahren Meisterwerke sich gestaltet, den Meisterwerken der Beredsamkeit und der Dichtkunst vergleichbar, in denen die Antithesen zu den Hauptschönheiten gehören. Sie finden sich nicht bloß in den Classikern, sondern selbst in den biblischen Urkunden. In der heiligen Schrift spricht es z. B. Jeden an, wenn der Apostel sagt: „Wir zeigen uns als Diener Gottes durch die Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, bei Ehre und Schmach, bei bösem und gutem Rufe, für Betrüger gehalten und doch ehrlich, verkannt und doch wohl gekannt; in Todesgefahr, und sieh! wir leben, gezüchtigt und dennoch nicht getödtet, kummervoll und doch frohen Muthes, arm und doch Viele bereichernd, nichts habend und gleichwohl Alles besitzend.“

Dr. Das ist wahr, diese sich entgegentretenden Schlagworte geben einen eigenthümlichen Reiz.

R. Schon deßhalb gefiel mir diese Stelle immer sehr. Eine andere aus Jesus Sirach nimmt zugleich mehr Bezug auf unsere Sache, weil sie von der göttlichen Weltordnung handelt. Da heißt es: „Dem Guten ist das Böse, dem Leben der Tod entgegengesetzt; so dem gerechten Manne der Sünder. Betrachte auf diese Weise alle Werke des Allerhöchsten. Zwei Dinge stehen sich immer gegenüber, eines gegen das andere.“ Wo zeigt sich die Menschenliebe Jesu erhabener, als da seine Feinde ihn noch am Kreuze verhöhnten und verspotteten, er aber gleichzeitig das Vollendetste in die wenigen Worte hineinlegt: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ Fluch und Gebet — Beschuldigung des Unschuldigsten und Entschuldigung der Schuldigen beleuchten sich hier gegenseitig.

v. N. Wie auf Golgatha, diesem Mittelpuncte der Weltgeschichte, so zeigt sich der Gegensatz im Wechselverkehr Gottes und der Menschen überhaupt. Während die sündige Menschheit nichts Angelegentlicheres zu kennen scheint, als den Allerhöchsten zu beleidigen, sinnt Gott auf nichts so sehr, als die Seelen der Frevler zu retten. Läßt er ja zu ihrem leiblichen Wohle nicht bloß regnen über die Guten, sondern auch über die Bösen, und die Sonne aufgehen über die Ungerechten, wie über die Gerechten.

R. Dehnen Sie diese Betrachtungen auf die menschlichen Tugenden aus, so werden Sie ebenfalls einzugestehen Sich gedrungen fühlen, daß Gottes Leitungen der Sünde gegenüber nichts weniger als zweifelhaft werden. Die Großherzigkeit zeigt sich unserem Auge nur dem Undank gegenüber, die Feindesliebe bei Verfolgungen, die Demuth am glänzendsten in unschuldig erlittenen Demüthigungen, Heldenmuth im Kampfe, Klugheit in schwierigen Verhältnissen, welche uns die Gegner bereiten, u. s. w.

Dr. Ich glaube, wir kännten überhaupt den Werth keiner Tugend vollständig, falls sie nicht ihren Gegensatz fände, wie die Gesundheit nur in der Krankheit geschätzt wird.

v. N. Ein Fürst wird sich dann erst in seiner Größe, Macht und Weisheit zeigen, wenn er die Bestrebungen widerspänstiger Unterthanen zu bewältigen versteht und in bedrängten Lagen Ordnung und Wohlstand zu erhalten oder gar zu schaffen weiß. In einem Staate, wo sich nichts Böses zeigt, zu regieren, ist keine Kunst.

R. Und denjenigen Herrscher werden wir als den

vollendetsten pre'sen, welcher in den Kampf aller Elemente Frieden und in das Chaos Ordnung bringt. So verhält es sich bei Gott. Gerade in unseren Sünden und Widersetzlichkeiten bereitet er seinen Ruhm. Unsere Unordnungen scheinen seinem ewigen Plane Hindernisse in den Weg zu legen, müssen aber dazu dienen, seine allwaltende Macht auf das glänzendste zu bewähren. Der gedankenlose Mann merkt von dieser göttlichen Obergewalt in irdischen Dingen allerdings nichts, der tiefer blickende Geschichtsforscher aber ahnt und sieht sie allenthalben, und der Gläubige erkennt sie unzweifelhaft. Ueber einen Joseph hatte der Himmel beschlossen, daß Sonne Mond und Sterne sich vor ihm beugen sollten. Der Vater Jakob wird bedenklich wegen dieser Unterordnung unter den Sohn, die Brüder werfen den verhaßten Träumer in eine Cisterne, verkaufen ihn zuletzt nach Aegypten und scheinen sonach den göttlichen Willen zu Schanden zu machen. Gott läßt diesen Bösen die Freiheit, sie selbst zu mißbrauchen; in ihrer Bosheit aber feiert er seinen Triumph. Er bahnt dem Schützlinge den Weg zum Throne durch die Kerker, zieht Gutes aus dem Bösen, indem er den trostlosen Vater aus seinem Jammer in ein unaussprechliches Glück, die Brüder zur Besserung und die Nachkommen Abraham's aus weitblickenden Absichten in ein fremdes Land hinüberführt. Der ruchlose Aman baut eben so dem unschuldigen Mardochäus einen fünfzig Ellen hohen Galgen, errichtet denselben aber gegen alle Wahrscheinlichkeit für sich; denn der Mensch denkt, Gott aber lenkt. Die Pharisäer sinnen und trachten nach Bösem, verüben Ruchlosigkeiten aller Art, um den Erlöser in seinem Werke zu stören. Ihn

ans Kreuz schlagend, glauben sie ihren satanischen Zweck erreicht zu haben; aber, sehet! da gerade wird der göttliche Plan in Erfüllung gebracht und die Welt erlöset. Ein Saulus zieht aus mit Machtbriefen nach Damascus, um christliche Männer und Weiber gefangen nach Jerusalem zu schleppen; aber auf dem blutigen Wege wird der Christenverfolger der Weltapostel. Später vertreibt man die Jünger des Herrn und die Gläubigen aus ihrem Vaterlande, um das Evangelium zu unterdrücken, arbeitet dadurch aber gerade zur weiteren und schnelleren Verbreitung desselben der Fürsehung in die Hand. Drei Jahrhunderte verfolgt man das Christenthum mit Feuer und Schwert; aber im Feuer läutert sich das edle Metall, und die Blutstropfen der Martyrer wurden Samenkörner neuer Christen, die hundertfältige Frucht brachten.

v. N. Es ist, wie die Sinnbilder an den gothischen Domen. Oben an den Gesimsen erblicken Sie die Drachengestalten, Ungeheuer und Mißgeburten. Sie sind Symbole des Bösen. Sie sind so angebracht, daß sie dem Heiligthum den Rücken wenden und im Innern des Tempels nicht dienen wollen. Aber indem sie zu entfliehen streben, werden sie von einer unsichtbaren Kraft noch am äußersten Ende des Körpers festgehalten, um das Regenwasser von den Dächern auszuwerfen. So muß denn auch, wer immer dem Auswurf dient, sogar dem Allerheiligsten zu Dienste stehen.

Dr. Das symbolisirt den Gedanken wirklich sehr sinnreich, daß es den Geistern frei steht, gut oder bös zu sein, daß sie aber dienen müssen, sie mögen wollen oder nicht.

v. N. Wollen sie nicht, dann werden sie Fratzen,

Teufel, um die allerniedrigsten Dienste im Universum des Allerhöchsten zu versehen.

R. Ja, auch die wirklichen Teufel können sich dem großen Weltplane Gottes nicht entwinden; auch sie sind gezwungen, die Vollkommenheiten Gottes zu verherrlichen; denn während die Seligen durch das ewige Halleluja die göttliche Liebe und Barmherzigkeit preisen, verkünden die Verworfenen durch „Heulen und Zähneknirschen" die unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit. Der heilige Augustinus bezeichnet diese Wahrheit mit den Worten: „Obgleich die Sünder gegen den Willen Gottes handeln, so können sie doch den Willen Gottes nicht beugen, sondern nur statt des Segens der Barmherzigkeit sich die Strafe der Gerechtigkeit zuwenden." Derselbe versichert ausdrücklich an einem anderen Orte: „Wenn nicht auch das gut wäre, daß es Böses gibt, dann würde der Allmächtige es sicher nicht geschehen lassen."

v. R. Bossuet faßt in seinem Werke über die allgemeine Geschichte den Verlauf aller Ereignisse von dem Gesichtspuncte auf, daß die Geschichte nicht als zusammengewürfelte Masse von Zahlen, Personen und Schlachten, sondern als ein Plan erscheint, den der Allmächtige entworfen hat, den freie Geschöpfe zur Ausführung bringen und an dem Freund und Feind arbeitet.

R. Wir täuschen uns gewaltig, wenn wir meinen, durch den Mißbrauch unserer Freiheit der Allmacht entgegenwirken zu können. Wir täuschen uns sehr, wenn wir glauben, wir selbst machten die Geschichte. Ein Johannes Ronge hat zwar die Verwegenheit gehabt, in Saus und Braus den Ausspruch zu wagen: „Wir

machen Geschichte bei Champagner und Rehbraten.“ Alle Wahrscheinlichkeit, die oberflächliche wenigstens, war für seine Ansicht. Indessen — abermals sei es gesagt — der Mensch denkt, Gott lenkt. Dieser unwürdige Priester rächte sich an der Kirche, seiner Mutter, weil einer ihrer Diener, sein Bischof, ihn grober Vergehen wegen bestraft hatte. Er schlägt sie, welche ihn geboren und erzogen, ins Angesicht, sie weint und betet. Glorreicher in ihren Thränen schon, als er in seinem Triumphwagen, steht sie jetzt, nach wenigen Jahren bereits, die unbesiegbare Königin in ihrem alten Glanze, während er, geächtet sogar von Haus und Vaterland, mit Schmach und Elend bedeckt, Waffen gegen Königsthrone schmiedet. Jedoch sein Name selbst ist schon verschollen. Dieser Blinde sah nicht ein, wie die allmächtige Fürsehung sich all seine bösen Thaten zu Nutze machen würde. Mit einem Judaskusse wurde der Heiland verrathen; aber alle derartigen Verräthereien am Apostolate sind Ringe in der Kette, womit Gott der Herr Himmel und Erde an einander knüpft, um diese zu jenem hinaufzuziehen, oder um den Himmel der Erde näher zu bringen. Der uralte und allenthalben vorkommende Spruch: daß „auch der Teufel an einem Dome mitbauen hilft“, ist nicht ohne Wahrheit. Feinde haben der Kirche oft mehr genützt, als ihre so genannten Freunde.

Dr. Das glaube ich auch.

v. N. Die ganze neueste Geschichte ist der Art, daß man deutlich ersehen kann, wie nicht der Mensch es ist, der sie macht, und wäre der Mensch auch in der Weltpolitik so einflußreich, wie ein Ludwig Philipp und wie in der deutschen ein H. v. Gagern es einst gewesen. Wir mögen

rechnen, so kunstgerecht wie möglich — kaum ist die Rechnung fertig, da kommt der Wirth und macht einen Strich dadurch. Ich bin so weit gekommen, daß ich die Wahrscheinlichkeit einer politischen Gestaltung genau nach ihrer Unwahrscheinlichkeit bemesse; denn von allem dem, was in neuester Zeit wahrscheinlich kommen mußte, traf das Gegentheil ein. Es waltet ein Etwas über dem menschlichen Sinnen und Trachten, dem sich unsere freien Thaten beugen müssen, nenne man das Etwas nun Fatum, Zufall, Ungefähr, Schicksal, wie man will; ich nenne es Fürsehung oder Schickung des lebendigen, dreipersönlichen Gottes.

R. Sie können es sogar Fatum nennen, wenn Sie es im Sinne des heiligen Augustinus nehmen.

v. N. So?!

R. Ohne Bedenken, Herr Baron.

v. N. Wie so denn?

R. Er leitet das Wort von fari, sprechen, ab. Fatum wäre demgemäß der ausgesprochene Wille Gottes, wie er sich verwirklichen soll.

v. N. Aehnlich also dem schöpferischen Ausspruche: „Gott sprach: es werde Licht!“ Ja, so! dann trage ich kein Bedenken mehr.

Dr. Sie können es immerhin auch Schicksal nennen; denn damit lassen Sie nur ein Ungewisses, ob es die Fügung eines allwaltenden Geistes ist oder nicht.

v. N. Nun, es kommt auf das Wort weniger an, als auf den Sinn, den man ihm unterlegt.

Dr. Wie würden Sie denn Fürsehung definiren?

v. N. Es ist der Wille des lebendigen Gottes, wie er ihn von Ewigkeit her gefaßt hat und in der Zeit als Weltplan ausführt durch die Hinstellung der ent-

sprechenden Ursachen und durch eine allweise, gütige und gerechte Leitung dessen, was ist und was werden soll. Was sagen Sie, Herr Rector, zu dieser Definition?

R. Ich bewundere Ihre Behendigkeit und Präcision.

v. N. Ich darf Sie nicht aus Selbstgefälligkeit in Unkenntniß lassen, daß ich schon seit Tagen über diese Begriffsbestimmung speculire.

R. Sie sagt mir zu.

v. N. Genug, es waltet augenfällig ein Schicksal, dem auch der Böse sich nicht entziehen kann. Es überwältigt ihn, obwohl er frei bleibt. Die Posten der großen Rechnung der Welt füllt der sich selbst bestimmende Mensch aus, aber die Summe zieht unser Herr Gott. Wir sind gleichsam die Factoren, die Handelnden; aber das Resultat ist Sache einer Allmacht, die sich uns in ein desto helleres Licht stellt, je mehr wir sie zu verdunkeln streben.

Dr. Sie haben auch hier, wie mir scheint, das innere Bewußtsein eines Jeden für Sich. Neben dem Gefühle, daß man sich selbst bestimmt, drängt sich ein zweites Gefühl durch, nämlich, daß man Vieles nicht kann, was man will. Die momentane Freiheit, d. h. die auf jeder Stufe des menschlichen Lebens unbenommene Selbstbestimmung, erreicht zu oft das Ziel nicht, wonach man strebt. Man ist frei und verantwortlich bei jedem einzelnen Acte, aber für das Ergebniß kann der Sterbliche nicht einstehen.

R. Bei jeder, auch der kleinsten, wirklichen Sünde sind wir schuldig, weil frei, und dennoch können wir uns nicht aus uns selbst in unserem Leben vor allen

kleineren Vergehen verwahren. Es gibt keinen Menschen ohne Sünde. Der Gerechte selbst fällt sieben Mal.

v. N. Sie hatten Recht, geistlicher Herr, wenn Sie gestern oder vorgestern bemerkten, daß Sie keine größere Schwierigkeit bei der Weltregierung finden könnten, als die uns seither beschäftigte: die Sünde oder die Freiheit des Menschen im Einklange mit der Fürsehung. Nach allem, was wir darüber vernommen haben, denke ich mir diese Doppelwirkung, um sie in etwa vorstellbar zu machen, wie eine wohlgeordnete Schlacht. Der Feldherr lenkt das Ganze nach einem Plane, den er allein kennt; dennoch bewegen sich die Colonnen der Patrioten wie der einzelne Soldat nicht als Drahtpuppen, sondern als freie Männer; sie wollen, obgleich sie müssen.

Dr. Sie könnten auch den Vergleich von der Erde und ihren Bewohnern hernehmen. Sieht man sich nur eine einzige Stadt an — da rennen die Einwohner und Fremden an einander vorbei, Jeder, wie er will. Der Eine geht seinem Vergnügen nach, der Andere zu seinen Berufspflichten. Dieser eilt, um einem Armen eine Wohlthat zu erweisen, Jener, um einen Betrug zu spielen oder sich zu rächen. Jeder thut, was er will. So geht's von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus; aber Land und Leute werden ohne ihren Willen nach einem höheren Gesetze bewegt, oft sogar, ohne daß sie es wissen. Die sich frei bewegenden Menschen werden alle vierundzwanzig Stunden im Kreise herumgeführt und durchlaufen in Jahresfrist auf der Ellipsenbahn um die Sonne hundert neunundzwanzig Millionen Meilen.

R. Das Beispiel ist nicht unpassend, Herr Doctor.

So viel ein Exempel leisten kann, leistet es. Es veranschaulicht die freie Bewegung des Einzelnen in seiner Sphäre, obgleich eine höhere Hand Alles bewegt.

v. N. Der Fatalismus und Materialismus denkt sich das Weltleben wie ein Marionettenspiel, worin alle Glieder der Figuren gezogen werden; der Christ eher als ein Drama, wo die auftretenden Personen lebende Wesen sind, welche nicht bloß wissen, was sie thun, sondern auch wollend ihre Rolle spielen. Das Ganze aber leitet eine Direction, die ihrerseits den Gedanken des Dichters ausführt. Die Menschengeschichte ist so ein großartiges Schauspiel, wovon man sagen dürfte: „Vom Herrn ist dieses und wunderbar in unseren Augen." Das Theater ist diese Welt, die Einheit der Zeit, welche die Kunstrichter erfordern, bleibt bewahrt — „denn tausend Jahre sind vor dem Ewigen wie ein Tag" —, so wie auch die Einheit der Handlungen, da alle Ereignisse und Personen nothwendig zum Ganzen gehören. Dem oberflächlichen Beobachter scheinen oft Zeit, Personen und Handlungen weit aus einander zu liegen; denn im ersten Auftritte erblickt man z. B. einen Ludwig XIV., im zweiten die Encyklopädisten, im dritten Robespierre, im vierten einen Kaiser mit vierzehn Heeren zugleich an verschiedenen Stellen, im fünften Napoleon auf St. Helena. Der tiefer Blickende erkennt den innigsten Zusammenhang, so daß auch keine einzige Scene ausfallen könnte. Wie schürzt und lös't sich da der Knoten! Wie bereitet der Mißbrauch der menschlichen Freiheit dem Helden des Stückes Hindernisse auf Hindernisse, eine Verlegenheit nach der anderen! Dennoch werden die Verwicklungen gehoben, und sollte es auch

durch einen Coup geschehen. Ist der Napoleon auf der steinigen Insel der Südsee nicht allein schon Beweis genug, daß der Mensch sich freithätig Bahn brechen kann und dennoch Legionen Bewaffneter einer höheren Macht unterworfen bleiben? Ein Corse stampft mit dem Fuße, und die Erde erzittert; aber die Erde selbst trägt „Jehovah auf drei Fingerspitzen", wie der Knabe seinen Spielball.

R. Wie die Allmacht in den Widerstrebungen der freien Creaturen ihren Triumph feiert, so auch die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit. Was Baltassar, dem Könige der Chaldäer, begegnete, scheint mir sich stets zu wiederholen, obgleich die Geschichte von jenem Ereignisse nur einmal Meldung thut.

Dr. Woran denken Sie?

R. Als Baltassar den Großen seines Reiches ein Gastmahl gab, befahl er im frevelnden Uebermuthe, daß man die goldenen und silbernen Gefäße herbeibringen sollte, die sein Vater Nabuchodonosor aus dem Tempel zu Jerusalem gestohlen hatte. Der König, so wie seine Großen und Kebsweiber tranken aus den geheiligten Geschirren bis zur Trunkenheit. Da erblickte er auf der Oberfläche der Wand, dem Leuchter gegenüber, eine schreibende Menschenhand. Eine unsägliche Furcht überfiel ihn, so, daß seine Kniee bebten. Er ließ unter den Zeichendeutern auch den Propheten Daniel kommen. Dieser sagte ihm keine beruhigenden Schmeicheleien, sondern die Wahrheit. „Der Allerhöchste," hub er an, „o König, hat deinem Vater Reich und Macht gegeben. Er mißbrauchte dieselben; es zitterten vor ihm alle Völker. Er tödtete, wen er wollte, schlug, wen er wollte, erhöhte, wen er wollte, demüthigte, wen er

wollte. Aber ausgestoßen wurde er aus den Menschenkindern, lebte dann unter den Thieren und fraß Gras, wie ein Ochs, auf daß man erkenne, daß der Allerhöchste Macht habe im Reiche der Menschen. Wie du ihm im Bösen gefolgt bist, so wirst du ihm im Elend folgen. Die Schrift, die da verzeichnet steht, lautet: Mane, Thekel, Phares. Die Deutung aber ist: Mane, gezählt — hat Gott dein Reich und macht ihm ein Ende; Thekel, gewogen — warst du auf der Wage und zu leicht befunden; Phares, getheilt — wird dein Reich und den Medern und Persern gegeben werden." — Baltassar wurde später ermordet, und sein Königreich fiel den Medern zu. — So schreibt eine unsichtbare Hand in das Herz eines jeden Menschen kurze Worte, die keinem zweideutig vorkommen. Das Gewissen weis't uns alle auf das Reich der Gnaden und Gaben hin, die wir empfangen haben; es fordert zum guten Gebrauche derselben auf, um heilig zu sein, weil Gott heilig ist; es droht und verhängt Strafen, wenn wir sie mißbrauchen. Der Herr schreibt seine Heiligkeit und Gerechtigkeit einem Jeden tiefer und unauslöschlicher ins Herz hinein, als wenn er sein Gesetz auf steinerne Tafeln eingrübe. Der Sünder kann und muß die Deutung vernehmen.

v. N. Ja, gerade den Sünden gegenüber offenbaren sich beide am auffallendsten: die Heiligkeit, welche die Sünde durch das Gewissen, durch göttliche und menschliche Gesetze verbietet, die Gerechtigkeit, die den Fluch der Sünde auf das Haupt dessen fallen läßt, der sie begeht.

Dr. Man hat doch Menschen, welche von der Stimme des Gewissens nichts merken.

R. Man hat Menschen, wollen Sie sagen, die thun und sprechen, als hörten sie dieselbe nicht.

v. N. Wenigstens nicht für immer läßt sich diese Stimme unterdrücken.

R. Gäb' es auch total Gewissenlose, so würden auch hier Ausnahmen die allgemeine Regel nicht umstoßen.

Dr. Keine Strafe weltlicher Gerechtigkeit kann allerdings eine fürchterlichere Rache üben, als die Qual des schuldbeladenen Gewissens.

R. Wie es so ergreifend in Cain's Klage dargegestellt wird, worauf Sie mich vor ungefähr einem halben Jahre aufmerksam machten, Herr Baron. Sie entsinnen Sich dessen ja noch?

v. N. Gewiß. Ich erinnere mich sogar noch, wo das Stück steht. Ich will es nehmen — — —. Sehen Sie hier:

Cain's Klage.

Als Cain in dem Lande Nod wohnte, jenseits Eden gegen den Morgen, saß er eines Tages unter einer Terebinthe, und hielt sein Haupt auf seine Hände gestützt und seufzte. Sein Weib aber war hinausgegangen, ihn zu suchen, und trug ihren Säugling Hanoch auf den Armen. Als sie ihn nun gefunden hatte, stand sie lange neben ihm unter der Terebinthe, und hörte das Seufzen Cain's.

Da sprach sie zu ihm: Cain, warum seufzest du, und ist denn deines Jammerns kein Ende? — Da erschrak er, hob sein Haupt empor und sprach: Ach, bist du es, Zilla? — Sieh, meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden möge! — Und als

er dieses gesagt hatte, senkte er von Neuem sein Haupt und bedeckte sein Auge mit der hohlen Hand.

Sein Weib aber sprach mit sanfter Stimme: Ach, Cain, der Herr ist barmherzig und von großer Güte.

Als Cain diese Worte hörte, da erschrak er von Neuem und sprach: O, soll auch deine Zunge mir ein Stachel werden, der mir das Herz durchbohre! — Sie aber antwortete: Das sei ferne von mir. So höre doch, Cain, und schaue um dich her! Blühen nicht unsere Saaten, und haben wir nicht schon zweimal reichlich geärntet? Ist uns denn der Herr nicht gnädig und thut uns mildiglich wohl?

Cain antwortete: Dir, Zilla! dir und deinem Hanoch! Nicht mir! Ich erkenne nur in seiner Güte, wie fern ich von ihm war, als ich Abel — erschlug.

Da unterbrach ihn Zilla und sprach: Bauest du denn nicht den Acker, Cain, und streuest den Samen in die Furche? und dir leuchtet die Morgenröthe, wie in Eden, und der Thau glänzet an den Blumen und Halmen.

Ach, Zilla, mein armes Weib, erwiderte Cain, ich sehe in der Morgenröthe nur das blutende Haupt Abel's, und in dem Thau hängt mir an jedem Halm eine Thräne, und an jeder Blume ein blutiger Tropfen! Und wenn die Sonne aufgeht, erblicke ich hinter mir in meinem Schatten Abel, den Erschlagenen, und vor mir mich selber, der ihn erschlug. — Hat nicht das Rieseln des Baches eine Stimme, die um Abel klaget, und schwebet mir nicht im Hauch des kühlen Windes sein Odem entgegen? Ach, schrecklicher als das Wort des Zürnens, das im Donner redete und mir zurief: Wo ist dein Bruder Abel? ist mir die leise Stimme,

die mich überall umfleußt! — Nur der Mittag ist meine Stunde, wenn die Sonne meine Scheitel sengt, und mein Schweiß in die Furchen treuft, und kein Schatten mich umgibt!

Da sprach Zilla: O, Cain mein Geliebter! Siehe, dort kommen unsere Lämmer! Weiß, wie die Lilien des Feldes, und ihre Euter voll Milch, hüpfen sie fröhlich zur Hürde, im Glanze der Abendröthe.

Cain sah hin mit stierem Blick und rief: Ach, das sind Abel's Schafe! Sind sie nicht roth von Abel's Blut? Ihr Blöken klaget um Abel! Ist es nicht die Stimme des Jammern? — Was könnte denn Cain gehören?

Da weinte Zilla und sprach: Bin ich denn nicht Zilla, dein Weib, die dich liebet?

Er aber erwiderte: Wie kannst du Cain lieben, der sich selbst nicht liebt? Was hast du von mir, denn Thränen und Seufzen? — — — Wie könntest du Cain lieben, der Abel erschlug?

Da reichte sie ihm Hanoch dar, ihr Kindlein, und das Kind lächelte seinen Vater an.

Da warf sich Cain auf sein Angesicht unter der Terebinthe, schluchzte und rief: Ach, noch das Lächeln der Unschuld muß ich sehen! Es ist nicht das Lächeln des Sohnes Cain — es ist Abel's Lächeln! — Es ist Abel's Lächeln, den Cain erschlug!

So rief er, und lag verstummend mit seiner Stirn auf der Erde. Zilla aber lehnte sich an die Terebinthe — denn sie zitterte sehr — und ihre Thränen flossen auf die Erde.

R. Bei ähnlichen Sünden fühlt jeder Mensch ähn-

lich die göttliche Gerechtigkeit. „Wer die Sünde liebt," sagt der Psalmist, „haßt sich selbst."

Dr. Wir sahen es auch bei dem Verbrecher aus verlorner Ehe.

v. N. Sie kann den Schuldigen bis zur Verzweiflung und in der Verzweiflung bis zum Selbstmord treiben.

R. Daß die göttliche Gerechtigkeit gerade in den Sünden ihre Beleuchtung findet, geht nicht bloß aus dem Umstande hervor, daß die Sünde sich rächet und den Sünder unglücklich macht, sondern namentlich aus der psychologisch merkwürdigen Erscheinung, daß der unbekannte Mörder z. B. sich häufig den Gerichten freiwillig überliefert, um der Gerechtigkeit als solcher Genugthuung zu leisten.

v. N. Wer als Bedenken gegen die Lehre der Fürsehung sagen wollte: die Sünde tritt Gott gegenüber, dem könnte man antworten: sie tritt noch mehr dem Menschen gegenüber: Gott, als Uebertretung seiner heiligen Gesetze, denen sie aber doch nichts anhaben kann; dem Menschen aber als ein Fluch, der den Sünder zu Grunde richtet. Sie tritt feindlich gegen Gott auf durch den Willen, sich ihm zu widersetzen, aber nicht mit der Macht, ihm zu schaden.

R. Die Gerechtigkeit Gottes sagt dem sündigen Menschen weniger zu, als seine Liebe. Sie ist aber, wie sich von selbst versteht, eine eben so vollkommene Eigenschaft des höchsten Wesens, wie jede andere; sie ist nichts Anderes, als seine Heiligkeit, die alles Böse ewig hassen und von sich ausstoßen muß; ja, sie ist sein Wesen selbst. Da sie bei den Sünden am deutlichsten offenbar wird, so weiß der Ewige sich also aus

ihnen seinen Triumph zu bereiten. Aus dem unveräußerlichen Bewußtsein dieser göttlichen Gerechtigkeit erklärt sich allein schon, wie es nie ein Jahrhundert, nie ein Volk gegeben hat, das nicht die Gerechtigkeit und somit die Gottheit erkannt und selbst in den gräuelvollsten Verirrungen bekannt hätte. Daher alle jene Gebete und Sühnopfer, die so alt sind, wie die Geschichte der Menschheit. Das Heidenthum sank entsetzlich tief, verlor aber niemals die Anerkennung der ewigen Gerechtigkeit. Im Bewußtsein der Schuld schreit es zum Himmel, um ihn zu besänftigen; es schlachtet Thiere, um durch den Tod stellvertretender Opfer den Tod abzuwenden, den es selbst verdient hatte. Wir sehen, wie der Heide nicht bloß seine Altäre von Thierblut dampfen läßt, sondern auch das Liebste, was er hat, sein unschuldiges Kind, dem Moloch in die glühenden Arme legt. Wer schrickt nicht mit Entrüstung vor diesen schaudervollen Werken des Aberglaubens zurück? Wie doch der Aberglaube ein — oft bis ins Unkenntliche — entstellter Glaube ist, so liegt auch hier die verunstaltete Wahrheit zu Tage, daß der Himmel die Sünde verdammt, aber versöhnt werden kann und muß.

v. N. Irrthum oder Böswilligkeit hat behauptet, daß die Furcht den Glauben an Götter geboren habe. So verwerflich diese Blasphemie ist, so kann sie sich doch des Glaubensbekenntnisses nicht erwehren, daß man einen Gott ohne Gerechtigkeit nicht zu denken im Stande ist. Jener alte Aberglaube erhält sonach an diesem modernen Unglauben einen Bundesgenossen, um Gott die Ehre zu geben, daß er unendlich heilig ist und das Böse haßt und straft.

R. Man verschließt sich auch oft mit jener noch nie bewiesenen Behauptung zu dem Zwecke absichtlich die Augen, um nicht den unberechenbaren Werth der Mosaischen Gesetzgebung zu würdigen, welche die jüdische Nation vor den Menschenopfern bewahrte, obgleich die sie umgebenden Völker sich damit befleckten. Das ist ein Vorzug, den man in unseren Zeiten zu verkennen leicht geneigt ist, da wir, in allgemeiner Civilisation lebend, nicht fühlen, was es heißt, allein stehend gegen eine Welt anzukämpfen und Jahrtausende Stand zu halten.

v. N. Die vorbildlichen, stellvertretenden Sühnopfer der Juden bilden eine feierliche und ergreifende Scene in ihrem Gottesdienste. Der Hohepriester nahm gleichsam alle Missethaten des sündigen Volkes auf sich, verdammte und wünschte sie aber auf das Haupt des Sündenbockes, über welchen er seine Hände ausstreckte. Die Schuld sinnbildlich auf sich tragend, wurde das fluchbeladene Thier sodann in die Wüste geführt, um statt der Sünder den Tod zu erleiden; nicht wahr, Herr Rector?

R. Ganz recht. Nur weiß man nicht genau, ob es in der Einöde seinem Schicksale überlassen blieb, bis es von wilden Thieren zerrissen wurde, oder aber, wie die Rabbiner angeben, von einem Felsen gestürzt und zerschmettert wurde.

Dr. Es war jedenfalls eine sprechende Darstellung ihres Glaubens, daß die Sünde von Jehovah's Gerechtigkeit den Tod verdiene, dieser aber „nicht den Tod des Menschen wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe".

R. Was dort Vorbild, ist dann im neuen Testa-

mente die Grundwahrheit, auf der die ganze christliche Religion beruht. Die Gerechtigkeit Gottes fordert die Sühne, ohne die sie keine einzige Sünde vergeben kann, die Barmherzigkeit leistet dieselbe im Sohne. Diese beiden Eigenschaften, deren Beisammensein in einem und demselben göttlichen Wesen dem menschlichen Begriffe so unfaßbar erscheint, begegnen sich am Kreuze, um sich nach den Worten des Propheten zu umarmen.

v. N. Diese prophetische Stelle ist außerordentlich schön. Unendliche Barmherzigkeit und unendliche Gerechtigkeit kommen uns wie zwei unversöhnbare Feinde vor — auf Golgatha geben sie sich den Friedenskuß. Beide bringen Jesum ans Kreuz; denn wäre Gott nicht unendlich gerecht, dann brauchte er nicht zu leiden; wäre er nicht unendlich barmherzig, dann würde er nicht leiden.

R. Diese barmherzige Gerechtigkeit und gerechte Barmherzigkeit hängt inmitten zweier Schächer; der eine wird von dieser, der andere von jener getroffen, je nachdem sie sich dem Erlöser zu- oder von ihm abwenden — denn der Mensch bleibt frei. Beseligendes und schauervolles Schauspiel der Weltgeschichte: Christus der Mittelpunct, auf allen Seiten Sünder, hier der reuige, dort der unbußfertige, „dem einen zur Auferstehung, dem anderen zum Falle", wie es durch Simeon im Tempel über das Kindlein schon voraus gesagt, am Kreuze dargestellt, auf den Wolken dereinst ausgeführt wird, wo die Einen zur Rechten, die Anderen zur Linken sich sondern und auf ewig abtreten werden. Dann wird der Vorhang der Zeit fallen, das große Drama Adam's und seiner Nachkommenschaft geendet und der Knoten, den das Zusammenwirken der göttlichen Fürsehung

und der menschlichen Freiheit für uns oft unentwirrbar geschürzt hat, vor unseren eigenen Augen gelös't werden.

v. N. Wenn ich das Eine nur bedenke, daß in den Sünden der Geschöpfe sich die Barmherzigkeit des Schöpfers in vollstem Glanze zeigt, dann sehe ich in der aufgeworfenen Frage gar keine Schwierigkeit mehr. Wie Gott den Mißbrauch der Freiheit zulassen dürfe, scheint mir hinlänglich beantwortet, wenn er sagt: „Ich will mich erbarmen, wie ein Vater über seine Kinder."

Dr. Wenn die Barmherzigkeit die Geneigtheit ist, Beleidigungen zu verzeihen, so kann diese Eigenschaft von uns nicht einmal gedacht werden, ohne ihr Object, die Vergehen nämlich, zu Grunde zu legen.

R. Die Sünden bilden demnach um so weniger einen Widerspruch mit der allwaltenden Fürsehung, als es keine göttliche Vollkommenheit gibt, die uns so zusagt, wie eben diese. Das Kind stammelt schon Abba, und der sterbende Greis getröstet sich noch der unendlichen Erbarmungen. Sie sind es, die den Sterblichen von der Wiege bis zum Grabe aufrecht erhalten. Wenn alle Stäbe brechen, auf die wir uns stützen, Einer hält aus. Alles Unheil, welches die Sünde anrichtet, ist nicht im Stande, das Gute aufzuwiegen, welches jener bietet. Eine einzige Thräne, beim Gedanken an die Barmherzigkeit Gottes geweint, gibt hundertmal mehr Linderung, als alle Trostgründe, die uns die mitleidigsten Freunde zusprechen. Denn was ist der Trost der ganzen Welt, zumal am Bette eines Sterbenden? Was ist er anders, als entweder der eitle Schall eines Wortes, das nicht vom Herzen kommt, vielmehr gegen die bessere Ueberzeugung gesprochen wird, oder ein

Trost, der nur Entsetzen zu erregen geeignet ist? Was ist er anders, als: es wird wohl besser gehen, oder: es ist nun einmal nicht anders!?

v. R. Das Christenthum ist es allein, welches uns das unermeßliche Meer der Barmherzigkeit zeigt. Alle Völker verloren zwar nie den Glauben an dieselbe, aber die Frage: „Wie weit erstreckt sie sich?“ konnten sie nicht beantworten. Die Heiden warfen sich sclavisch auf ihr Angesicht, sie häuften die Sühnopfer bis zu Hekatomben, ja, bis zum Opfer von tausend Schlachtthieren, sogar bis zum Menschenopfer. Das unverwüstliche Bewußtsein trieb zur Hoffnung, aber die Ungewißheit zur zitternden Verzweiflung. Wir bedurften des Evangeliums, das uns die Gottheit in ihrer ganzen allmächtigen Herrlichkeit, aber als Gott der Sünder darstellt. Darin, meine Herren, liegt das non plus ultra. Der Gedanke des Ewigen selbst kann nicht weiter gehen.

Dr. Es gibt in der That nichts, was das Christenthum liebenswürdiger macht, als die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes.

R. Und nichts, was eindringlicher darin hervorgehoben wird. — Darf ich noch einmal auf meine Sammlung von Gedichten zurückkommen, so will ich statt meiner den zu früh verstorbenen Fürstbischof Melchior von Diepenbrock reden lassen. Unter seinen geistlichen Liedern findet sich:

Des Hirten Klage.

(Frei nach dem heiligen Johannes vom Kreuz.)

Dort einsam geht, in Schwermuth tief versunken,
Ein Hirt, der Freude fremd und fremd dem Scherze,
Sinnt seiner Liebsten nach, und taumelt trunken
Vom Kelch, den Lieb' ihm mischt mit herbem Schmerze.

Er weint, — nicht über die empfangnen Wunden,
Nicht über seine Armuth, seine Blößen,
Nicht weil das Herz ihm blutet unverbunden, —
Er weint, weil die Geliebte ihn vergessen.

Und bloß weil die Geliebte ihn vergessen,
Kommt er, im fremden Land umher zu wandeln,
Kommt er, des Elends Abgrund auszumessen,
Und läßt vom wilden Volke sich mißhandeln.

„Ach," jammert er, „wer mag den Kummer fassen,
Der, seit sie mich verließ, mein Herz verzehret!
Gewiß wird sie nun ihren Schäfer hassen,
Da seiner Nähe sie nicht mehr begehret!"

So klagend streckt er aus die schönen Arme,
Und lehnt sich an den Stamm von einer Eiche,
Und seufzt, und neigt sein Haupt, und stirbt im Harme.
O, seht sie an, die bleiche Liebesleiche!

v. N. Ich vergesse in meinem Leben die Predigt nicht, die Sie, Herr Rector, vor zwei Jahren am ersten Fasten-Sonntage über den Text gehalten haben: „Sieh, ich stehe vor der Thür deines Herzens und klopfe an." Es machte auf alle Anwesenden einen unwiderstehlichen Eindruck, als Sie den Herrn als Hirten zeichneten, wie er umhergeht, ein verlorenes Schäflein aufzusuchen. Die Trauer beim Verluste desselben, die Freude beim Wiederfinden bildete den Höhepunct.

R. Ihr Gedächtniß ist Ihnen treuer, als mir das meinige.

v. N. Ich habe niemals Kinder und Erwachsene zu gleicher Zeit so aufmerksam gesehen, wie damals. Das Bild eines Schäfchens, das sich in Dornen verwickelt, war Ihnen außerordentlich günstig, um die unseligen Verirrungen eines Sünders und die unermüdliche Liebe des guten Hirten anschaulich zu machen. Mich sprach noch besonders die Parallele an, worin Sie Jesus treten ließen, weinend über den Untergang der heiligen Stadt und bekümmert über den Untergang eines Sünders, der alle Heilsmittel verschmäht oder mißbraucht. Die drohende Weissagung, daß nicht ein Stein auf dem anderen bleiben werde, verbunden mit den Thränen des Mitleids und den Worten: „Jerusalem, Jerusalem, daß du es erkänntest auch an diesem deinem Tage noch, was dir zum Heile dient" — diese plastische Scene ließ mich mehr als jegliche dogmatische Speculation inne werden, daß auch die göttliche Gerechtigkeit noch durch und durch Liebe sei.

R. Ich glaube nicht, daß es einen griechischen oder lateinischen Classiker gibt, der in wenigen Zeilen eine solche Fülle von Gedanken, den Gehalt so tiefer, psychologischer Wahrheiten aufzuweisen hat, wie das Blatt der heiligen Schrift, worauf die Parabel vom verlornen Sohne steht. Dort finden Sie den ganzen Menschen und, wenn ich so sagen darf, den ganzen Gott, die Würde und die Versunkenheit des ersteren, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit des letzteren.

v. N. Aber auch, Herr Rector, die ergreifende Stelle in den Hymnen der Charwoche, welche die Erlösungs-Gnade in ihrer ganzen Tiefe und Erhabenheit der Art verherrlicht, daß sie auf den ersten Blick an Gotteslästerung gränzt.

R. Ah so: O felix culpa!

v. R. Es ist unmöglich, einen größeren Gedanken-Reichthum in den Contrast zweier Worte hinein zu legen, als es hier geschehen ist. Während die Sündenschuld das Einzige ist, was den Fluch des Himmels herabruft und die Erde ins Verderben stürzt, wird sie von Augustinus „glückselig" gepriesen.

R. Aber nicht an und für sich, sondern durch das, was der Nachsatz besagt: „O glückliche Schuld, die einen solchen Erlöser zu finden gewürdigt wurde!" Mit Rücksicht auf diese Verherrlichung der Barmherzigkeit in den Missethaten der Menschen spricht auch David sehr schön, wenn er in einem Psalme ausruft: „Zur Verherrlichung Deines Namens, o Herr! sei gnädig meiner Sünde; denn sie ist groß!"

v. R. Das sind Wahrheiten, die lassen sich nicht begreifen, aber fühlen.

R. Ich kenne einen jungen Mann, mit dessen äußeren Verhältnissen und inneren Zuständen ich aufs genaueste vertraut bin. Er hat es ohne Zweifel empfunden, daß die Sünden Gott nichts anhaben können, sondern sogar zu seiner Glorie dienen müssen. Vor seiner Priesterweihe hielt er Rechnung mit seinem Gewissen. Alle Vergehen seit den Tagen seiner Kindheit schrieb er damals auf; Thränen verwischten nicht selten, was die Feder dem Papier anvertraute. Diese Arbeit ganzer Tage trug er dann zu seinem Beichtvater, las pochenden Herzens die Anklage, welche die zitternde Hand festhielt, auf die Kniee hingeworfen, als wäre für ihn der jüngste Tag schon angekommen. Bei der Lossprechung des Beichtvaters war es ihm, als wäre er, wie Lazarus, aus dem Grabe auferstan-

den. Nach einer kurzen, aber salbungsvollen Ermahnung wurde er mit den Worten entlassen: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Gehe hin und sündige nicht mehr.“ Ob er nach Hause gegangen oder von den Engeln getragen worden sei, wußte er nicht. Im Seminar angekommen, schloß er sich in sein Zimmer ein, riß das Sünden-Register in Stücke, legte dieselben auf einen Haufen zusammen, zündete sie an, kniete davor nieder und betete die Buß-Psalmen De profundis und Miserere. Nachdem die Flamme sich züngelnd gen Himmel erhoben hatte, ließ sie die Asche auf der Erde zurück. Sodann verbarg er dieselbe in eine Büchse, die er mit einem Steine beschwerte, trat damit in der Abenddämmerung auf die Brücke des Flusses und warf sie in die Fluten. Bei dieser Handlung sprach er mit dem Propheten: „Wo ist ein Gott, wie Du, der Du die Missethat wegnimmst und die Sünden nachsiehst dem Ueberbleibsel Deines Erbes? Er läßt nicht fürder aus seinen Zorn, denn an Barmherzigkeit hat er Gefallen. Er wird wiederum sich unser erbarmen, wegnehmen unsere Missethaten und in die Tiefe des Meeres werfen alle unsere Sünden.“

Dr. Das war wahrscheinlich eine Bekehrung von ganzem Herzen.

R. Ich zweifle auch nicht daran. Seitdem ich mit ihr bekannt geworden bin, sind mir jene Worte des Propheten Michäas, welche die Liebe so erfinderisch gewählt hatte, gegenwärtig, wie keine anderen.

v. R. Wenn im Himmel mehr Freude ist über Einen Sünder, der sich bekehrt, als über neunundneunzig Gerechte, dann ist die Sünde selbst wahrhaftig kein

Beweis gegen die Fürsehung, die sie duldet, um sich aus ihr einen Triumph zu bereiten, welcher der göttlichste von allen ist, der Triumph der erbarmenden Liebe!

R. Im Sinne der Welt triumphiren die Menschensöhne, wenn sie die Feinde mit der Schärfe des Schwertes besiegt, zum Theil niedergehauen haben und zum Theil in Ketten als Sclaven im Zuge einherschleppen. Die Kinder des Lichtes sind belehrt worden, daß das ewige Wesen, der König Himmels und der Erde am herrlichsten triumphire, wenn wir ihm durch Reue und Bekehrung das drohende Richtschwert aus der allmächtigen Hand entwunden, seine Gerechtigkeit besiegt und unsere Sclavenketten der Laster zerbrochen haben.

Dr. So ziemt es sich für einen Herrn der Heerscharen. Wenn nun aber Gott nie in liebenswürdigerer Herrlichkeit erscheint, als wo er sich der Sünder erbarmt, wenn ferner unsere Vergehen die nothwendige Bedingung dieses seines Triumphes sind: sollen wir dann nicht Böses thun, damit Gutes daraus hervorgehe?

v. N. Der Zweck heiligt also nicht bloß das unschuldige, sondern auch das schlechteste Mittel? Wo kommst du hin?!

R. Auffallend, daß Sie, Herr Doctor, wörtlich eine Frage stellen, die Paulus sich im Römerbriefe aufwirft. „Verleumder sind es,“ bemerkt er dazu, „die von uns sagen, daß wir solches lehren.“ „Ihre Verdammung ist gerecht!“ lautet seine kurze Abfertigung. Wir wollen nicht versuchen, diese prägnante Antwort durch Erklärungen zu verdunkeln. Schlagend, wie sie ist, mag sie uns genügen. — — Ich gehe einen Schritt

auf der Bahn unserer Untersuchungen weiter. Sie bemerkten vorhin, Herr Baron, daß das Evangelium sein non plus ultra erreicht habe, indem es den Allerhöchsten als den Gott der Sünder darstelle. Mir scheint jedoch, daß hinter diesen Säulen des Herkules noch ein ganzes Meer der unergründlichsten Gnaden, noch ein schönes Land liegt, welches nur seiner Bebauer bedarf, um zu zeigen, daß die Fürsehung aus den Wüsteneien der Sünden die herrlichsten Pflanzungen zu schaffen versteht.

Dr. Steuern Sie denn, mein Herr, muthig wie ein zweiter Columbus, darauf zu; ich folge Ihnen, obgleich ich nicht weiß, wohin es geht.

v. N. Und ich werde den Begleitern des Entdeckers nicht gleichen, welche des Feldherrn theures Blut forderten, als sie dem neuen Lande schon so nahe waren.

R. Wie der dreifache Fluch des Balak zum dreieinigen Segen Balaam's für die Israeliten wurde, so scheint mir für alle Menschen der Fluch der dreifachen Sündenlust zum Segen des dreieinigen Gottes zu werden.

Dr. Wie verstehen Sie das?

R. Wir kurzsichtigen Geschöpfe klagen oft über die vielfachen Uebel in der Welt, und lassen uns hinreißen, die göttliche Weltregierung ihretwegen zu bezweifeln oder gar zu läugnen. Gleichwohl wendet die gütige Weisheit des himmlischen Vaters die traurigen Folgen der Sünden zu allseits segenvollen Wohlthaten.

Dr. Wie! der Fluch soll nichts als Segen, das Uebel nichts als ein Gut sein? Ist denn die Sünde nicht ewig Sünde, das Böse nicht ewig böse?

N. Gewiß, mein Lieber! Ich sprach nicht von der Sünde, sondern von den Folgen derselben. Diese sind dreifach, wie bekannt ist. In Folge der Sünde wurde Gott verunehrt, unsere Seele verdorben, unser Leib ins Elend versetzt. Das ist der Fluch unserer That. Was thut Gott? Das Zweifache haben wir schon erkannt: einerseits bereitet er sich in unseren Verunehrungen den Triumph seiner Herrlichkeit, andererseits verdrängt er die Schuld unseres Herzens durch so großen Segen, daß es „O felix culpa!" dankbar gen Himmel ruft. Das Dritte nun, worauf ich hinzuweisen im Begriffe stand, ist der leibliche, der irdisch beglückende Segen, den die strafende Hand des liebenden Vaters seinen Kindern zuwendet. Es tritt den Sünden gegenüber wie die Allmacht des Vaters und die Barmherzigkeit im Sohne, so auch die Liebe seines Geistes. Zur näheren Beleuchtung dieses Gegenstandes knüpfe ich an Gegebenes an. Wenn ich nicht irre, so wurde vor mehreren Tagen bemerkt, das Capitel über die Hungernden sei so groß, daß man ein ganzes Buch über ihr Elend schreiben könne. Allerdings. Es ließe sich aber auch ein ganzes Werk über dasselbe Capitel verfassen, welches eben so wahr und bei Weitem erbaulicher würde. Ich mache mich anheischig, jedem Nachtheile des Hungers ein Dutzend Vortheile entgegen zu setzen, und beliebt's zu wägen, statt zu zählen, so will ich jedem unparteiischen Schiedsrichter die Entscheidung desto ruhiger überlassen, ob es für uns Menschen, wie wir nun einmal sind, besser sei, daß wir vom Hunger beherrscht sind, als daß wir davon verschont blieben.

v. N. Sie hätten von vorn herein wenigstens alle

jene Magenschwachen für sich, die tagtäglich vor Mittag spaziren laufen, um sich Appetit zu verschaffen. Diese kennen ja kein größeres Uebel, als daß sie keinen gehörigen Hunger haben.

Dr. Aber, geehrter Herr, neben der Fortschaffung dieses Uebels denkt man sich auch die Magenschwäche beseitigt.

v. N. Ei, dann hättet ihr Doctoren ja gar nichts mehr zu thun, und du würdest vielleicht noch mehr klagen, als jetzt.

Dr. Um Vergebung! Wenn wir Aerzte unzufrieden sind, falls wir keine Kranken zu behandeln haben, so geschieht es deßhalb, weil wir ohne Praxis verhungern müßten. Mit dem Verschwinden des Hungers im Allgemeinen hört aber auch unser Verhungern auf. Ich verdränge also keineswegs ein Uebel durch ein anderes.

R. Sie wissen aber als Arzt besser noch als ich, daß der Hunger dem Menschen, wie er leibt und lebt, so unumgänglich nothwendig ist, wie die Luft.

Dr. Da haben Sie Recht.

v. N. Was also für unsere Erhaltung durchaus nothwendig ist, muß als Wohlthat bezeichnet werden, wenn es auch als ein Uebel angesehen wird, eben so gut, wie die Strafen für unartige Kinder und Pillen für kranke Leute. Wenn sie auch nicht schmecken, dann sagt ihr doch zum Patienten: Nimm diese bitteren Pillen, sie sind gut!

Dr. Aber, aber! üble Wohlthaten!

R. Nein, nein! wohlthätige Uebel, müssen Sie sagen, sonst verkehren Sie die Sache.

v. N. Dazu: Eure Pillen schmecken nicht; beim Hunger schmeckt es aber gerade am besten.

Dr. Oh! Sie spielen mit den Worten.

R. Je nachdem Sie dieselben auffassen.

Dr. Wie denn?

R. Hat nicht der Schöpfer eben an den Hunger alle Annehmlichkeiten des Essens geknüpft? Schlagen Sie das Vergnügen, Sich zu sättigen, so gar gering an?

Dr. Schlagen Sie es so hoch an, Sie, ein Geistlicher? Aus dem Munde eines Gourmands, der nur lebt, um zu essen, ließe ich mir allenfalls das Lob dieser materiellen Freude gefallen. Sie lehren ja doch, daß man ißt, um zu leben, und leiblich lebt, um das geistige Leben zu behaupten und zu vervollkommnen.

v. N. Du zeigst dich gewiß wieder zäh und spröde! Nach unserem Katechismus ist das Wohlgefallen am Genuß von Speise und Trank nicht sündlich; der deinige scheint zur Scrupulosität anzuleiten.

R. Ganz recht, Herr Baron. Wir kennen Sünden unter dem Namen Fraß und Völlerei, allenfalls auch Wohl- und Feinschmeckerei 2c., aber keine unter der Bezeichnung guter Appetit.

Dr. Was ist diese Wohlthat aber gegen das entsetzliche Elend, das in hungernden Familien hauset?! Darf man sich noch freuen über die Annehmlichkeiten, die ein feister Lebemensch bei gefüllter Tafel empfindet, wenn man weiß, daß in seines Nachbars Hause Weib und Kinder nach Brod schreien, der Vater aber blutenden Herzens nur mit Thränen antworten kann? Wie nimmt sich das Schauspiel eines prächtigen Gastmahls neben den Trauerscenen der schlesischen Weber aus? Während die Gäste eines englischen Lords die Leckerbissen bewunderten, die der Millionär aus allen Weltgegenden hatte herbeischaffen lassen, weinten gleich-

zeitig in den Hütten seiner Pächter abgehagerte Mitmenschen unter den Leichen ihrer bereits verhungerten Verwandten. Legen Sie alle Wohlthaten des Hungers in die eine, alle Verheerungen desselben in die andere Wagschale — was zeigt der Ausschlag?

R. Das Unglück derjenigen, die Hunger leiden, ist groß, entsetzenerregend groß. Wer möchte es läugnen wollen? Größer aber noch trotzdem, ich bleibe dabei, ist sein segensreicher Einfluß. Die Menschen mögen das Unheil verantworten, aber Gottes Fürsehung ist gerecht. Das nicht allein, sie ist gütig und weise dazu. Da es sich hier nicht mehr um die Erklärung handelt, wie solche Uebel unter dem Himmel sich vorfinden dürfen, so werde ich Besprochenes nicht abermals zur Sprache bringen. Die Vergleichung zwischen Vortheil und Nachtheil allein im Auge behaltend, baue ich auf unserer Grundlage weiter. Gesetzt, Sie wollten als Arzt die wundervolle und wohlthätige Wirkung des Hungers verkennen, als lebendes Wesen die Annehmlichkeiten nicht beachten, die sich in seinem Gefolge befinden, so werden Sie doch als vernünftiger Mensch die unberechenbare Nützlichkeit keineswegs in Abrede stellen, die nicht bloß Leib und Seele des Individuums, sondern auch die menschliche Gesellschaft zusammenhält. Was das Gewissen in der moralischen, die Anziehungskraft nach dem Mittelpuncte der Erde in der tellurischen, das Geld in der mercantilischen Weltordnung ist, das ist der Hunger in der gesellschaftlichen. Er ist die Triebkraft, welche Alles in Bewegung setzt. Ohne sie steht Alles still. Das nicht allein — es ginge Alles zu Grunde. Wenn man die Anziehungskraft aus der Natur hebt, dann gerathen die Sterne am Fir-

mament aus ihren Bahnen und lösen sich die Bestandtheile der Erde in Staub und Atome. Wer den Hunger aus den Menschen nimmt, der schafft aus Völkern, Staaten, Gemeinden und Hausständen ein unseliges Chaos.

v. N. O nein, würdest du vielleicht in einer weniger ernsten Stimmung sagen, dann spielen wir alle Herr v. Kuhwackel. Aber wer wird die Bedienten spielen, welche den Stuhl nachtragen und die Hand vor den gähnenden Mund halten?

Dr. Das fällt weg — ist dann auch nicht mehr nöthig.

v. N. Den großen Herrn spielen ohne Bedienten, geht doch auch wohl schwerlich in irgend welcher anderen Hinsicht. Das Mundschließen könnte man füglich selbst vornehmen, aber kutschiren, Pferde füttern, Stiefel putzen, kochen rc. rc. geht mit Glacé-Handschuhen unmanierlich.

Dr. Ich fasse Sie, Herr Rector, beim Worte. Sie haben vor einigen Tagen gesagt, daß es der Herren à la v. Kuhwackel sehr, sehr viele gäbe. Nun denn, die Welt geht dabei doch noch nicht zu Grunde.

R. Wenn ich mich recht erinnere, dann habe ich mich dahin ausgesprochen, daß Viele, sehr Viele es zu sein wünschen. Gesetzt aber auch, es seien deren wirklich sehr viele; zehn Millionen — die stören die Weltordnung nicht; denn die tausend Millionen Erdbewohner können zehn Millionen, hundert Thätige also einen Ueberflüssigen, mit sich fortschleppen, ohne den ganzen Organismus zu stören. Aber, Herr Doctor, was würde eintreten, wenn alle Menschen Müßiggänger wären?

Dr. Nun, es würde noch Leute geben, die auch aus reiner Liebe zur Arbeit arbeiteten.

v. N. Ausnahmen! Auf hundert Faulenzer einen, auch zehn Fleißige — thut's nicht, weder in der Familie, noch in der Gemeinde, noch im Staate.

Dr. Sie sagen ja, daß man im paradiesischen Zustande auch nicht arbeitete, als nur zum Vergnügen! Da ging doch Alles so schön und wohl!

R. Aber wir sonderbaren Erbsünder, die zu allen Verkehrtheiten so geneigt sind!

v. N. Ja, wären wir in jeder Beziehung unschuldig, Leute, die Gott und den Mitmenschen von Herzen liebten, die Keinen betrögen, Keinen bestöhlen und Keinen beneideten, nichts Böses im Sinne hätten — à la bonheur!

R. Die Vollkommenheit der Leute reichte auch noch nicht hin; es müßte überdies allenthalben Paradies sein, wo Nahrung im Ueberfluß wüchse.

Dr. Man arbeitete dann ja aus Lust und Freude.

R. In einem englischen Garten, ja — aber im Schweiße seines Angesichts — ich bezweifle. Knecht und Magd, Tagelöhner und Untergebene fielen von selbst fort, nicht wahr?

Dr. Dazu würde sich allerdings Keiner hergeben wollen.

R. Wenn dann nun aber der gnädige Herr am Amboß stehen, der galante junge Mann den Kamin fegen oder in den dunkeln, nassen und verpesteten Bergwerken arbeiten sollte; wenn Madame den Kuhstall misten und Fräulein Tochter in der Mittagssonne auf dem Felde Kraut sammeln müßte: ich befürchte, daß es zu schwer würde, beim bösen Spiel gute Miene

zu machen, geschweige mit Lust und Freude zu arbeiten. Ohne Paradies ist uns aber Schmiedearbeit, Kaminfegen, Besorgung des Kuhstalles u. s. w. unumgänglich nothwendig; was, Herr Doctor?

Dr. Es ginge wohl, aber es geht nicht. Ich habe mich so lange gehalten, als es möglich war.

v. N. Und länger, als nöthig.

Dr. Nun ja. Dieses Festhalten ist nicht pure Zähigkeit, sondern auch ein Mittel, die Wahrheit vollends ins Klare zu bringen.

N. Ganz recht. Ich vermuthete schon Anfangs, daß Sie aus Ihrem Plane wenig Ernst zu machen gesonnen seien, auf eine Erde, die Dorn und Distel trägt, hungerlose Menschen zu setzen, welche gleichwohl von allen sieben Hauptsünden in der Erbschaft überreichlich bedacht sind, von der Hoffahrt, die nicht gern den Kühen aufwartet, angefangen, bis zur Trägheit hin, die das Vergnügen der Feldarbeit in der Sonnenhitze oder das Schmieden beim Feuer wohlwollend gern Anderen überläßt.

Dr. Es liegt auf der Hand, das großartige Uebel des Hungers und der Arbeit ist nothwendig, soll unsere Welt bestehen.

v. N. Nicht bloß nothwendig, sondern auch ersprießlich.

N. Ja wohl; es ist das Vortheilhafte, das Wohlthätige der Uebel, worauf wir unser Augenmerk richten müssen. Darin liegt nach meinem Dafürhalten der Glanzpunct, der die Fürsehung im schönsten Lichte erscheinen läßt, obschon sie durch die Drangsale unseres Lebens für zu Viele verdunkelt wird. „Arbeit und Mangel“, sagt der Engländer Pope, „müssen unter

die Haupt-Wohlthaten des Schöpfers gerechnet werden, denn sonst würde uns die Langeweile martern." Beide Satztheile dieses Gelehrten sind unzweifelhaft richtig, aber der begründende Nachsatz ist offenbar viel, viel zu schwach. Es müßte etwa heißen: denn sie heben den Menschen auf die Höhe seiner Würde.

v. N. Der Beweis für die moralische Erhebung wird in dem einen Erfahrungs-Satze ausgesprochen: Müßiggang ist aller Laster Anfang.

R. Das ist das Wichtigste von Allem, liegt aber so offenkundig vor, daß wir mit Ihrem Sprüchworte darüber weggehen können. — Der Hunger treibt, was ich darüber hinaus bemerken möchte, zur rastlosen Arbeit, diese zur Weckung und Stärkung aller Leibes- und Seelenkräfte. Sie stählt den Körper und hält ihn möglichst fern von allen den Lastern, die ihn ruiniren. Die Bewegungen und der Fleiß der Arbeit sind eine bessere Medicin für den Menschen im Allgemeinen, als die beste Arznei der Apotheker; oder nicht, Herr Doctor?

Dr. Ganz gewiß. Auch diese Wahrheit ist so sonnenklar, daß wir über dieselbe hinweg zu dem schreiten dürfen, was Sie durch das Wort „Seelenkräfte" in Anregung gebracht haben. Denken wir die Welt, wie sie ist, als einen Organismus aus unzählbaren Bestandtheilen, die sich alle gleichen, ohne gleich zu sein — nicht ein Blatt ist ja dem anderen auf demselben Aste gleich —, und dennoch sind alle Einzeltheile so wenig sich fremd, daß der eine vielmehr den anderen stützt und trägt. Der Stein und die Sonne, der Wassertropfen und der Mensch, so wie sämmtliche anscheinend heterogene Dinge bilden ein Universum,

in dem man vergebens nach etwas sucht, wovon man sagen dürfte, daß es dem Ganzen nicht angehöre. Die höchste Weisheit spricht sich in diesen millionenfachen Verknüpfungen und Verkettungen aus, worin ein Ring den anderen trägt und selbst von einem seines Gleichen getragen wird, so daß das Eine des Anderen bedarf. In diesem Kosmos zeigt sich die Zusammengehörigkeit vorzüglich bei der menschlichen Gesellschaft. Alle Künste, alle Wissenschaften, alle Handwerke, alle Nachbarn helfen und bedürfen einander. Geschweige, daß der Einzelne nicht Alles zu treiben im Stande ist, kann er allein, ohne Beihülfe von den Uebrigen und ohne Vortheil für die Uebrigen nicht einmal sein einzelnes Geschäft ausführen. Wie viele Menschenhände sind in den verschiedensten Beschäftigungen thätig gewesen, bis dieses Blatt des Buches zu Stande kam! Welche Arbeitskräfte haben in Anspruch genommen werden müssen, ehe das Erz aus dem Schooße der Erde zu Typen wurde, womit diese Buchstaben gedruckt sind! Wie hat man sich in die Hände arbeiten müssen, bevor das Gebäude und die Maschine der Buchdruckerei fertig ward! Nun denke man an die Zubereitung des Papiers, angefangen von dem Flachssamen, den der Landmann in die Furchen seines Ackers streute, oder der Wolle des Schafes, oder der Baumwolle aus fremden Welttheilen, aus der ja das Tuch und nachher die Lumpen entstanden, die man zur Fabrication des Papiers gebrauchte. Wer berechnet die Mühe und den Aufwand an Unterricht und Wissenschaft, die aus einem Schiller den Verfasser dieses Werkes machten? Die gegenseitige Hülfsbedürftigkeit hält die Menschenwelt, wie die

Anziehungskraft die Körperwelt zusammen, bemerkten Sie ganz richtig.

v. N. Diese Einrichtung ist ein großes Wunder, wodurch der Ewige die Welt regiert. Die Wohlthaten derselben sind unverhältnißmäßig größer, als die Nachtheile, die durch Arbeit und Hunger veranlaßt werden. Gott könnte — wer will es bezweifeln? — uns durch Wunder kleiden und nähren, wie es Manche wünschen und verlangen, um die göttliche Fürsehung nicht mehr tadeln zu müssen. Er könnte die Röcke aus der Erde wachsen lassen, wie jede andere Frucht; er könnte alle Pflanzen und das Fleisch der Thiere so einrichten, daß sie ungekocht zu genießen wären; er hat die Macht, uns in solche Verhältnisse zu setzen, daß wir keiner Häuser und Städte bedürften: — würde eine solche Weltordnung aber damit besser sein, als die unsrige? Durch die jetzigen Bedürfnisse der Menschen werden die Geisteskräfte geweckt, und des Nachdenkens ist kein Ende. Man baut Schiffe und überwindet die Gefahren des Meeres; man steigt in das Innere der Erde und eröffnet eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum und Kenntnissen; man construirt Maschinerieen, und die schwache Hand eines Knaben kann enorme Lasten heben; man untersucht die Kraft des Feuers, macht sie dienstbar, um uns mit Windeseile von Ort zu Ort zu tragen; man legt Telegraphen an und gibt dem Bekannten, der 2- bis 300 Stunden entfernt ist, so rasche Nachrichten, als wohnte er bloß in einer anderen Straße derselben Stadt. Nie und nimmer würde man sich der bewunderungswürdigen Fortschritte des Wissens und Könnens zu erfreuen haben, wenn nicht die Unzuläng-

lichkeit des Einzelnen dazu anleitete, daß Einer für Alle und Alle für Einen arbeiten.

R. Der Hunger ist ein scharfes Schwert, geeignet, manchem Unglücklichen qualvolle Schmerzen zu verursachen, aber auch geeignet, allen Wissenschaften, Künsten und Handwerken zu den glänzendsten Siegen zu verhelfen. Die Arbeit ist mühevoll, das ist wahr, wahr aber auch, daß sie hundert- und tausendfältige Frucht bringt. Beide sind Uebel, jedoch wohlthätige, und berechtigen so wenig zur Läugnung der göttlichen Weltregierung, daß sie vielmehr die gütige Weisheit verkünden, die selbst die Sündenstrafen zu Gutthaten für die Sünder umgestaltet.

v. N. In dieser Erklärung dürfte auch die Beantwortung der Frage zu suchen sein, die einmal an mich gestellt wurde, ohne daß ich sie genügend lösen konnte.

R. Welche meinen Sie?

v. N. Warum in der Wiedergeburt der Taufe nicht auch die zeitlichen Folgen der Erbsünde gehoben würden, da doch das Wichtigere, Sündenschuld und Ausschließung von der ewigen Seligkeit, nachgelassen werde.

R. Es wäre wenigstens eine derjenigen Antworten, die wir beschränkten Menschen zu geben im Stande sind, obgleich uns die Offenbarung das Warum des ewigen Erlösungsplanes bei allen Einzelheiten weder angeben muß, noch will, noch kann. Gottes Gedanken sind nicht des Menschen Gedanken.

Dr. Auf diesem Wege der Begründung würde man auch das Dasein der Schmerzen vertheidigen können; oder nicht?

v. N. Ohne Zweifel.

Dr. Abgesehen von dem Umstande, daß die Möglichkeit der Schmerzen nicht beseitigt werden kann, ohne

die ganze Natur des menschlichen Leibes umzuschaffen, gewinnt die Gesundheit ihren Reiz und ihre Annehmlichkeit durch den Gegensatz der Krankheit. Gäbe es keine Leiden, keine Blindheit, Taubheit &c., man würde die Wohlthat des Gehörs, des Gesichtes, der Unversehrtheit überhaupt schwerlich zu schätzen wissen.

R. Man würde diese Wohlthaten eben so wenig dankbar anerkennen und sich derselben freuen, als man sich über die Anziehungskraft nach dem Mittelpuncte der Erde hin freut und dem Schöpfer dafür dankt. Unter allen, selbst gottesfürchtigen, Menschen von Adam an bis jetzt hat es schwerlich viele gegeben, die für Letzteres unserm Herr Gott Dank gesagt haben; dennoch ist jene Kraft wohlthätiger, als wenn eine Familie und eine ganze Stadt von der Cholera oder einer Ueberschwemmung bewahrt bleibt, weil Alles zu Grunde gehen würde, falls jene Kraft auch nur fünf Minuten lang der Erde ihren Schutz entzöge.

v. R. Ich wenigstens habe noch in keinem Gebetbuche die Ueberschrift eines Abschnittes gefunden, die da lautete: Dankgebet für die gnädige Andauer der Anziehungskraft . . .

Dr. Auch wohl nie einen Menschen gefunden, der sich herzvergnügt mit den Worten die Hände rieb: Was bin ich froh, daß mich der Erdmittelpunct noch auf den Beinen aufrecht erhält!

R. Scherz bei Seite, wiewohl auch er eine nicht zu verkennende ernste Wahrheit enthält. Nehmen wir die Sache, wie sie liegt. Der Mensch ist eine Welt im Kleinen; hier wie da gibt es Naturgesetze, die immerhin nothwendig und wohlthätig sind, wenn dadurch auch Unfälle entstehen. Der Blitz erschlägt wohl

bisweilen einen Mann oder übergibt dessen Haus und Hof den Flammen zum Raube, der Sturm versenkt wohl häufig ein Seeschiff mit allen, welche darauf sind, der Schnee rollt nicht selten in Lawinen von den Alpen herab, überschüttet Dörfer und begräbt ganze Familien lebendig. Das ist schlimm, sehr schlimm! Beseitigte aber der Lenker der Welt diese Naturerscheinungen, dann würde unsere Luft verpestet werden, weil es keine Winde und keine Gewitter mehr gäbe. Fiele im Winter der Schnee nicht im Uebermaße, dann lägen im Sommer Flüsse und Bäche trocken. — Zu welchen unsinnigen Folgerungen gerathen wir, wenn wir die Gesetze beseitigt wissen wollen, durch die unser Körper besteht, wächst und abnimmt!

v. N. Gott hat Alles gut gemacht.

R. Steigen wir aus der physischen in die moralische Lebenssphäre: wie heilsam sind da die Leiden! Ich habe einen jungen Mann gekannt, den einzigen Sohn einer Witwe, der durch seine Ausschweifungen nicht bloß das Vermögen der Mutter verschwendete, sondern ihr auch unsäglichen Kummer verursachte. Nicht Policei, nicht Nachbarn, nicht Freunde, nicht Pfarrer vermochten das Unheil abzuwenden, das immer drohender über die sonst geachtete Familie hereinbrach, denn der Mensch wurde im Trunke gefährlich. Eines Tages kommt er in gewohntem Zustande aus dem Wirthshaus über die Straße, fällt, bricht ein Bein zweimal, wird dadurch eilf Wochen ans Bett gefesselt — und in Folge davon ein gehorsamer Sohn und guter Christ. Werden Sie das Unglück nicht Glück nennen?

Dr. Es wiederholt sich in tausend Fällen; das ist sicher.

R. Was oft der Verstand der Verständigen nicht sieht oder nicht sehen will, das fassen schon unsere Schulknaben. Zu den Gedichten, die sie unter der Leitung des biederen Lehrers declamiren gelernt haben, gehört auch dieses von Friedrich Rückert, welches ich mit ihnen auswendig weiß:

Gesundheit tröstet leicht sich selber,
Die Krankheit braucht den Tröster;
Mit diesem Spruch hat der Prophet
Getröstet einen Kranken.

Wenn Gott in seinem Rath beschließet,
Daß krank ein Frommer werde,
Heißt er zu ihm vier Engel gehn,
Daß jeder ihm was nehme.

Den ersten Engel heißt er nehmen
Die Kraft aus seinen Gliedern.
Der Engel geht und nimmt die Kraft,
Und schwach fühlt sich der Kranke.

Den andern Engel heißt er nehmen
Den Schmack von seiner Zunge.
Der Engel geht und nimmt den Schmack,
Ihm schmeckt nicht Trank noch Speise.

Den dritten Engel heißt er nehmen
Das Roth von dem Gesichte.
Der Engel geht und nimmt das Roth,
Und todbleich wird der Kranke.

Den vierten Engel heißt er nehmen
Die sünd'ge Lust vom Herzen.
Der Engel geht und nimmt die Lust,
Rein wird das Herz des Kranken.

Ist nun in Gottes Rath beschlossen,
Daß wieder er geneset,
So spricht Gott zu den Engeln: Geht,
Gebt ihm das Seine wieder.

Gib ihm die Kraft, spricht er zum ersten,
Damit er stark sich fühle;
Zum andern: Gib ihm den Geschmack,
Daß Speis' und Trank ihm munde.

Gib ihm das Roth, spricht er zum dritten,
Daß seine Wange blühe;
Doch zu dem vierten spricht er nicht:
Gib ihm die Sünde wieder.

Da spricht zu Gott derselbe Engel:
Die andern alle gaben
Ihm das Empfangene zurück,
Warum nicht ich das Meine?

Gott aber spricht: Wozu erkranken
Hätt' ich den Frommen lassen,
Wollt' ich ihm wiedergeben, was
Er gerne hat verloren?

„Was aber soll ich mit ihr machen?
Ich kann sie nicht behalten!"
Wirf sie ins Meer; ein Krokodil
Soll aus der Sünde werden.

Will mit Gewalt nun der Gesunde
Die Sünde wieder haben,
So mag er sie sich holen aus
Des Krokodiles Rachen.

Dr. Die Personification durch die Engel macht den Gedanken recht anschaulich.

R. Ich darf Ihnen versichern, daß diese Kinder überzeugende Einsicht in die Zweckdienlichkeit der menschlichen Krankheiten haben. Unlängst besuchte ich einen Knaben, der dieses Gedicht mit den übrigen Schülern seiner Classe auswendig gelernt hatte und nachher ziemlich bedeutend erkrankte. Er, der sonst so muthwillig war, daß ich ihm nicht zugetraut hätte, vierundzwanzig Stunden ruhig im Bette zu liegen, war der ruhigste Patient geworden, den Sie Sich denken können. Seine Eltern sagten mir, daß er nicht einmal eine Miene der Unzufriedenheit und des Ungehorsams zeige. Ich ließ nur ein paar Worte fallen, daß der liebe Gott die Kinder in der Krankheit nicht verlasse, als er gleich auf die vier Engel hinwies und betheuerte, daß er immer, immer folgen wolle, wenn er wieder gesund geworden sei. Er machte über das Verhältniß der Krankheiten zu der Besserung derartige Reflexionen, daß ich mich wunderte, wie der Junge dazu käme. So viel ich später von seinem Lehrer hörte, dem ich die Unterredung mittheilte, waren sie zwar zum Theil Erinnerungen an das, was er in der Schule zur Erklärung des Gedichtes vernommen hatte; zum großen Theile waren seine Bemerkungen aber originel, die ihm für sein zeitliches und ewiges Glück in späteren Jahren nicht ohne Nutzen sein werden, wenn er auch als Knabe seine guten Vorsätze wieder bald vergessen sollte. Ich bin gespannt, was er machen wird, wenn er wieder unter seine Mitschüler geräth.

Dr. Er ist also bald wieder gesund?

R. Ja, nur soll er in der Herbstluft nicht zu früh ausgehen.

v. N. Ich habe einen Herrn gekannt, welcher in vielen Beziehungen achtungswerth war, aber nach meinem Dafürhalten zu sehr an den Herrlichkeiten dieser Welt hing. Er wurde auf einer Reise nach dem schönsten Lande Europa's blind, den Gefahren der Augenlust somit entzogen und zur Einkehr in sich selbst angehalten. War es nicht ein segenvolles Unglück für ihn? Nimm ein Beispiel auch aus der Geschichte. Ludwig Philipp hatte sich gewiß nicht ohne Schuld in Verhältnisse verwickelt, in denen er voraussichtlich nie die ernste Gesinnung erhielt, das wieder gut zu machen, was er verfehlt hatte. Der Knoten wurde mit dem Schwerte durchgeschlagen, weil er sich nicht mehr lösen ließ. Ludwig Philipp, der Sohn des Schauder erregenden Herzogs von Orleans, von den Barricaden aus auf den Thron erhoben, der über den Trümmern einer legitimen Majestät errichtet war! Von Volks-Gnaden zum Herrscher der Franzosen erkoren, von Volks-Wuth als Verbannter aus Frankreich vertrieben! Siebenmal hatte ihn die Fürsehung aus offenbarer Lebensgefahr wunderbar errettet, siebenmal gab sie ihm also Frist und Gelegenheit, zu bedenken, daß eine höhere Hand walte. Aber was thun in goldenen Ketten weltgebietender Herrlichkeit? Die Macht auch der glänzendsten Verhältnisse fesselt. Erst, als der Unglückliche glücklich in England gelandet war, athmete seine Seele frei. „Wie Karl X., wie Karl X.!" rief er wiederholt auf fremdem Boden. Tief betrübt beklagte ihn in seinem Elend die treue Gattin; aber bin ich recht berichtet, meine Herren, so begrüßte mit stiller Ergeben-

heit diese fromme Maria Amalia die Stunde seiner Entthronung als den Anfang seiner gnadenvollen Zeit. Aller Macht beraubt, konnte er von da an leicht, was er früher in der Fülle seiner Gewalt wohl schwerlich je über sich vermochte. Um Seelenruhe wiederzugeben, muß nämlich die Reue den Vorsatz einschließen, allen zugefügten Schaden gut zu machen. Liegt dieser Ersatz aber außer dem Bereiche der Möglichkeit, so reicht der gute Wille allein schon hin. Wie heilsam kann also das Leiden, wie segensreich der Fluch geworden sein, der den Verstorbenen aus der Welt heraus- in sich selbst hineinführte! Sollte dieser sein Fall nicht die beste Gelegenheit gewesen sein, wieder aufstehen zu können?

Dr. Sie werden mit dem Dichter zu sprechen geneigt sein:

„Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!"

v. N. Ich stimme ihm vollkommen bei und füge hinzu: Noth lehrt beten! Wenn dieses alte Sprüchwort wahr ist, wie ich überzeugt bin, dann liegt in den Drangsalen unseres Lebens eben so viel Weisheit als Güte der Fürsehung. Die Regel der Welt ist und bleibt, daß Gottesfurcht und Tugend nicht im Ueberfluß und in den sinnlichen Vergnügen, sondern nur bei denjenigen zu suchen ist, die von irgend welchen Leiden gedrückt sind. Da ich sage: die Regel lautet dahin, so stelle ich Ausnahmen eben so wenig in Abrede, als Sie übersehen dürfen, daß auch in Palästen

nicht selten Noth in vollem Maße zu Hause ist. Nach allen Erfahrungen meines Lebens behaupte ich mit größter Entschiedenheit, daß in den Bitterkeiten unserer Tage eine Heilskraft verborgen liegt, wie sie von zu Wenigen erkannt und von noch Wenigeren gewürdigt wird. Ich will damit keineswegs sagen, daß das zeitliche Elend an und für sich eine Tugend sei. Es kann im Gegentheil sogar Veranlassung werden zu Neid und Haß gegen die Mitmenschen, zum Zorn und zum Fluch gegen den Himmel, wie andererseits Wohlstand oft eine Quelle der Gottes- und Nächstenliebe wird. Wäre es nicht so, dann schwände alle Güte und Weisheit aus dieser Anordnung; denn dann klebte materiel am Gelde das Laster und an den Bettellumpen und Wunden die Tugend, d. h. die moralische Weltordnung wäre vernichtet, die freie Selbstbestimmung zu Grabe getragen, Verdienst und Mißverdienst fast unmöglich, Lohn und Strafe ungerechtfertigt. In der jetzigen Anordnung der Fürsehung hält die Weisheit der Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Weisheit die Wage, um den Bedrängten an höheren Schätzen zuzumessen, was ihnen an irdischen Gütern abgeht, und den Vorzug der so genannten Glückskinder gewaltig herabzudrücken.

Dr. Mit dieser Ausgleichung der Unterschiede und Vermögensverhältnisse der Menschen gibt man sich jedoch wenig zufrieden.

v. N. Kann das aber ein Jota von der Wahrheit wegnehmen?

R. Die Kluft zwischen Arm und Reich würde so klaffend nicht sein, wenn man vernünftig und christlich dächte, noch weniger, wenn man vernünftig und christlich handelte. Die irreligiösen Schriften und Reden

sind es am meisten, was die Reichen von den Armen und die Armen von den Reichen auf schreckenerregende Weise getrennt hat, während die Religion nicht bloß sagt, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, sondern auch selbst in zeitlichen Dingen die eine Classe der anderen bis zum vollendeten Communismus wunderbar nahe führt — NB. zu dem freiwilligen, der aus christlicher Liebe entspringt und in den apostolischen Zeiten einen gewissen Grad der Vollendung erreicht hatte.

v. N. Die Weltgeschichte, Wilhelm, ist eine Art von Weltgericht. Was liesest du darin? Alle Völker stiegen empor und sanken herab in dem Verhältnisse ihrer Tugenden. Die Tugend aber, die virtus der Römer z. B., die männliche Seelenstärke, wuchs im Kampfe mit den Schwierigkeiten. Die Fülle des Glückes dagegen erzeugte Weichlichkeit, Sittenlosigkeit, Zwiespalt u. s. w.; die großen Charaktere verschwanden aus dem Staatsleben, als die Uebermacht des Geldes auf dem Wege der Intriguen zu den höchsten Aemtern führte. Glückliche Zeiten, als man die Helden hinter dem Pfluge herholte und die tapfersten Feldherren beim Rübenkochen anzutreffen waren! Sind also Arbeit, Mühe und Drangsale nicht wohlthätige Uebel?

Dr. Ja, es ist nicht ohne Grund, was Sie vorbringen.

v. N. Noch lange nicht.

N. Ich bin der Letzte, welcher den Werth wahrer Fortschritte zu verkennen geneigt ist, aber nicht so blind, in Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie den Erlöser der Welt zu erblicken. Man hat uns gesagt: Der Mensch wird von dem Fluche befreit, den die Theologen Folge

der Erbsünde nennen, wenn er nicht mehr an das Spinnrad und den Webstuhl wie ein Sclave gefesselt ist und die Maschinen statt Menschenhände arbeiten. Der neue Heiland ist erschienen. Sind die Arbeiter glücklicher, ich will nicht fragen, besser geworden? Ist das Loos der Armen günstiger? Hat die Civilisation, wo sie sich von der Religion getrennt, das verheißene Heil gebracht? Welche furchtbare Lehre predigte die Wuth der Fabriksarbeiter, welche vor einigen Jahren die Maschinen zertrümmerten, die sie von der Nothwendigkeit erlösen sollten, im Schweiße ihres Angesichts das Brod zu verdienen! Nach einer Richtung hin werde ich Ihre feste Zustimmung erhalten, wenn ich es als meine volle Ueberzeugung ausspreche, daß man nicht eher hören wird, als bis man fühlt, wie das Heil nicht in dem liegt, was man irrthümlich und fälschlich Fortschritt und Civilisation nennt.

Dr. O, dahin kommt es, das ist gewiß. Die Zeichen sind schon da, daß Ihre Prophezeiung in Erfüllung geht, aber man ist verstockten Herzens und sieht sie nicht. Nach Art der Juden erwartet man einen Messias, der nur für die Kinder Abraham's, die Banquiers 2c., bestimmt sein soll, der die Proletarier und alle seine Feinde durch Soldaten sich zu seinen Füßen legt und etwas Anderes, als das Evangelium der Armen predigt. Die Kluft wird immer klaffender — sie muß und wird sich schließen.

v. N. Durch die Lehre der Gleichmacherei geht es aber auch nicht, denn Arme werden wir immer unter uns haben.

R. Wie im Himmel die Ruhe in dem dreieinigen Gott besteht, so wird sie auch auf Erden nur durch

die dreieinige göttliche Tugend: Glaube, Hoffnung, Liebe, möglich. Auch das ist gewiß, Herr Doctor! Armuth und Leiden können, wie gesagt, so wenig als die einzige Quelle des Uebels anzusehen sein, daß sie vielmehr Wohlthaten genannt werden müssen, die in der Hand der ewigen Weisheit so nothwendig und ersprießlich sind, wie Sturm, Blitz und Regen. Wollen wir das Evangelium nicht nach Art der Socialisten mißbrauchen, dann dürfen wir Christus wahrhaftig nicht als den Chef des modernen Communismus hinstellen; dann dürfen wir nicht, wie neuere Schriftsteller zum Zwecke des Betruges gethan haben, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange reißen. Der Sinn der christlichen Offenbarung zielt offenbar darauf ab, die Armen, die Trauernden, die Verfolgten selig zu preisen, weil sie dulden. Zur Revolution aufwiegeln will kein Buch weniger, als die Bibel.

v. N. Das Wohlthätige der Sündenstrafen liegt außer dem Angeführten auch noch in dem Wohlthuenden, welches die Sühne dem menschlichen Herzen schon auf Erden bereitet. Die Stimme des Gewissens, die uns das Leiden als gerechte Strafe erscheinen läßt, bringt Geduld und Beruhigung; die Stimme der Vernunft, welche uns die Drangsale, Kreuz und Noth als Heilsmittel und Wege zur Besserung darstellt, bringt Bereitwilligkeit, die Widerwärtigkeiten zu ertragen; das Gefühl endlich, die beleidigte Gerechtigkeit zu versöhnen, erweckt in gläubigen Gemüthern einen heiligen Frieden, den der Ungläubige verspottet, weil er ihn nicht fasset. Seine Sünden zu sühnen, ist nicht bloß eine Pflicht, sondern auch eine beseligende Erleichterung. Jede Schuld bringt unsere Seele in Disharmonie

mit der Wahrheit; da dieser Zustand aber ein widernatürlicher ist, so sucht unsere Seele aus demselben herauszukommen, koste es, was es wolle. Das Sündige nun liegt in dem sinnlichen Genuß verbotener Vergnügen, der eigentlich ungeschehen gemacht werden müßte, um schuldlos zu sein, wie man es vorher war. Indem man aber Geschehenes nimmermehr ungeschehen machen kann, so fordert die Sühne naturgemäß eine freiwillige Entziehung anderer Vergnügen, die erlaubt sind, oder eine freiwillige Uebernahme von Leiden, die den Gegensatz zu jenen Vergnügen bilden. Darin liegt die psychologische Erklärung des für so Viele Unerklärlichen, daß Leiden sogar gewünscht werden können.

Dr. In Ihrer dialektischen Entwicklung ist der Widerspruch allerdings gelös't; aber das wirkliche Leben ist oft ganz anders, als man auf dem Papier oder mit Worten noch so schön speculirt.

R. Diese Speculation, Herr Doctor, ist aber der getreue Abdruck des tagtäglichen Lebens. Uns Geistlichen begegnen die Beweise dazu ungesucht. Ein Beichtvater macht oft die Erfahrung, daß wahre Büßer ihn mit der Bitte angehen, er möge ihnen doch eine strenge Buße aufgeben. Diese Bußen sind aber, wie Sie wissen, Uebernahmen von Leiden oder Entziehung des sinnlich Angenehmen. Ein reuiges Gemüth sucht und liebt dieselben, weil sie ihm Erleichterung und übersinnliche Wonne bereiten. Ich erinnere mich eben eines Beispiels, das in die Oeffentlichkeit gekommen ist: In einem der Bagno's von Frankreich lebt ein Mann, den der Pater Lavigne nach seiner eigenen Aussage für einen Heiligen hält, obgleich er ein Galeeren-Sträfling ist. Eines Tages, so erzählt Lavigne, suchte dieser mich im

Beichtstuhle auf. Nach der Beichte sprach ich einige Worte mit ihm, wie ich das zu thun pflege. Die Ruhe seines Gesichtes sprach mich besonders an, und die präcise Kürze seiner Antworten reizte mich, eine längere Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Nach manchem Hin- und Herfragen begann er mir seine Geschichte zu erzählen.

„Wie alt seid Ihr?" sprach ich. — „Fünfundvierzig Jahre, mein Vater."

„Wie lange seid Ihr schon hier?" — „Zehn Jahre."

„Müßt Ihr noch lange hier bleiben?" — „Lebenslänglich."

„Weßhalb seid Ihr denn verurtheilt?" — „Wegen Brandstiftung."

„Ohne Zweifel, mein armer Freund, habt Ihr es längst tief bereut, daß Ihr ein solches Verbrechen begangen habt." — „Ich habe Gott viel beleidigt, aber dieses Verbrechen habe ich nicht begangen. Ich bin dennoch gerecht verurtheilt; aber Gott ist es, der mich verurtheilt hat."

Diese Antwort machte mich noch neugieriger, und ich fragte: „Wie meint Ihr das, mein Freund? Erklärt Euch darüber."

Darauf erzählte er: „Ich habe den lieben Gott viel beleidigt und bin ein großer Sünder gewesen. Nach vielen Verirrungen hat Gott mein Herz gerührt, ich beschloß, mich zu bekehren und das Vergangene wieder gut zu machen. Aber nach meiner Bekehrung fühlte ich noch immer große Unruhe; es lag mir wie ein Stein auf dem Herzen. Ich hatte den lieben Gott so schwer beleidigt; konnte ich glauben, er habe Alles vergessen? Und dann wußte ich nichts, womit ich die unseligen Sünden meiner Jugend wieder gut machen sollte, und

doch fühlte ich ein tiefes Bedürfniß, Genugthuung dafür zu leisten. Da brach in der Nähe meiner Wohnung Feuer aus, der Verdacht fiel auf mich, und ich wurde verhaftet. Während meiner Haft war ich viel ruhiger, als ich je gewesen; ich sah wohl vorher, daß ich würde verurtheilt werden, aber ich war auf Alles gefaßt. Endlich kam der Tag, wo das Urtheil gesprochen werden sollte. Die Geschwornen verließen den Saal, und in diesem Augenblicke glaubte ich eine Stimme in mir zu hören: „„Wenn ich dich verurtheile, so verspreche ich dir auch, dich glücklich zu machen, dir den Frieden wiederzugeben."" Und wirklich fühlte ich mich jetzt ruhig und glücklich. Die Geschwornen kamen zurück und erklärten mich für überwiesen des Verbrechens der Brandstiftung, unter mildernden Umständen. Ich wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen, die man ohne Zweifel einer ganz anderen Ursache zugeschrieben hätte, als der Freude, die ich empfand. Man führte mich in das Gefängniß zurück, dort sank ich auf das Stroh nieder und vergoß einen Strom von Thränen, so süß, daß der wollüstigste Mensch mit Freuden um den Preis all seiner Genüsse das Glück erkauft hätte, sie vergießen zu können. Der unaussprechliche Seelenfriede hat mich bis jetzt nicht verlassen; ich suche alle Pflichten zu erfüllen und Allen in Allem zu gehorchen: ich sehe in denen, die mir befehlen, nicht den Aufseher, die Wächter, sondern Gott. Ich bete überall und immer, und die Zeit vergeht mir reißend schnell, die Stunden wie Minuten, die Tage wie Stunden, die Monate wie Tage, die Jahre wie Monate, ja, noch schneller. Niemand kennt mich; man glaubt, ich sei gerecht ver-

urtheilt, und das ist auch wahr. Auch Sie sollen mich nicht kennen, mein Vater; ich sage Ihnen weder meinen Namen, noch meine Nummer; aber beten Sie für mich, darum beschwöre ich Sie, daß ich Gottes Willen erfülle bis zu meinem Lebensende."

Ich habe ihn nur noch einmal wieder gesehen, als er eines Abends mit den Anderen zur Beichte kam. Seitdem habe ich mich vergebens bemüht, ihn wiederzufinden, er entzieht sich allen meinen Nachforschungen; auch der Almosenier, mit dem ich über seine Geschichte gesprochen habe, kennt ihn nicht. Ich bin zweimal nach dem Bagno zurückgekehrt, aber alle meine Bemühungen, ihn zu finden, waren fruchtlos; er ist unsichtbar für mich, aber sein Andenken ist mir tief ins Herz gegraben.

In dieser kurzen, aber wahren Geschichte haben Sie einen eclatanten Beweis für die psychologische Bemerkung des Herrn Barons.

v. N. Derartige Fälle gibt es die Menge, die aber nicht zum geringsten Theile an die Oeffentlichkeit kommen.

Dr. Ich läugne nicht, daß etwas Richtiges dabei zu Grunde liegt, das mit der Natur der Gefühlswelt in Einklang steht.

v. N. Oskar v. Redwitz hat, wie mir just einfällt, denselben Gedanken in sein Gedicht vom Bettler-Testament niedergelegt. Ich habe dasselbe zur Hand. . . .

Des Bettlers Testament.

„Nun könnt ihr noch ihn sehen, er hat es bald vollbracht!"
Der Priester spricht's im Gehen und schreitet durch die Nacht.

Die Kammerthür ist offen, draus flackert matter Schein;
Die Nachbarn stehn betroffen und schleichen still hinein.

Und wie sie eingetreten, sie scheu zum Bette schau'n;
Der Bettler nickt im Beten, sie knie'n in stummem Grau'n;
Am Kleid der Mütter halten verzagt die Kinder sich,
Und All' die Hände falten — o, wie so feierlich!

Zur Ecke feucht umdüstert ans Crucifix er schaut;
Horch! wie bewegt er flüstert, und „Amen" spricht er laut,
Sitzt fürstlich auf im Strohe, sein Bart wallt blendendweiß,
Sein Aug', das demuthshohe, beschauet ernst den Kreis:

„Da ich nun komm' zum Sterben, so hört mein Testament!
O ihr glücksel'gen Erben, wie man sie selten nennt!
Mehr als zwölf Rosse tragen von Gold und Edelstein,
Soll aus des Bettlers Tagen jetzt euer Erbtheil sein.

„Die Thränen all', die bittern, die ich geweinet hab',
Der alten Hände Zittern am dürren Bettlerstab,
Mein greises Haupt voll Schmerzen, der Kniee schwanker Tritt,
Und, ach! in meinem Herzen so mancher blut'ge Schnitt;

„All meine sauren Pfade in Sonnengluth und Schnee,
Mit ihrem Thränenbade all meiner Nächte Weh,
All meines Mundes Aechzen, all meiner Seele Noth,
All meiner Lippe Lechzen nach einem Bissen Brod;

„All mein vergeblich Pochen an warmem, hellem Haus,
Die hingeworfnen Knochen von manchem fetten Schmaus;

Der Zecher scheltend Höhnen, mit dem sie mich verjagt,
All mein verwundnes Stöhnen, mit dem ich's Gott
geklagt:

„Das alles sollt ihr erben, so sei's euch kund gethan!
Ich ruf' bei meinem Sterben den Herrn zum Zeugen an;
Der mög' es euch gewähren, was nun mein Mund ver-
spricht,
Der mög' an euch verklären den Spruch: „„Durchs Kreuz
zum Licht!““

„Doch sieh, wie ihr erbleichet ob meinem Testament!
So weit die Erde reichet, sie doch kein reichres kennt;
Denn alle meine Habe ich nur vom Herren hab',
Und wollt ihr reichre Gabe, als die mein Gott
mir gab?“

Da funkelt hell sein Auge, erhoben dräut die Hand,
Der letzten Thräne Lauge beperlt sein grob Gewand.
Doch mälig blickt er milder, er senkt die Hand zugleich:
Im Schauen alter Bilder wird ihm das Herz so weich.

Er heißt sie zu sich kommen, und Jedes näher kniet;
Von heil'ger Scheu beklommen jed Aug' in seines sieht.
Und seine Hände legen auf all die Häupter sich,
Und wie zum Sterbesegen beginnt er feierlich:

„Einst war mein Wille König, sein Reich war Ehr'
und Gut,
Leibeigen ihm und fröhnig war jeder Tropfen Blut;
Der Stolz war seine Krone, die Lust sein Hermelin,
Es kniet vor seinem Throne manch schnöde Buhlerin.

„Da schlürft' ich alle Hefen vom gift'gen Sinnenmost,
Mir pflückten hundert Even am Baum der Welt
die Kost;
Den Glauben schalt ich Fabel, und Höll' und Him-
melreich,
Und Kain oder Abel — das alles galt mir gleich.

„Mich hat der Pfropfen Springen als Sacrament geletzt,
Ich hab' beim Glockenklingen gar oft den Hirsch gehetzt;
Gewissen spürt' ich selten, und öffnet' es den Mund,
Da mußt's mit Stoß und Schelten sich schmiegen wie ein Hund.

„Und auf der Hoffart Zinne stand ich, mein eigner Gott,
Ich selbst war meine Minne, mein Heiland war mein Spott;
Da warf von jäher Spitze der Herr mich in den Staub,
Es sengten seine Blitze am Baum des Glücks das Laub.

„Und all der Noth Gesellen, sie zogen her in Eil',
Den kahlen Stamm zu fällen mit wild geschwungnem Beil:
Draus sah ein Kreuz ich zimmern mit hastigem Geschick;
Man warf trotz Klag' und Wimmern mir's scheltend aufs Genick.

„Und schnell stand ich in Lumpen, noch erst in Sammt geschnürt;
Statt Leckerkost und Humpen ich Durst und Hunger spürt';
Statt Schlafs auf üpp'gem Bette mich Wind und Regen schlug,
Und, ach! statt goldner Kette ein schweres Kreuz ich trug.

„Und mit verbiss'nem Hassen zog murrend ich hinaus,
Als Bettler auf den Gassen ging ich von Haus zu Haus.
Da ward mein Stolz zerrissen gleich einem morschen Kleid,
Da macht' sich mein Gewissen als grimm'ger Tiger breit;

„Und brüllt die Bestien alle, die alten Laster wach,
Und hieb die scharfe Kralle in ihren Nacken jach,
Daß gell aus meinem Munde ihr röchelnd Stöhnen scholl,
Und ihre blut'ge Wunde mir aus den Augen quoll.

„Mit unbarmherz'ger Geißel schlug mich der Reue Schmerz;
Da grub des Elends Meißel den Herrn mir in das Herz;
Da zerrt' ich an dem Ringe der ird'schen Sclaverei —
Und sieh, der Gnade Klinge hieb Welt und mich entzwei.

„Und drauf des Schicksals Hammer stets mächt'ger auf mich hieb,
Bis er des Glaubens Klammer ins tiefste Herz mir trieb,
Und von demselben Hiebe der letzte Tempel fiel,
Drin Lust und Eigenliebe gethront in frevelm Spiel.

„Doch, wie so ganz im Staube die Stadt des Herzens lag,
Flog drüber eine Taube mit geist'gem Flügelschlag;
Ich spürt', wie neugeboren, den lichten Gnadenschein —
Da zog zu offnen Thoren mein Heiland festlich ein.

„„Kommt all, die ihr beladen und, ach! mühselig seid,
Ich will mit meinen Gnaden erquicken euer Leid;
Die ihr aus meinen Armen euch elend habt verirrt,
Ich such' euch voll Erbarmen, ich bin der gute Hirt.““

„Und, ach! mein Herz, das zog ihn in all sein Fleisch und Blut,
Und meine Seele sog ihn lechzend wie frische Flut,
Daß auch die Fasern alle sein heilig Fleisch genährt,
Den letzten Tropfen Galle sein heilig Blut geklärt.

„Mit Küssen und Gekose hielt ich mein Kreuz umfaßt,
Wie eine duft'ge Rose trug ich die süße Last;
Und wie durch Lilienfluren folgt' ich des Herren Weg,
Es glänzten seine Spuren gleich einem goldnen Steg.

„Und wie ich so ergeben als Jünger nachgewallt,
Er durch mein ganzes Leben jedweden Tritt vergalt;
Er war zu allen Zeiten mit seinem Kreuz mir nah:
„„Ich will dich gern begleiten, bin selbst ein Betteler ja!““

„Und wenn auf kalten Steinen umsonst ich klopft' ans Thor,
Daß meiner Augen Weinen zu eis'gen Blumen fror,
Da zeigt' er mir durchstochen die Hand mit blut'gem Schein:
„„Wie oft muß ich erst pochen — und läßt mich Niemand ein!""

„Und wenn mit wundem Fuße ich wankte gen die Nacht,
Und noch beim Engelsgruße kein Brod mir heimgebracht,
Zeigt' er der Füße Wunden mit schmerzlichem Gesicht:
„„Ich such' oft hundert Stunden ein Herz und find' es nicht!""

„Und wenn auf hartem Lager ich oft nach Schlummer rang,
Die Schwermuth bleich und hager mein dunkles Herz umschlang,
Da kniet' mit blut'gen Locken er hin voll bittern Weh's:
„„O sieh, noch ist nicht trocken der Schweiß Gethsemane's.""

„Und wenn ob rauhem Hohne ich oft in Leid versank,
Da zeigt' er mir die Krone, das Rohr mit Gallentrank,
Des Rückens blut'ge Hiebe, der Seite Lanzenstich:
„„Sieh, ich bin selbst die Liebe — und sieh, so liebt man mich!""

„Und ach, mit jeder Stunde mein Kreuz ich lieber trug,
Ich küßte jede Wunde, die Gott der Herr mir schlug;
Dem Heiland ähnlich werden in all dem bittern Leid,
Das ward mir nun auf Erden die tiefste Seligkeit.

„Nicht Eine Stund', nicht eine, war ich nicht froh und reich,
Sein Wille und der meine, sie waren immer gleich;
In seinem heil'gen Namen ward all mein Reden stumm;
Ich sagte stets nur „„Amen"", und fragte nie: „„Warum?""

„So hatt' ich mich vernichtet in meiner Schwäche Nacht,
Da ward in mir errichtet der Flammenthron der Macht;
Und als so ganz mein Eigen ich Gott umklammert hab',
Müßt' ich zur Hölle steigen, ich zög' ihn mit hinab!"

Da sinkt er müd zusammen, doch glänzt sein Angesicht,
Es glüht in jungen Flammen verklärt sein Augenlicht,
Wie oft vorm letzten Schimmer die Lampe flackernd brennt:
„Verwerft ihr nun noch immer des Bettlers Testament?"

Da küssen Alle schweigend die hingesunkne Hand,
Da weinen All', sich neigend, sie auf sein rauh Gewand,
Und lauschen seinem Sterben und schauen betend drein,
Und Alle wollen Erben des heil'gen Bettlers sein. —

Drauf schauend aufgerichtet streckt er die Hand empor:
„Ich seh' die Nacht gelichtet, es springt das Himmelsthor;
Ich schaue weit und weiter, schon träuft das Licht durchs Blau,
Als goldne Himmelsleiter ich all mein Leiden schau'.

„Von Strahlen übergossen winkt mir der Herr zum Sieg;
Hinan, hinan die Sprossen! Flieg, meine Seele, flieg!"
Und knieend zum Willkommen er weit die Armen biegt —
Da ist sein Aug' verglommen — und seine Seele fliegt.

Nicht wahr, das ist schön?

R. Und aus dem wirklichen Leben entnommen; ich selbst habe schon Aehnliches am Sterbebette erfahren.

Dr. Ach ja, am Sterbebette! — Es kommt vor, ich selbst muß es bezeugen. — Es gibt Leidende, die sogar im fürchterlichsten Unglücke noch glücklich, selig sind. — —

v. N. Kann nach all dem Gesagten der Denkende und Unbefangene die Fürsehung anklagen, die in den

Sünden und deren Folgen solche Triumphe feiert, daß die göttliche Barmherzigkeit nicht bloß die Wunden heilt, welche der sündige Mensch sich schlägt, sondern daß auch die Liebe und Weisheit aus diesen Wunden Quellen des Segens und der Wonne bereitet?

R. Was würde aus der Welt werden, wenn der unzufriedene Mensch die Macht hätte, sie zu ändern, wie ihm die Macht beiwohnt, ihre Einrichtung zu tadeln?

v. R. Das blinde Heidenthum sah gemäß der Mythe vom Phaëton in seiner Abenddämmerung des Aberglaubens klarer, als mancher Erleuchtete in dem Jahrhundert der Lichtfreunde. Es gibt in unserer Zeit des Weltverbesserns viele solche Phaëtons, welche auf die Vorstellungen des großen Gottes nicht eingehen wollen, ihm doch nur ja nicht in die Weltregierung einzugreifen. Würde es ihnen, wie damals dem Sohne des Helios, gestattet, die Zügel zu ergreifen, der Sonnenwagen geriethe sicher am ersten Tage, vielleicht sogar in der ersten Stunde aus seiner Bahn, die Wolken würden in Brand gesteckt und nicht bloß, wie jene Sage angibt, die Aethiopier und Indier schwarz gefärbt, sondern auch Bäume, Städte und Völker der Erde vernichtet werden.

R. Man könnte einwenden, in dem Plane der Weltverbesserer würde sich auch die Umänderung vorfinden, daß der Mensch dann nicht kurzsichtig urtheilte. Mit der Beschränktheit seiner Erkenntniß schwände also die Gefahr, daß er die Ordnung der Dinge verderbte, statt zu verbessern.

v. R. Die Verschlimmerung der fraglichen Weltverbesserung würde dadurch nicht so gar kolossal sein, wie

bei den jetzigen beschränkten Urtheilen der Unzufriedenen, sondern in dem Maße abnehmen, als unsere Einsicht an Vollkommenheit zunähme, immer aber hinter der jetzt bestehenden weisen und gütigen Weltordnung zurückbleiben, bis die menschliche Erkenntniß der göttlichen gleich stände. Wir haben, wohlbemerkt, schon erkannt und allgemein zugegeben, daß es Unsinn ist, irgend einem Menschen Gottes Vollkommenheiten auch nur wünschen zu wollen. Wäre das Unmögliche auch möglich, besäße das endliche Wesen die Eigenschaften des unendlichen Gottes, was hätten wir dann? Dieser Mensch voll göttlicher Weisheit würde die Welt in dem Falle präcise so regieren, wie der alte Herr Gott sie eben leitet.

R. Da haben Sie ganz Recht; dahin müßte es kommen. Nehmen wir also die Welt, wie sie ist, sammt der Beschränktheit unserer Erkenntniß. Trotz der anscheinenden Unvollkommenheiten, trotz der Sünde und ihren Folgen ist ihre Leitung gut.

Dr. Was namentlich den Mangel des Wissens betrifft, so können wir uns dessen getrösten. Ich kann mir nichts Traurigeres denken, als wenn wir in unseren Verhältnissen Alles wüßten.

R. Sie weisen dadurch auf das Wohlthätige einer Sündenstrafe hin, von der ich bemerken möchte, daß das aus derselben herfließende Unheil groß ist. Aus der Ignoranz stammen die Irrthümer, die von den schädlichsten Folgen sein müssen, besonders wenn sie verschuldet sind. Dieses vorausgesetzt, stimme ich Ihnen bei, wenn Sie sagen, daß in der Ordnung der Dinge selbst die Beschränktheit des Wissens ihre segenvolle Seite hat.

Dr. Ich habe darüber niemals ein Bedenken gehegt. Alle Annehmlichkeiten, welche in der Speculation, im Studium, in den philosophischen Forschungen liegen, wären ohne Beschränktheit und Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Erkennens abgeschnitten. Was aber das Wichtigste ist: wer wollte die Zukunft zu wissen wünschen? Wer möchte das Unglück, das auch ihn erwartet, alle Tage vor Augen haben? wer die Stunde seines Todes mit allen Umständen, die ihn begleiten werden, kennen? Mit der Erfüllung eines so unbesonnenen Wunsches wäre die Möglichkeit jeglicher Hoffnung dahin, dieses einzigen Trostes im Unglück, dieser reichen Quelle der Geduld, der Zufriedenheit und Seligkeit.

v. N. Gott besitzt aber ja doch die Allwissenheit, ohne dadurch unglücklich zu sein.

R. Wir können uns mit ihm auch in diesem Puncte nicht vergleichen, weil er bei seiner unendlichen Erkenntniß zugleich alle anderen Vollkommenheiten und die unendliche Seligkeit in sich selbst besitzt, und weil er dazu keine Zukunft, keine Schicksale hat.

v. N. Ach ja, das liegt so nahe, und doch sah ich es nicht auf den ersten Blick.

Dr. Wüßten die Menschen immer, was ihnen bevorsteht, wie würde ihnen das Leben leid werden! Ergreifender, als in der Kassandra, die Sie gewiß kennen, kann es nicht leicht dargestellt sein. Als Alles in Troja sich freute, wandelte diese Seherin einsam in dem Lorberhaine, indem sie das große Unglück sah, das der Stadt und dem Volke bevorstand. Sie redet ihren Gott an mit den Worten, an die ich oft gedacht habe:

Warum gabst du mir, zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o, nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben!
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt,

Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

R. Was die Unwissenheit in der intellectuellen, das ist die Blindheit der Leidenschaften in der moralischen Sphäre; diese führen zu allen Thorheiten und Fehlern. Ob sie aber an sich betrachtet so verwerflich sein sollen, daß sie nicht in vielen Beziehungen zum Segen gereichen? Ich bin keineswegs der Ansicht, glaube vielmehr, daß sie zur Tugend, zum Wohle der menschlichen Gesellschaft, wie zum Laster und Verderben leiten können. Obgleich sie aus der Sünde stammen und zur Sünde führen, so liegt in ihnen dennoch eine Kraft, die nur gehörig benutzt zu werden braucht, um für die einzelnen Menschen wie für die Gesammtheit die besten Dienste zu leisten. Jene natürlichen Zuneigungen und Abneigungen, die wir Leidenschaften nennen, scheinen mir fast ein Hauptband zu sein, das den Bestand des Organismus unseres Leibes insbesondere, wie des Staatskörpers im Allgemeinen sichert: Selbstliebe, Neugierde, Ehrgeiz, Entrüstung, Zorn, Widerwille, Vergnügungssucht, die einzelnen Charakterzüge der Temperamente, ja, wohl alle Begierden, wie sie Namen haben.

Dr. Sie sind verderblich, wenn man ihnen wie wilden Rossen die Zügel schießen läßt, aber von großem Nutzen, falls sie vernünftig geleitet werden. Es ist dieses ein Punct, den die Erziehungskunst nicht genug beachten kann. Aus einem Knaben von cholerischem Temperamente z. B. kann alles Gute und alles Schlechte werden.

v. N. Ja, gerade das Feuer des Cholerikers befähigt den Menschen zu den erhabensten Opfern des Heldenmuthes, so wie zu dem schrecklichsten der Schrecken.

Dr.

„Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur."

Das gilt auch vom Feuer der Leidenschaft.

R. Nimmt man selbst das fürchterlichste aller Uebel, das den Menschen unter allen Erdenplagen betroffen hat, den Tod — die Natur selbst sträubt sich dagegen, und doch weiß auch ihn die Fürsehung zum Heile der sündigen Geschöpfe zu verwenden. Was bietet ihr Aerzte nicht auf, um ihn so fern zu halten, wie möglich! Welche Sorgen, welche Kosten läßt man sich nicht gefallen, um denselben für ein Jahr, oft für einen Monat hinauszuschieben! Welchen Triumph würden die Männer vom Fach feiern, wenn sie den Satz: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben," unwahr machen könnten! Hat man ja doch schon vor einigen Jahren Halloh geschrieen, als man mit Hülfe des Chloroform den Fluch vereiteln zu können meinte, der über Eva verhängt wurde. Was würde es geben, wenn man das Contra vim mortis non est medicamen in hortis umzustoßen in Stand gesetzt würde, wenn man den Baum des Lebens auch außer dem Paradiese anträfe!

Dr. So gefürchtet der Tod ist, so furchtbar wäre ein Leben auf Erden ohne ihn.

R. Ich glaube auch, wenigstens für Menschen, wie wir sind.

Dr. Tausende mögen ihn scheuen, Tausende sehnen sich aber auch nach ihm.

R. Besonders nach gewissen Jahren und in gewissen Verhältnissen. Ein Paulus rief aus: „Wann werde ich doch einmal aufgelös't, um bei Dir, o Gott, zu sein?"

Dr. Denken wir einmal an all die Unglücklichen, die keine andere Hoffnung mehr haben, als daß das Grab ihnen endlich Ruhe schaffe.

v. N. Milton läßt in seinem verlornen Paradiese den himmlischen Vater, wie ich noch unlängst las, ungefähr Folgendes sprechen: „Die Sünde hat alle Dinge entstellt und was unverdorben war, verdorben. Ich erschuf den Menschen mit zwei schönen Gaben versehen, mit Glückseligkeit und mit Unsterblichkeit; da er jene thörichter Weise verloren hat, dient die andere ihm allein, sein Elend zu verewigen. Ich rief deßhalb den Tod. Dieser wird seine letzte Arznei. Nach einem Leben unter großem Trübsal geprüft und durch Glauben und gläubige Werke gereinigt, soll er ihn zu einem zweiten Leben wieder losgeben." Dem stimme auch ich so sehr bei, daß ich dieses Urtheil zu dem meinigen gemacht habe, oder, besser ausgedrückt: Milton leiht meiner Ueberzeugung, die ich schon seit Langem hege, Worte, die mir besonders zusagen.

R. Da wir wieder auf Dichter gerathen sind, so vernehmen Sie doch auch noch folgende ergreifende Rhapsodie von Schubart:

Der ewige Jude.

(Eine lyrische Rhapsodie.)

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
Und rasten wollt' vor Ahasveros' Thür:
Ach! da versagt' ihm Ahasver die Rast
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür:
Und Jesus schwankt', und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt. Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt!"
Ein schwarzer höllentfloh'ner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte; nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha,
Noch sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die," mit stierem
Vorgequollnem Auge raf'ts der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber — Ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die",
Brüllt Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich Verworfner,

Ich kann nicht sterben! Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.

„Jerusalem sank. Ich knirschte dem Säugling,
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;
Doch, ach! doch, ach! der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.

„Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer,
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch sie fiel und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir;
Ich aber blieb, und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Aetna's grausen Schlund,
Und wüthete hinab in seinen Schlund:
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul, und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. Ha! zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr, und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch', und lebte noch!

„Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein,
Und verzehrte mich nicht.

„Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbesiegten Deutschen:
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir,
An meinem Schädel splitterte

Des Sarazenen hochgeschwungnes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen, auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lende
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt.
Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangre Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft,
Betäubt stürzt' ich herab und fand mich geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.

„An mir sprang der Stahlkolben des Riesen;
Des Henkers Faust lahmte an mir;
Des Tigers Zahn stumpfte an mir;
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Circus.
Ich lagerte mich zu gift'gen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm;
Doch die Schlange stach, und mordete nicht!
Mich quälte der Drach', und mordete nicht!

„Da sprach ich Hohn dem Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: Du bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen und würgten mich nicht.

„Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Müh'n!
Den Staubleib tragen! mit seiner Todtenfarbe
Und seinem Siechthum! seinem Gräbergeruch!

Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht?
Ha, so laß es niederdonnern auf mich!
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße
Ausgestreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und sterbe!"

Und Ahasveros sank. Ihm klang's im Ohr;
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder ins Geklüft,
„Da schlaf' nun," sprach der Engel, „Ahasver,
Schlaf' süßen Schlaf; Gott zürnt nicht ewig.
Wenn du erwachst, so ist er da,
Deß Blut auf Golgatha du fließen sahst,
Und der — auch dir verzeiht."

Dr. Ich finde nicht selten, daß man eher Alles, als den Tod, erdulden möchte, behaupte dennoch, daß man den Tod Anderer mehr fürchtet, als den eigenen, und, wenn er eingetreten ist, mehr beklagt, als man den seinigen betrauern würde, wenn man todt noch lebendig fühlen und weinen könnte.

R. Diese Thränen des Mitleids am Grabe der Verwandten und Freunde sind werthvolle Ehrenerklärungen der Menschlichkeit der Menschen; man halte sie nicht zurück, weder bei sich, noch bei Anderen, wie solches mitunter in aufrichtiger Liebe, aber unbeson-

nener Weise erstrebt wird. Man lasse die Lebenden unter ihren Todten sich satt weinen. Diese Thränen erleichtern nicht nur das beklommene Herz, sondern sie zahlen auch einen Tribut, den wir der Natur schulden; sie sind gerechtfertigt, wenn man auch weit mehr sich selbst beklagt, weil man einen Geliebten verloren hat, als den Beklagten, der, wer weiß, wie oft! der Klage nicht bedarf. Dürfte man bei derartigen Trauerscenen die kalten Verstandes-Operationen eben so zu Rathe ziehen, wie das Herz, ich zweifle nicht, daß die Eigenliebe in gar vielen Fällen mehr Einfluß übt, als die Nächstenliebe; ich zweifle nicht, daß der erlittene Verlust schwerer wiegt, als das Schicksal des Verlornen. Ich rechne hierhin z. B. die Thränen einer Mutter bei der Leiche ihres unschuldigen Kindes. Eine Eigenliebe ist ganz gewiß die reiche Quelle ihrer Thränen, welche freilich durchgehends in einem dunkeln, unbewußten Gefühle verborgen liegt. Gott behüte mich, daß ich auch nur den geringsten Schatten des Tadels auf sie fallen lasse; denn — den Geheimnissen des leidenden Herzens darf man sich nur mit zarter Scheu und Ehrfurcht nahen.

v. N. Hier in dieser Sammlung steht das hübsche Gedicht von Chamisso über die Mutter und das Kind. Sie kennen es schon, Herr Rector. Ich habe Sie bereits früher darauf aufmerksam gemacht.

R. Ich bitte, lesen Sie doch. Ich werde dadurch zugleich ersehen können, ob ich es anzumerken etwa unterlassen habe.

v. N.

Die Mutter und das Kind.

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein,
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde fallend
Auf den versenkten Sarg
Ihn dumpf und schaurig schallend
Vor ihren Augen barg,
Hat Thränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind;
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wann Andrer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finstrer Klaus' und weint;
Wann Andrer Schmerzen lindert
Die Nacht, und Alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Thränen bittre Flut.

Wie einst sie unter Thränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarer Weise
Das Kindlein sie sich nahn;
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie trauernd an.

„O, Mutter, in der Erden
Gewinn' ich keine Rast;
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Thräne fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß;
Mein Hemdlein und das Linnen,
Sie sind davon so naß.

„O, Mutter, laß dein Lächeln
Hinab ins feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln;
Dann trocknet's wieder aus;
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblühn es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

„O, weine nicht! sei munter!
Was helfen Thränen dir?
Komm lieber doch hinunter,
Und lege dich zu mir.
Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein;
Du liegst auf weichen Rosen
Und schlafest ruhig ein."

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört;
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinabgegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

Dr. O, ja! Den Tod Anderer beklagend, beklagen wir uns selbst. Es ist wahr, ganz wahr!

R. Trauern mögen wir also, aber nicht trostlos; denn im Sterben liegt ein Trost, den wir zu selten genugsam beachten. An den Gräbern unserer Verstorbenen mögen mir ausrufen: „Herr, wie unerforschlich sind deine Rathschlüsse, wie unergründlich deine Wege!“ nie aber an Gottes liebevoller Fürsehung zweifeln; denn wo die Noth am größten ist, da ist der Herr am nächsten, wo der Tod säet, wird das Leben geärntet, wo wir kurzsichtigen Menschen uns am wenigsten beruhigen, liegt die ewige Ruhe. Was mögen die Seligen dort oben wohl denken, wenn sie sehen, wie wir geplagten Sterblichen diejenigen beweinen, welche für die Zeit die Ewigkeit, für die Erde den Himmel, für die Menschen Gott eingetauscht haben! Wie ganz anders mögen diese das Sterben ansehen!

v. N.

„Denn will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.“

Dr. Ja wohl, unsere Klagen sind nicht immer gerecht, und doch so natürlich.

R. Darum gerechtfertigt.

Dr. Die Trostlosigkeit rührt vielfach daher, weil das Grab so schauerlich still, so dunkel ist.

R. Dahinter ist Licht, Herr Doctor, voller Tag!

Dr. Und davor?!

v. N. Dämmerung, die so licht ist, daß man die Hand der Fürsehung deutlich erkennen kann, wie sie den größten Fluch der Sündenthat, der den Leib trifft, zum größten Segen wendet, den Tod tödtet und durch

das Sterben Leben erwecket. Das Schauerliche des Sterbens rührt allerdings, Wilhelm, von der dunkeln Nacht her, die im Grabe liegt. Wir erschrecken wegen der Finsterniß, die uns über das Loos nach diesem Leben im Zweifel läßt; denn wir sehen ins Grab, aber nicht durch dasselbe hindurch.

Dr. Das ist es eben.

v. N. Es ist nichts gewisser und zugleich ungewisser, als der Tod — nichts gewisser, als daß wir sterben werden, nichts ungewisser, als wann und wie wir sterben werden. Daher diese ängstliche Beklommenheit, weil Keiner weiß, ob er des Segens oder des Fluches werth ist.

R. Das kann nicht anders sein, weil ja alles Schalten und Walten der Fürsehung die menschliche Freiheit nicht vernichten will, noch vernichten darf. Dadurch weisen Sie zugleich auf eine dritte Wohlthat des Todes hin, die von großer Bedeutung ist. Soll er wirklich das Ende aller Leiden und der Anfang des wahren Lebens sein, dann muß man die Winke verstehen und beachten, die er den Sterblichen gibt. Wie könnte auch der größte Wohlthäter Jemanden zum Glücke hinführen, wenn man ihm nicht folgen wollte?

Dr. Welche Winke meinen Sie?

R. Ich glaube schon einmal bemerkt zu haben, daß ich auf der Universität Vorlesungen des Mediciners Nasse besuchte. Nachdem er uns mit den Haupt-Einzelheiten des menschlichen Körpers bekannt gemacht hatte, kam er eines Tages in den Hörsaal, begleitet von einem Diener. Dieser setzte das, was er trug, auf einen Tisch neben dem Katheder nieder. Es war mit

einem großen weißen Tuche verhüllt und ragte hoch über die zahlreichen Zuhörer hervor. Der Professor stieg hinan und hob den Schleier weg Alles war in stiller Erwartung, und bald darauf in stiller Betrachtung. Denn es stand ein Todtengerippe vor uns, dem bei seinem Erscheinen der Professor die Worte in den Mund legte: „Mensch, was du jetzt bist, das war auch ich, und was ich jetzt bin, das wirst auch du sein!" „So reden", sagte jener Gelehrte, der seinen Beruf erkannte, „so reden die Todten, auch wenn sie keine Lippen mehr öffnen und keine Zunge mehr bewegen, zu jedem, der Ohren hat, um zu hören, und Augen, um zu sehen." Nach dieser kleinen Einleitung fuhr er in seinen Entwicklungen da fort, wo er in seinem letzten Vortrage stehen geblieben war. Indeß die Wirkung jener ersten Worte war nicht so schnell entschwunden, wie der Schall; denn mir und gewiß manchem anderen Zuhörer werden sie unvergeßlich bleiben. Das sind die Winke, Herr Doctor, von denen ich sprach.

v. N. Tausend ja, die kann man verstehen!

R. Sie werden aber nicht immer verstanden; darum darf der Tod auch nicht Alle gleich gnädig aufnehmen.

v. N. Dem Einen nimmt er wenig und gibt ihm Alles; dem Anderen nimmt er Alles und gibt ihm nichts . . .

R. Als Verderben und was er verdient hat. So ist es recht!

Dr. Der Arzt ist mit ihm vertraut, jedoch nicht so, daß er stets gleichgültig mit ihm umgehe.

R. Der Mensch muß außerordentlich abgestumpft sein, wenn er die Stimme des Todes gar nicht versteht. Sie ruft zu laut, daß das Leben ernst ist; sie ermahnt zu eindringlich, die Tugend zu üben, das Laster zu fliehen, die Zeit so zu gebrauchen, wie man auf dem Sterbebette wünschen wird, sie angewendet zu haben. Hierin liegt das Segenvolle, das die Fürsehung hineingelegt hat. Der Tod des Leibes wird so die Auferstehung von dem Tode der Seele, und Andere sterben sehen macht selbst geistig leben.

v. N. Es liegt viel in den Worten der heiligen Schrift: „Mensch, gedenke der letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen!"

R. Wer nicht gedankenlos daran denkt, der wird sich nicht entschließen, eine Sünde zu begehen. Wenn ich mir lebendig vorstelle, wie diese Hand hier, wer weiß, wie bald! von allem Fleische entblößt sein wird, wie kann ich sie zur bösen That ausstrecken? Wer bringt es über sich, neben der Leiche seines Freundes stehend darüber zu sinnen, wie er seiner Lust fröhnen könne? Wer sieht die bleichen Lippen eines Dahingeschiedenen und öffnet zu gleicher Zeit den Mund zum Fluchen? Es überläuft uns ja schon ein heiliger Schauer, wenn wir in die gebrochenen Augen eines Sterbenden schauen; welche heilsame Vorsätze müßten stets in uns wach erhalten bleiben, wenn wir immer an unser eigenes letztes Ende dächten!

v. N. Wir lieben die Tugend so wenig der Tugend wegen, daß es der Verheißungen und der Drohungen, der Hoffnung und der Furcht bedarf, um uns zur

Uebung derselben anzutreiben. Ein stärkeres Mittel als den Tod gibt es wohl schwerlich, und dennoch sündigen wir.

R. Weil kein Tugendmittel unsere Freiheit vernichtet, und weil wir ans Sterben nicht gern und darum nicht oft und reiflich genug denken.

Dr. Selbst bei Leichen fallen aber bisweilen, wie ich weiß, gräuliche Worte und Thaten vor.

R. Warum? Weil es Ungeheuer gibt.

v. N. Wenn bei solchen Unmenschen alle liebevollen Absichten vereitelt werden, die der Allerbarmer sogar in den Tod hineingelegt hat, dann fällt auf jene die Verantwortung. Gott hat das Seinige gethan, und seine Fürsehung rechtfertigt sich selbst.

Dr. Es gibt nicht wenige, die am Tode namentlich die Ungewißheit tadeln und die Stunde zu kennen wünschen, wann er kommen wird. Aber man braucht nicht tief zu blicken, um einzusehen, daß der Tod viel grauenvoller sein würde, wenn seine Ankunft uns bekannt wäre. Seine schreckenerregende Gestalt würde uns allenthalben begleiten und jede Freude im Keime ersticken. Auch glaube ich, daß der Fortbestand der Menschheit in Frage gestellt wäre, wenn Vater und Mutter wüßten, wann sie ihren Kindern, oder die Kinder ihnen entrissen werden sollten.

R. Wer nicht weiß, „wann der Herr des Hauses kommt, Abends oder um Mitternacht, beim Hahnenruf oder Morgens“, wer dazu nicht weiß, wo und wie er sterben wird, dem ist vor Allem das Segenvolle geboten, daß er sich in der totalen Abhängigkeit von Gott fühlt, was für zeitliches und ewiges Heil von der

größten Bedeutung sein muß. Wenn jetzt schon Viele, nicht etwa im Scherze, sondern in frevelndem Ernste, mit den Gottlosen im Buche der Weisheit singen und denken: „Lasset uns die Vergnügen genießen, so lange sie noch da sind, und uns mit Rosen bekränzen, ehe sie verwelken!" — was würde geschehen, falls der Tod Niemanden übereilte? Man würde ja sicherlich des thörichten Glaubens leben, nach einem beständigen Wandel auf den Wegen des Lasters sei das Seelenheil sicher gestellt, wenn man am letzten Tage seine Rechnung mit dem Himmel abschlösse. Solche Frevler wissen nicht, „daß es fürchterlich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen"; sie wissen nicht, „daß Gott seiner nicht spotten läßt". Sie kennen nichts aus allen göttlichen Offenbarungen, als dasjenige etwa, was aber, wohlgemerkt, nur ein einziges Mal darin vorkommt, daß ein Sünder in der letzten Stunde des Lebens gerettet wurde, der Schächer am Kreuze.

v. N. Diese Wahrheit, daß es möglich, aber selten ist, in der Todesnoth nach einem Leben voll Sünden sich wahrhaft zu bekehren, hörte ich einmal handgreiflich darstellen, als der Prediger sich an diejenigen wandte, welche sich in ihrem lasterhaften Leben mit dem Vorsatze trösten, das Alter gottesfürchtig zubringen zu wollen. „Sagt dir nicht", so fragte er, „der gesunde Menschenverstand, daß es unwürdig und unzureichend ist, wenn du das frische und gesunde Fleisch deiner Jugend ganz allein genießen willst und, falls alles aufgezehrt ist, du deine alten Knochen unserem Herr Gott bringst mit den Worten: „„Da, die opfre ich Dir!""

Dr. Nun, das war ein verständlicher Wink!

v. N. Aber ganz wahr. Der Tod greift uns überhaupt nicht besonders zart an. Ein Künstler würde gegen alle Regel verstoßen, wenn er den feinen Herren und Damen zu Lieb den Sensenmann, der doch auch sie einmal besuchen muß, mit seidenen Handschuhen bekleidet auftreten ließe. Dieser Gast kommt in die Salons, wo man nichts Angelegentlicheres zu thun weiß, als die Zeit zu vertreiben, ungeladen und unwillkommen, obgleich er dort der Willkommenste sein sollte, da er den meisten Zeitvertreib bietet, indem er ja die Zeit auf ewig vertreibt. Er hat nie ein Complimentirbuch studirt, stört sich an keine Etiquette, und erhält dennoch in allen Palästen Zutritt.

R. Auch darin hat der Tod sein Gutes; nicht wahr, Herr Doctor!

Dr. Das mein' ich. Es fehlte noch, daß auch der einen Unterschied zwischen Armen und Reichen machte!

R. Er thut es nicht, weil die Fürsehung Alles bis zum Sterben hin gut einrichtet. Sie läßt den Menschen seine Freiheit mißbrauchen, sie läßt ihn durch seine Sünden sich gegen die göttlichen Anordnungen empören, sie läßt ihn durch die gerechten Sündenfolgen ins Elend sinken; aber die Barmherzigkeit hebt ihn wieder heraus, die Weisheit bringt die bewunderungswürdigste Ordnung in die gränzenloseste Unordnung, und die Liebe benutzt das Böse als gute Gelegenheit, Wohlthaten zu spenden. Kurz, Gott offenbart sich den Sünden gegenüber in seiner ganzen Majestät, und die Fürsehung feiert darin ihren Triumph. Alles dieses, sollte ich sagen, müsse dem Zweifler schon ein Fingerzeig sein, der ihm deutlich genug anzeige, daß

er die Fügungen Gottes in den Schicksalen der Menschen weder zu läugnen, noch auch bloß zu tadeln befugt ist.

v. N. Und daß die Klagen des Trostlosen verstummen müssen, wenn er beim Anblick der Uebel, die ihn treffen, neben der gerechten Demuth, sie als Folgen der Sünde zu erkennen, noch in Erwägung zieht, was uns von Anfang an beschäftigte. Man mag nämlich klagen, zweifeln, läugnen, so viel man zu seinem eigenen Verderben will, es bleibt dennoch wahr, was der Unzufriedene nicht hinlänglich, der Lästerer gar nicht anerkennt: — diejenigen Uebel sind als Klagepuncte von vorn herein abzuweisen, über welche die Ankläger selbst nicht einig sind, ob es wirklich Uebel seien; die der Einbildung entspringen, mögen diejenigen Leute zum Proceß gegen unsern Herr Gott vorbringen, welche, mit fixen Ideen behaftet, Gehör zu finden keinen Anspruch machen können; die Uebel der Welt aber, die nichts als einfache Unvollkommenheiten sind, wollen wir getrost pantheistischen Träumern überlassen, welche aus dem Menschen und der Erde einen vollendeten Gott gemacht wissen wollen. Wer endlich über jene Schläge des Schicksals klagt, die wohlthätiger als alle Annehmlichkeiten des Lebens auf das Heil der Menschheit einwirken, der muß sich gefallen lassen, zu den unvernünftigen Kindern gezählt zu werden. Das ist meine Ueberzeugung, die gern darauf verzichtet, Allen zu gefallen.

Dr. So viel geht aus unseren Besprechungen unwiderleglich hervor: Wer Ursache zu haben glaubt, sich über die Fürsehung zu beklagen, der hat allen Grund, die

Ursache seiner Unzufriedenheit eben so sehr in Zweifel zu ziehen, als das weise Walten der Schicksals-Bestimmung.

R. Die schönen Abendstunden sind wieder abgelaufen. Es ist bereits so spät, daß ich nicht länger verweilen darf. — Sie wollen also morgen abreisen, Herr Doctor?

Dr. Ich bedaure, daß ich muß. So Gott will, der Alles lenkt, komme ich wieder; wo möglich, bald.

R. Ich freue mich jetzt schon auf Ihre Rückkunft.

Dr. Möchten Sie, Herr Rector, mir eine Gelegenheit bieten, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die freundliche Aufnahme zu bezeigen, die Sie mir erwiesen haben!

v. N. Eine Reise nach B... gehört nicht in das Reich der Unmöglichkeiten. Was sagen Sie dazu, Herr Rector?

R. Sogar in das Reich der Wünsche, die mehr sein dürften, als pia desideria.

Dr. Wie wünsche ich, mich Ihnen für die bereitwillige Aufopferung der Zeit erkenntlich zu beweisen, die meine Anwesenheit Ihren Beschäftigungen entzogen hat!

R. Beschäftigungen entzogen?! Möchte ich jede Stunde meines Lebens so gut verwendet haben, wie diese! ich würde in ungetrübter Fröhlichkeit leben und ruhig sterben. Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir zu solcher Verwendung Gelegenheit gaben!

Dr. Nein — allen Dank Ihnen! — Durch meine Abreise werden leider unsere Unterhaltungen abgebrochen; es freut mich jedoch, daß sie zu einem gewissen Abschlusse durchgeführt werden konnten.

R. Auf baldiges Wiedersehen!

Dr. Leben Sie wohl!

R. Adieu, das heißt: zu Gott!

v. N. Ein schönes, zu oft gedankenlos ausgesprochenes Wort!

Dr. Adieu!

v. N. A Dieu!

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Menden, J. G. V.

Das Walten der Fürsehung Gottes in den Schicksalen der Menschen

Bd.: 1

Köln 1854